Geschichte der deutschen Kaiserzeit: Bd. Gründung des Kaiserthums. ...

Wilhelm von Giesebrecht

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Erster Band.

Gründung des Kaiserthums.

Vierte Auflage.

Mit einer Uebersichtskarte von H. Kiepert.

Braunschweig,

C. A. Schwetschke und Sohn.

(M. Bruhn.)

1873.

Digitized by Google

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Erster Band.

Erster Theil.

Entstehung des deutschen Reichs.

Vierte Auflage.

Mit einer Uebersichtskarte von H. Kiepert.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1873.

Digitized by Google

DD124
G5
1917
v.1:1

Digitized by Google

Dem Andenken

Friedrich Wilhelms IV.

Königs von Preußen.

M64535

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede zur ersten Auflage.

Das Buch, dessen erster Theil hiermit der Lesewelt übergeben wird, beginnt von der Gründung des deutschen Königthums und des römischen Kaiserreichs deutscher Nation, stellt in seinem weiteren Gange die Glanz- und Blüthezeit dieses Reichs dar, indem es von den glorreichen Thaten der Ottonen, der fränkischen Kaiser und Hohenstaufen erzählt, und endet mit den Kämpfen, in denen das Kaiserthum den vereinten Angriffen der Päpste, Reichsfürsten und freien Städte erliegend von seiner stolzen, weltbeherrschenden Höhe herabsteigen mußte. Der Gegenstand dieses Buchs ist demnach die geschichtliche Periode, in welcher der Wille, das Wort und das Schwert der dem deutschen Volke entstammten Kaiser die Geschicke des Abendlandes entschieden, in der das deutsche Kaiserthum vor Allem der Zeit Anstoß, Richtung und Leitung und dadurch ihr eigenthümliches Gepräge vor anderen Zeiträumen gab, — der Gegenstand ist *die deutsche Kaiserzeit*, wie wir diese Periode mit einem kurzen, doch kaum mißverständlichen Namen bezeichnet haben.

So groß und allgemein anerkannt die Wichtigkeit dieser Zeit für die weltgeschichtliche Entwicklung ist, hat sie doch für unser Volk noch eine ganz besondere, klar hervorstechende Bedeutung. Denn nicht allein, daß jene Kaiser aus dem deutschen Volke hervorgingen und Deutschland der Hauptsitz ihrer Macht

Digitized by Google

war, es verschmolzen auch erst innerhalb dieser Zeit die deutschen Stämme, wie sie damals zum ersten Male staatlich in sich geeinigt und gegen die umwohnenden Völker abgegrenzt waren, zu einem einigen Volke, das dann in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft seine besondere und eigenthümliche Entwicklung gewinnen konnte. Ueberdies ist die Kaiserzeit die Periode, in der unser Volk, durch Einheit stark, zu seiner höchsten Machtentfaltung gedieh, wo es nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügte, sondern auch anderen Völkern gebot, wo der deutsche Mann am meisten in der Welt galt und der deutsche Name den vollsten Klang hatte.

Zu vielfach hat unser Volk die traurigen Folgen seiner inneren Zersplitterung erfahren, zu schwer hat es unter dem Einfluß fremder Mächte, welche die innere Spaltung Deutschlands für ihre Zwecke benutzten, zu leiden gehabt, und zu lange ist es in der ununterbrochenen Entwicklung seiner reichen Kräfte gehindert worden, als daß es nicht mit der heißesten Sehnsucht nach jener Zeit eines einigen, großen, mächtigen Deutschlands zurückverlangen sollte. Diese Sehnsucht durchzieht unser ganzes Volk; sie durchdringt das gesammte deutsche Leben in unseren Tagen. So verschiedenartige Richtungen sich auch in der Gegenwart durchkreuzen, so entgegengesetzte Parteibestrebungen sich bekämpfen: hier begegnen sie sich. Aber sie trennen sich sofort wieder bei der Frage, wie das Ziel der allgemeinen Sehnsucht zu erreichen sei. Es möchten da wohl Manche die längst zertrümmerten Formen einer fernen Vergangenheit, wäre es möglich, wie sie einst waren, herstellen, um das Leben der Gegenwart in sie zu zwängen; Andere wünschen die Bildungen der neueren Zeit mit denen einer früheren zu verbinden, der Eine auf diese, der Andere auf jene Weise; wieder Andere wollen auf ganz neuen Grundlagen die Einheit des deutschen Reichs und Volkes herbeiführen. Tausend Pläne, die man entwirft, tausend Wege, die man einschlägt: wer möchte sagen, ob einer von ihnen und welcher zum Ziele führt?

Digitized by Google

Vielleicht daß man sich eher einigte, wenn man sich allgemeiner bemühte, das innere Wesen und die eigenthümliche Gestalt jener fernen Zeit kennen zu lernen, in der einst das einige, große, mächtige Deutschland eine Wahrheit war, wenn man an der Hand der Geschichte die Bedingungen zu ergründen suchte, unter denen das deutsche Volk damals einen weltbeherrschenden Einfluß gewinnen und durch Jahrhunderte behaupten konnte. Um so näher liegt es, wie man meinen sollte, die Vergangenheit hierüber zu befragen, je sicherer man der Antwort ist. Denn jene große Zeit unseres Volkes hat sich nicht unbezeugt gelassen. Sie spricht zu uns in den hochragenden Münstern und den festen Mauern der alten Städte, in den bemoosten Burgen, die von unseren Bergen blinken; sie tönt zu uns herüber in Helden- und Minneliedern, deren Laute uns noch jetzt verständlich sind; in Flur und Wald, auf den Höhen und im Thale gehen die Sagen von des alten Reichs Herrlichkeit und Pracht um, und unsere Vorfahren haben unwidersprechliche Zeugnisse ihrer Macht und Größe in vielen Tausenden alter Pergamente und in zahlreichen Geschichtswerken hinterlassen. So ist es wahrlich kein vergebliches Bemühen, Natur und Wesen jener Zeit zu ergründen, sie in deutlichen Zügen sich gegenwärtig zu machen.

Und schon sehen wir über das ganze Deutschland eine ungemein rege wissenschaftliche Thätigkeit verbreitet, die sich auf die Erforschung des deutschen Mittelalters richtet und gerade mit besonderer Vorliebe der Kaiserzeit zuwendet. Keine Mühe wird gescheut, um verborgene werthvolle Reste der Vergangenheit an das Licht zu ziehen; mit unermüdlicher Geduld und systematischer Gründlichkeit wird Alles, was sie uns überliefert hat, bis in das Einzelnste untersucht. Da erscheint Gesetz und Regel, wo man vordem nur Willkür sah, in inneren Zusammenhang treten Erscheinungen, die unerklärbar schienen; nicht nur reicher und lebensvoller gestaltet sich von Tag zu Tag das Bild unserer großen Vorzeit, sondern auch klarer, übersichtlicher, verständlicher.

Digitized by Google

Es sind die uneigennützigsten Bestrebungen, denen wir solche Aufschlüsse über unsere große Vergangenheit verdanken; sie suchen zunächst keine andere Befriedigung, als die unmittelbar in der Wissenschaft selbst gegeben ist, aber sie weisen doch zugleich über dieselbe hinaus. In der Liebe zum Vaterlande wurzelnd, auf das Leben des eigenen Volkes gerichtet, stehen diese Studien ja mitten inne in den Strömungen der nationalen Entwicklung. Ihrer Natur nach populär, haben sie die Theilnahme des Volkes in Anspruch zu nehmen. Nur von dieser getragen können sie zu ihrer vollen Blüthe gelangen; wie sie andererseits, zu vollkräftiger Entfaltung gediehen, auf das Volksleben eine durchgreifende Rückwirkung üben müssen.

Niemand, der tiefer die geistige Bewegung unserer Zeit auffaßt, wird wohl verkennen, daß sich ein wohlthätiger Einfluß dieser Studien auf das Leben bereits kundgiebt. Die auf die Höhen der Macht gestellt sind, begreifen die Bedeutung derselben und fördern sie durch manches Zeichen ihrer Huld; die hervorragendsten und weitblickendsten Geister der Gegenwart erkennen den nationalen Gewinn, den sie verheißen; das Gebiet deutscher Kunst und Wissenschaft beginnt durch sie nach vielen Seiten hin erweitert und umgestaltet zu werden. Aber dennoch fehlt sehr viel daran, daß die Theilnahme des Volkes an diesen Studien eine allgemeinere sei, daß auch nur die Mehrzahl Derer, die sich zu den gebildeten Klassen zählen, für den Gang derselben ein lebhaftes Interesse zeigte. Wie wäre es sonst möglich, daß noch immer die abenteuerlichsten Vorstellungen über die Rechtszustände des Mittelalters im Schwange sind, daß man selbst im Munde sonst wohlunterrichteter Männer so häufig Aeußerungen findet, die von einer großen Unkenntniß der früheren Verhältnisse unseres Volkes zeugen, daß längst widerlegte Märchen nicht allein von Mund zu Mund, sondern auch von Buch zu Buch aufs Neue nacherzählt werden? Wie wäre es sonst zu erklären, daß während über anziehende Theile der modernen Geschichte Originalwerke und fast noch mehr Uebersetzungen den ausgedehntesten

Digitized by Google

Leserkreis finden und schnell nach einander wiederholte Ausgaben derselben hervortreten, selbst die besten Werke über das deutsche Mittelalter kaum nach Jahrzehnden wieder aufgelegt werden? Man spricht wohl viel von Kaiser und Reich, aber ziemlich mittelmäßige Arbeiten über die neuere deutsche Specialgeschichte finden immer noch eine weitere Verbreitung, als die wichtigsten Publicationen über die alte Reichsgeschichte. Man werfe in die Handbücher der deutschen Geschichte einen Blick; wie dürftig sind da die glänzendsten Zeiten des Reichs behandelt, während die Zeiten der Auflösung in unverhältnißmäßiger Breite dargestellt werden.

Wir wollen mit diesen Bemerkungen die Mitwelt nicht anschuldigen. Sie lebt zum großen Theil in Ideen und Interessen, die denen des Mittelalters geradezu entgegenlaufen. Unsere politischen Zustände haben sich besonders durch die raschen Veränderungen unseres Jahrhunderts so umgewandelt, daß wer aus ihnen seinen Blick in jene entfernten Zeiten wirft, nur mit Mühe sich begreiflich macht, daß die Menschen, die er dort handeln sieht, von seinem Fleisch und Blut waren und von demselben Volksgeist getrieben wurden, der in ihm mächtig ist, daß es derselbe Grund und Boden ist, auf dem sie standen und er jetzt steht. Die ganze Entwicklung unserer Bildung und Literatur hat seit Jahrhunderten eine so antinationale Richtung genommen, daß es nur allzu erklärlich ist, wenn sich in der Mehrzahl des Volkes nur langsam ein Verständniß für Erscheinungen entwickelt, die dieser Richtung in keiner Weise entsprechen. Nur daran liegt uns, die Thatsache festzustellen, daß im deutschen Volke im Ganzen und Großen noch eine Unkenntniß des ruhmreichsten Theils seiner Geschichte herrscht, die sich keine andere große Nation verzeihen würde, und dabei zugleich auf das Mißverhältniß hinzuweisen, das sich hier zwischen dem allgemeinen Volksbewußtsein und der deutschen Wissenschaft findet. Indem die Ausgleichung dieses Mißverhältnisses uns nothwendig oder mindestens sehr heilsam erschien, erwuchs der Plan dieses Buches. Von diesem Gesichtspunkt aus will es beurtheilt sein.

Digitized by Google

Die Absicht des Verfassers war, in jenem ausgebreiteten Kreis, der sich aus allen Ständen unseres Volkes zusammengesetzt für die historische Literatur interessirt, eine lebendigere Theilnahme für die Geschichte des deutschen Mittelalters zu erwecken. Und kein Stoff schien ihm hierzu geeigneter als die deutsche Kaiserzeit, wenn sie in ihrem vollen Zusammenhange und nach allen ihren wesentlichen Momenten dargestellt würde. Die Natur dieses Stoffes erfordert aber einerseits die innere nationale Entwicklung, in der die Grundbedingungen der kaiserlichen Stellung beruhten, wie andererseits den ganzen Umfang und die volle Höhe der Kaisermacht im Abendlande darzulegen; die Darstellung muß somit bald in die Einzelheiten der Territorialgeschichte hinabsteigen, bald sich in die Weite der welthistorischen Bewegung verlieren. Je reicher und mannigfaltiger der Stoff hiernach ist, je mehr galt es, wenn er dem Zwecke des Verfassers dienen sollte, die Begebenheiten, Zustände, Persönlichkeiten in scharfen Zügen zu charakterisiren. Nur so schien es möglich, dem Gesammtbilde eine solche Uebersichtlichkeit und Klarheit zu geben, daß dasselbe einem großen Leserkreis leicht faßbar werden und sich fest der Einbildungskraft einprägen könnte. Wenn es aber gelang, der Phantasie diese große Epoche deutscher Geschichte mit voller Lebendigkeit zu vergegenwärtigen, so mußte das Buch nach des Verfassers Meinung auch mit Nothwendigkeit auf Herz und Gesinnung deutscher Leser nachhaltig den beabsichtigten Einfluß üben.

Die Schwierigkeiten seiner Aufgabe verhehlte sich der Verfasser nicht. Er sah wohl ein, daß ohne die Fähigkeit, seinen Stoff nach allen Seiten geistig zu durchdringen, ihn in lebensvollen Anschauungen zu erfassen und diese Anschauungen künstlerisch darzustellen, seine Absicht nimmermehr zu verwirklichen sei. Er vergegenwärtigte sich auch, daß der patriotische Zweck, der ihm vorschwebte, nur zu erreichen sei, wofern es ihm gelänge seinen Worten etwas von der Begeisterung einzuhauchen, die ihn für seinen Gegenstand beseelte. Aber die Aufgabe schien ihm

Digitized by Google

schöner und rühmlicher, als die Schwierigkeiten groß, und so wagte er seine beste Kraft an ein nach seiner Meinung für unser Volk heilsames Werk. Er ist fern von dem Wahne, das Ideal, das ihm vorschwebte, erreicht zu haben, aber mindestens der Vorwurf dürfte ihm, nachdem er sich zwanzig Jahre lang mit dem Studium der Geschichte des deutschen Mittelalters beschäftigt hat, nicht mit Recht gemacht werden, daß er sich vorschnell und unvorbereitet an eine Aufgabe gemacht habe, deren Schwierigkeiten von ihm nicht erwogen seien.

Nachdem der Verfasser so den wichtigsten Gesichtspunkt für seine Arbeiten angegeben hat, bedarf es nicht vieler Worte mehr zu weiterer Verständigung.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in einem Buche dieser Art nicht Alles jedem Leser unbekannt sein kann, und Kenner der deutschen Geschichte werden mit Fug urtheilen, daß nicht Weniges in demselben, wenn auch in anderer Form und in einem anderen Zusammenhange, bereits längst gesagt sei. Sollte in solchem Urtheil ein Tadel liegen, so will ihn der Verfasser lieber hinnehmen, als daß man ihm mit Grund vorwerfen könnte, seine Darstellung blende durch den Glanz neuer Hypothesen und Combinationen, die der äußeren Beglaubigung und der inneren Wahrheit entbehrten. Sollte sich nicht überhaupt in der Richtung der modernen Geschichtsschreibung — wir denken dabei nur an Werke eigenthümlichen Geistes, nicht an saft- und kraftlose Compilationen — ein übermäßiges Trachten nach dem Neuen, eine allzu große Scheu die hergebrachte Ueberlieferung fortzupflanzen bemerklich machen? Das Neue ist nicht immer das Richtige und Echte; das höchste Gesetz des Geschichtsschreibers bleibt aber unter allen Umständen die Treue der Darstellung. Und diese liegt ja nicht allein darin, daß er sich hütet durch willkürliche Erfindungen die Ueberlieferung der Quellen zu verfälschen, sie beruht ebensosehr darauf, daß nicht Nachrichten von zweifelhaftem Werthe oder unsicherem Ursprunge, vieldeutigen Ausdrücken oder zersplitterten Notizen ein allzu großes Gewicht

Digitized by Google

beigelegt und sie dazu benutzt werden die bisherige Auffassung der Verhältnisse völlig umzukehren. Es geschieht dann leicht, daß an sich Geringfügiges in den Vordergrund der Darstellung gedrängt und das Erhebliche verdeckt wird; das Bild gewinnt die Züge einer Karikatur und es wird bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Auch das an neueren Geschichtsschreibern häufig hervortretende Streben durch Beziehungen auf moderne Verhältnisse die Zustände der Vergangenheit anschaulicher zu machen, verführt unseres Erachtens leicht auf Abwege. Man läuft Gefahr den Personen Motive unterzulegen, die sie nicht haben konnten, die Vorgänge aus Gesichtspunkten zu beurtheilen, die der Zeit fern lagen, der gesammten Darstellung eine vielleicht für den Augenblick bestechende, aber doch falsche Färbung zu geben. Der Verfasser, dem der Werth der Wahrheit mehr gilt als der Reiz der Neuheit, glaubte die wahre Gestalt der Kaiserzeit seinen Lesern am treuesten zu schildern, wenn er sich so eng wie möglich an die besten Quellen anschloß und die hervorragendsten Schriftsteller jener Zeit häufig mit ihren eigenen Worten reden ließ. Wo dieses Verfahren nicht anwendbar schien, hat er sich meist lieber bewährten Autoritäten angeschlossen, als eigenen Combinationen einen weiten Spielraum gegönnt. Man sage nicht, daß es bequeme Arbeit sei, das Erz, das Andere aus den Schachten geholt, einzuschmelzen; der Verfasser weiß auch, wie es in den Schachten aussieht, und es ist ihm fürwahr nicht alles Erz zugetragen worden.

Und hier noch ein Wort über die Einleitung des Buchs, die des Eigenthümlichen wohl am wenigsten enthält und sogar viele Controversen, in denen sich die moderne Geschichtsschreibung zu bewegen liebt, recht absichtlich umgeht. Sie ist trotzdem der vielleicht mühevollste Theil der Arbeit gewesen. Hätte der Verfasser nur für geschichtskundige Leser geschrieben, er hätte den Inhalt dieser Einleitung auf wenige Blätter zusammengedrängt; er wollte aber durch dieselbe zunächst für Leser sorgen, denen weder ausgebreitete Vorkenntnisse, noch genügende historische Hülfs-

Digitized by Google

mittel bei der Lectüre dieses Buchs zu Gebote stehen. Es kam darauf an, solchen Lesern die Bedeutung der deutschen Kaisergeschichte für den weltgeschichtlichen Zusamenhang, wie für unsere nationale Entwicklung deutlich zu machen, und dies schien kaum anders als durch eine gedrängte Uebersicht der tausendjährigen Vorgeschichte der germanischen Stämme möglich. Die Darstellung mußte dabei so ausführlich gehalten werden, daß nirgends eine Unklarheit blieb, während andererseits Alles auszuscheiden war, was auf die spätere Entwicklung keinen merklichen Einfluß übte. Alles Problematische wurde zur Seite geschoben, weil es die Leser, die vorzüglich hier in das Auge zu fassen waren, eher verwirrt als aufgeklärt hätte. Der Verfasser kann nicht sagen, daß die Einleitung, wie sie vorliegt, seinen eigenen Ansprüchen nur von fern genügte, aber er hofft, daß sie dennoch vielen Lesern willkommen sein wird.

Namhafte Vorgänge wiesen darauf hin, das Buch frei und leicht ohne das schwere Beiwerk von Quellenanführungen in die Welt zu senden. Vielleicht gewann es so leichter den Leserkreis, den es am liebsten anziehen möchte; auch konnte ein gelehrter Apparat bei einem bereits wiederholentlich behandelten Stoff leichter entbehrlich scheinen. In der That war es Anfangs die Absicht des Verfassers von allen Beziehungen auf die Quellenliteratur abzusehen und die Darstellung lediglich für sich selbst einstehen zu lassen. Aber mehrfache Rücksichten geboten ihm schließlich einen anderen Weg einzuschlagen. Zuerst hat er denn doch manche bisher wenig oder gar nicht benutzte Quellen und Hülfsmittel zu seiner Arbeit verwendet und ist durch diese oder durch selbstständige Forschungen zu neuen Resultaten gelangt, die er wenigstens andeutend begründen mußte. Dann schien es ihm Pflicht, solchen Lesern, die durch die Darstellung angeregt sich tiefer in das Studium jener Zeit begeben wollten, dazu einige Anleitung zu geben.

Viele der großen Schwierigkeiten, welche sonst dieses Studium darbot, sind jetzt glücklich gehoben. Durch die von Pertz

Digitized by Google

herausgegebenen Monumenta Germaniae historica ist ein unerschütterliches Fundament desselben für alle Zeiten gewonnen; die früher zerstreuten Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters werden hier nicht nur zuerst vereinigt, sondern auch ihrer ursprünglichen Gestalt zurückgegeben und nach allen Seiten kritisch erläutert. Die Sammlung umfaßt schon die meisten Quellenschriften der Kaiserzeit und geht dem Ende dieser Periode mit beschleunigten Schritten entgegen. Von den wichtigsten Schriftstellern sind überdies bereits Handausgaben veranstaltet, und selbst Lesern, denen die lateinische Sprache des Mittelalters nicht geläufig, ist durch Uebersetzungen ein großer Theil der Quellen zugänglich gemacht worden. Dann ist das urkundliche Material durch Böhmers Regesten der Kaiser und Jaffés Regesten der Päpste jetzt ohne Mühe zu überblicken. Endlich haben Stenzels Geschichte der fränkischen Kaiser, Rankes Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause und mehrere Monographien, die sich diesen Werken angeschlossen haben, eine feste Methode für das Studium dieser Zeit gewonnen. Wo so viele Erleichterungen dem weiter Forschenden gegeben sind, schien es geboten, ihn nicht die weiten Umwege wandeln zu lassen, die ältere Werke angeben mochten, sondern ihn unmittelbar mit einigen Fingerzeigen auf die geebnete Bahn hinzuweisen, die jetzt sicher zum Ziele führt. Lediglich aus diesem Gesichtspunkt ist die Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel, sind die kurzen Verweisungen der Anmerkungen auf die Quellen und die neuere Literatur zu beurtheilen. Weder auf Vollständigkeit des Apparats, die einen bedeutend größeren Raum in Anspruch genommen hätte, war es abgesehen, noch auf einen fortlaufenden Commentar der Darstellung, wie denn diese auch von den Anmerkungen getrennt gehalten wurde und durchaus als ein selbstständiges Ganzes anzusehen ist.

Es wäre unser lebhafter Wunsch, daß sowohl die Lehrer an den höheren Schulen, wie die reiferen Zöglinge derselben durch die Quellenbeilage veranlaßt würden den Zeugnissen der

Digitized by Google

großen Vergangenheit unseres Volkes näher zu treten, als es bisher meistentheils geschieht. Abgeleitete Darstellungen haben ihren großen und besonderen Werth, sie bilden die nothwendige Vorbereitung, um die Denkweise früherer Jahrhunderte verstehen zu lernen; ist aber das Verständniß hiefür einmal eröffnet, dann reden die Quellen mit viel deutlicherer Zunge, als es jeder spätere Geschichtsschreiber vermag. Der Verfasser weiß, daß die Edelsten unserer Jünglinge sich für eine große Zukunft unseres Volkes begeistern und nach ihrem Theil dazu mitzuwirken wünschen. Möchten sie an dem Bilde, das wir von der Herrlichkeit des alten Reichs entworfen haben, begreifen lernen, daß es vor Allem die christlich-heroischen Tugenden unserer Vorfahren waren, die sie frei, mächtig und groß machten, daß ohne dieselben alle schönen Träume von einer neuen glückreichen Zeit für unser Volk nimmerdar in Erfüllung gehen werden. Die Geschichte lehrt vor Allem, daß die Seele mehr ist denn der Leib, daß der Geist nicht in und an diese oder jene Form gebannt ist, sondern daß zu aller Zeit geistige Tüchtigkeit dem Leben neue Gestalten und Formen giebt. Die Wissenschaft der vaterländischen Geschichte ist nicht allein dem Ariadneknäuel zu vergleichen, das uns durch die dunklen Irrgänge der Zeiten zu dem Eingange zurückgeführt, durch den unsere Vorfahren in die Geschichte eintraten; sie ist ebensosehr der Fackel gleich, die unseren Pfad erhellt und vorwärts, wie rückwärts, ihre Strahlen werfend dem Ausgange zuleuchtet, an dem unserem Volke heller — wolle es Gott! — das Tageslicht entgegegenstrahlen wird, als es unseren Vorderen schien. Diese Wissenschaft möchten wir unserer Jugend an das Herz legen, die Beschäftigung mit derselben nicht als eine Arbeit des Zwanges, sondern als den Gegenstand freier, liebevoller Thätigkeit von ihr getrieben wissen und zugleich ihr einige Anleitung bieten, wie sie dieses Studium zu bleibendem Gewinn für Geist und Herz pflegen kann. Denn ein großer innerer Segen ruht auf demselben; es macht die Seele weit, das Herz fest und lehrt das Große von dem Kleinen, das Bleibende von dem Vergänglichen scheiden.

Digitized by Google

Ein eigenthümlicher Unstern hat bisher über den größeren der deutschen Kaiserzeit gewidmeten Werken gewaltet. Leibnizs Annalen und Mascovs Commentarien sind unvollendet geblieben, und auch Stenzels Geschichte der fränkischen Kaiser ist nur der mächtige Torso eines größeren unvollendeten Werks über diese Periode. Viel leichter ist jetzt die Arbeit, als sie zur Zeit jener großen Forscher war, und so darf der Verfasser, wenn ihm Gott Gesundheit und Kraft erhält, in nicht langer Frist zum Abschluß dieses Buchs zu gelangen hoffen.

Wenn das Unternehmen zum glücklichen Ziele gedeihen und sich den Dank des Publicums gewinnen sollte, so schuldet es denselben zum nicht geringen Theile dem trefflichen Verleger des Buchs, der mit patriotischer Wärme den Plan des Verfassers ergriffen, mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit allen Wünschen desselben entsprochen und ihm dadurch wesentlich die Arbeit erleichtert hat.

Berlin, 4. August 1855.

Digitized by Google

Vorrede zur vierten Auflage.

Die Vorrede, mit welcher zuerst dieses Werk hervortrat und welche auch in den späteren Auflagen wiederholt wurde, ist bereits so eng mit demselben verwachsen, daß es nicht räthlich schien sie diesmal zu beseitigen. Wie das Buch entstand und was mit demselben beabsichtigt war, ließe sich jetzt wohl mit anderen Worten sagen, aber nicht ohne die Gefahr dabei in Anachronismen zu verfallen.

Freilich ist jene Vorrede selbst heute in anderer Weise ein gewaltiger Anachronismus. Wer gedenkt in der Pracht des Lenzes der Winterszeit, wo er nach dem ersten grünen Halm unter der Schneedecke suchte? Und wer versteht noch die heiße Sehnsucht nach dem einigen, großen, mächtigen Deutschland in einer Zeit, wo ein neues Reich und ein neues Kaiserthum begonnen hat, wo Deutschland fester als je geeinigt, seine Macht allgemein anerkannt ist?

Aber ob die Verhältnisse, unter denen jene Vorrede niedergeschrieben wurde, den wunderbarsten Wechsel erfuhren, das Werk selbst, welches sie einleitete, wird doch auch jetzt noch Verständniß finden, ja vielleicht dem Bedürfniß eines noch größeren Leserkreises entgegenkommen, als es früher der Fall war. Denn es ist nicht allein inmitten der Ereignisse, welche wir staunend erlebten, überhaupt eine lebhaftere Theilnahme in unserem Volke für seine

Digitized by Google

Geſchichte erregt, ſondern es ſind ihm auch gerade die mächtigen Geſtalten ſeiner alten Kaiſer, wie es in allen Perioden nationaler Erhebung geſchah, wieder recht vor die Seele getreten. Und wie wäre es auch nur möglich, daß nicht jetzt, wo die neuerſtandenen Namen von Kaiſer und Reich auf Millionen eine zauberiſche Macht üben, wieder jener Zeit gedacht würde, wo ſich die ganze Bedeutung der deutſchen Nation in jenen Namen zuſammenfaßte? Und eben jene Zeit iſt es, welche in dieſem Buche möglichſt anſchaulich darzuſtellen verſucht wird.

Ob wir wollen oder nicht, wir werden unſere Blicke aus dem neuen Reiche immer wieder nach dem alten zurückwenden müſſen; die Völker können ſo wenig, wie die einzelnen Perſonen, ihre Vergangenheit vergeſſen. Und die Zuſtände des alten Reichs, wie ſie einſt in der Zeit ſeiner Kraftfülle beſtanden, werden gerade, je beſtimmter ſich die neuen Verhältniſſe bei uns entwickeln, deſto mehr die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder erregen und feſſeln: nicht als ob nach der Herſtellung jener abgeſtorbenen Zuſtände zu trachten wäre, was an ſich ein ſinnloſes Beſtreben ſein würde, ſondern vor Allem um in der Vergleichung des alten und neuen Reichs immer deutlicher zu erkennen, auf wie verſchiedenen Grundlagen beide ruhen, und um danach die Aufgabe zu ermeſſen, welche dem neuen Reiche geſtellt iſt, wenn es der Nation Aehnliches leiſten ſoll, wie ihr das alte unter ganz anderen Verhältniſſen geleiſtet hat.

Unſer altes Kaiſerreich war nicht nur dem Namen nach ein römiſches, ſondern ſeine ganze Exiſtenz war mit dem Begriff des Imperium, wie er ſich im römiſchen Staatsleben und der römiſchen Kirche ausgebildet hatte, untrennbar verbunden. Wieviel es deshalb auch für die Verbindung der deutſchen Stämme, für die Entwicklung einer gemeinſamen Nationalität in denſelben, für den Zuſammenhalt und die Machtſtellung des deutſchen Volkes gethan hat, einen rein nationalen Charakter hat es niemals gewinnen können. Unſer neues Kaiſerthum hat dagegen, wie ſeinem Namen, ſo ſeiner Bedeutung nach mit dem römiſchen keine Ver-

Digitized by Google

bindung; lediglich aus den Interessen der deutschen Nation hervorgegangen, ruht es einzig und allein auf nationaler Grundlage. Sobald es von dieser sich löste, würde es unfehlbar einem raschen Verfalle geweiht sein.

Diese rein deutsche Natur des neuen Reichs stellt ihm eine unermeßlich große, aber zugleich unermeßlich schwierige Aufgabe. Es gilt nicht allein die Nation zusammenzufassen, sie gegen fremde Angriffe zu schützen, ihr die ihr gebührende internationale Stellung zu sichern — das Alles wurde auch vom alten Reiche verlangt — viel mehr kommt es jetzt darauf an, alle Kräfte der Nation in freier, ungehemmter Entfaltung zu fördern, damit der deutsche Geist, nachdem er in der Zucht einer zweitausendjährigen Geschichte geweckt, gebildet und erstarkt ist, zum Heil der Menschheit Alles zeitige, was seinem ureigenen Wesen entspricht und was bisher unter dem Einfluß andersgearteter Elemente nur unvollkommen in die Erscheinung zu treten vermochte.

Für die fremdartigen Elemente unseres Lebens pflegt man heutigen Tages wohl auf einigen Gebieten, wie z. B. dem kirchlichen, ein scharfes Auge zu haben, aber man ist für dieselben in anderen Sphären, wo sie nicht minder handgreiflich hervortreten, nur um so blinder; man verkennt damit den ganzen Umfang und die ganze Schwierigkeit der dem neuen Reiche gestellten Aufgabe. In ihr liegt die Arbeit für Jahrhunderte, und vielleicht noch gefährlicher, als träges Zuwarten, wäre hier unverständige Hast, die statt zu lösen zerreißen und statt zu fördern uns in die Barbarei der Urzeit zurückführen würde. Aber unter so glückverheißenden Sternen ist das neue Reich in die Welt getreten, daß nur der Kleinmüthige daran verzweifeln wird, daß es seine Aufgabe völlig erfassen und lösen wird.

Im Hinblick auf die Zukunft unseres Volkes fühlt sich der Verfasser von jedem Kleinmuth frei, aber desto mehr beschleicht ihn derselbe, wenn er auf sein eigenes Werk sieht. Dieses Buch, welches er in nicht langer Zeit zum Abschluß zu bringen hoffte,

Digitized by Google

hat er in zwanzig Jahren nicht zu vollenden vermocht. Näher und näher ist er wohl dem Ziele gerückt, aber erreicht ist es nicht, und immer größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß sein Werk ebenso Fragment bleiben wird, wie alle früheren, welche sich die gleiche Aufgabe gestellt hatten, wenn es sich auch der Vollendung am meisten nähern sollte.

Da dem Verfasser wegen des langsamen Vorrückens des Werks nicht selten Vorwürfe gemacht sind, darf er hier vielleicht zu seiner Entschuldigung Einiges anführen. Wider Erwarten wurde er nach dem Beginn der Arbeit wiederholt in andere Lebensverhältnisse versetzt und ihm neue Aufgaben gestellt, die ihn auf längere Zeit ganz von diesem Werke abzogen. Aber auch aus dem Fortgang der Arbeit selbst erwuchsen ihm große Verzögerungen, die ihm, wenn er sie in ihrem ganzen Umfange hätte voraussehen können, wohl den Muth genommen hätten sich an ein so weitaussehendes Unternehmen zu wagen.

Nicht leicht wird ein Schriftsteller bei der ersten Anlage eines Buchs den Erfolg desselben klar zu übersehen vermögen; er täuscht sich über denselben nur allzu leicht. Auch hier zeigte es sich bald als Täuschung, wenn der Verfasser glaubte, daß eine auf das größere Publicum berechnete Geschichte der deutschen Kaiserzeit die eigentlich gelehrten Kreise wenig berühren würde. Von den verschiedensten Seiten wurde das Buch in die wissenschaftliche Discussion gezogen und vielfach zum Ausgangspunkt für weitere Forschungen genommen. Dies drängte aber mit Nothwendigkeit den Verfasser dazu, die eigene Forschung in den späteren Bänden mehr und mehr zu vertiefen, und zugleich, da trotz der starken Auflagen wiederholt neue Drucke nöthig wurden, auch jene Untersuchungen, die sich inzwischen an das Werk angeschlossen hatten, unverzüglich für dasselbe zu verwerthen. So hat die Arbeit in verschiedenem Betracht einen viel größeren Umfang angenommen, als sich Anfangs erwarten ließ, und der Fortgang des Ganzen mußte erhebliche Verzögerungen erleiden.

Ueber diese neue Auflage ist nur Weniges zu bemerken.

Digitized by Google

Die äußere Einrichtung ist im Wesentlichen dieselbe geblieben; nur werden die stärkeren Bände, welche nicht jedem Leser bequem sind, in Halbbänden oder Theilen mit besonderem Titel ausgegeben und den Vollbänden, um einem viel geäußerten Wunsche nachzukommen, Register hinzugefügt werden. Der Text hat manche Veränderungen, hoffentlich zugleich Verbesserungen erfahren; doch ist dadurch der Charakter der Darstellung selbst kaum irgend berührt worden. Durchgreifendere Aenderungen waren in den Anmerkungen erforderlich, um den augenblicklichen Stand der Forschung aus ihnen ersichtlich zu machen.

Den Freunden und Fachgenossen, welche den Verfasser durch gefällige Mittheilungen erfreut und durch dieselben zur Verbesserung des Werks wesentlich beigetragen haben, sagt er den innigsten Dank und knüpft daran die erneute Bitte, ihn auf Versehen, wie sie in einem so umfassenden Werke unvermeidlich sind, aufmerksam zu machen. Besonders dankbar wird er es erkennen, wenn ihm kleinere die deutsche Kaiserzeit betreffende Arbeiten, die in Zeitschriften, Programmen, Dissertationen oder anderen nicht leicht zu beschaffenden Gelegenheitsschriften niedergelegt sind, zugesandt werden.

München, 29. Mai 1873.

W. v. Giesebrecht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Buch.

Die deutschen Völkerschaften in der Zerstreuung. Einigung in der fränkischen Monarchie.

Seite

1. Die deutschen Völkerschaften in der Urzeit . . . . . 3—12.

Das Gebiet der deutschen Völkerschaften 3. Aelteste Stammesverbindungen 4. Gaugemeinde 5. Hundertschaft; Markgenossenschaft 6. Recht der Familie 6. 7. Hausrecht 7. Herzoge; Fürsten 8. Gefolge der Fürsten 8. 9. Königsherrschaft 10—12.

2. Der Freiheitskampf der Deutschen gegen Roms Weltmacht . . 13—27.

Die Cimbern und Teutonen 13. 14. Eroberungen der Sueven auf gallischem Boden 14. Der Name „Germanen" 14. Ariovist und Cäsar 15. Eroberungen des Drusus und Tiberius in den Donauländern 15. Drusus bringt in die deutschen Länder ein 16. Marbods Herrschaft in Böhmen 16. Eroberungen des Drusus und Tod desselben 16—18. Fortschritte des Tiberius und Domitius Ahenobarbus 18. 19. Aufstand der Germanen; Bund unter Armins Führung 19—21. Des Germanicus Feldzüge gegen die Germanen 22—25. Armins und Marbods Ende 25. 26. Die römischen Legionen werden über den Rhein zurückgezogen 26. Innere Kämpfe unter den Germanen 27.

3. Friedliche Verhältnisse zwischen den Deutschen und Rom . . . 27—35.

Eindruck der römischen Macht auf die Deutschen 27. 28. Deutsche Hülfstruppen im römischen Heere 28. 29. Das römische Imperium und seine Segnungen 29. 30. Die römischen Provinzen am Rhein und der Donau; die wichtigsten Städte 30—32. Friedlicher Verkehr der Germanen mit den Römern 33. Neue Eroberungen der Römer 33. Das römische Zehntland zwischen dem Oberrhein und der oberen Donau 33. Freiheitsliebe der Germanen 34. Cornelius Tacitus 34. 35.

Digitized by Google

Seite

4. Schwäche und Herstellung des römischen Reichs . . . . . 35—45.

Die Germanen durchbrechen die Grenzen des römischen Reichs; Ansiedlungen deutscher Stämme auf römischem Boden 36. Größere Stammesverbindungen bilden sich unter den deutschen Völkerschaften 37. 38. Die königliche Gewalt erhebt sich mächtiger unter den Germanen 38. Schwäche Roms gegen die einbrechenden Germanen 38—40. Kaiser Claudius rettet das Reich 40. 41. Herstellung des Reichs durch Diocletian und Constantin 41—43. Neue Ordnungen des Reichs 43. 44. Die Despotie und ihre Folgen 44. 45.

5. Verbreitung des Christenthums unter Römern und Gothen . . 45—54.

Das Christenthum eine Schranke gegen den Despotismus 45. 46. Bildung der kirchlichen Hierarchie 46. 47. Die christliche Kirche Staatskirche 47—50. Neue Kämpfe mit den Germanen 50. 51. Der alte Götterdienst der Germanen 51. 52. Erste Verbreitung des Christenthums unter den Germanen; Arianismus 52. 53. Die Königsherrschaft der Gothen im östlichen Europa 53. 54.

6. Zerstörung des abendländischen Reichs . . . . . 54—67.

Einbruch der Hunnen 55. Die Westgothen in das römische Reich aufgenommen 55. 56. Theilung des römischen Reichs 56. Alarich 56. 57. Radagais 57. 58. Die Provinzen des abendländischen Reichs von germanischen Stämmen besetzt 58. Alarich in Rom 58. 59. Das westgothische Reich in den gallischen und spanischen Ländern 59. 60. Das burgundische Reich in Gallien; die Franken besetzen das niedere Germanien, die Alamannen Obergermanien 60. 61. Die Sachsen setzen sich in Britannien fest 61. Attila 62—65. Odoaker König von Italien 65. 66. Die Ostgothen unter Theoderich erobern Italien 66. Chlodovech erobert das letzte römische Gebiet in Gallien 66.

7. Gründung germanischer Staaten auf römischem Boden . . . . . 67—89.

Bedeutung der Völkerwanderung 67. Veränderung des Gebiets der deutschen Stämme 67. 68. Veränderungen in den staatlichen Verhältnissen der Germanen 68. 69. Die alte Gemeindeverfassung erhält sich 69. 70. Das Königthum unter den Germanen eine Nothwendigkeit 70. Stellung der Könige 70. Aus dem Gefolge der Könige erwächst ein neuer Adel 71. Friedliche Ordnungen in den von den Germanen eroberten Ländern 72. 73. Die Reiche der Gothen und Burgunder. Religiöser Zwiespalt. Innere Schwäche. Theoderich 73—76. Das fränkische Reich. Chlodovech tritt zum katholischen Bekenntniß über. Ausdehnung des Reichs über fast ganz Gallien. Besiegung der Alamannen und des Thüringerreichs. Stärke des fränkischen Reichs durch die Vereinigung römischer und germanischer Elemente. Reichseinrichtungen. Die Stellung der Kirche im Merovingischen Reiche 77—84. Das langobardische Reich. Eroberung Italiens durch die Langobarden. Verhältniß der unterworfenen Römer im langobardischen Reich 84—88. Entwicklung der romanischen Nationalitäten 88. 89.

Digitized by Google

Seite

8. Erhebung der Pippiniden . . . . . 89—105.

Zersplitterung und Schwäche des Abendlandes. Verfall der germanischen Reiche 89. 90. Auflösung des Merovingischen Reichs 90. 91. Herzoge unter den deutschen Stämmen 91. Vordringen slawischer Stämme 91. 92. Verfall des Merovingischen Königthums 92. 93. Sinken der Kirche und der Kultur 93. 94. Die Pippiniden als Hausmeier. Pippin von Heristal, Herzog und Fürst der Franken 95. Eroberungen der Araber; Zerstörung des westgothischen Reichs 96. Karl Martellus 97. Pippin der Kleine 98. Die römische Kirche und das Königthum der Pippiniden. Alte Bisthümer in den rheinischen Gegenden; Trier als Metropole von Metz, Toul und Verdun, Köln von Tongern (Mastricht, Lüttich), Mainz von Worms, Speier und Basel 99. Die Bisthümer ohne enge Verbindung mit Rom 100. Macht und Reichthum der fränkischen Bischöfe 100. 101. Mission irischer Mönche in den deutschen Ländern; die alamannischen Bisthümer Straßburg, Basel, Constanz, Chur und Augsburg; das baierische Bisthum zu Salzburg 101. Bekehrung der Angelsachsen; angelsächsische Mönche predigen unter den Friesen und Sachsen; Willibrord, Bischof von Utrecht 102. 103. Winfried-Bonifacius; sein Verhältniß zu Rom 103. Die baierischen Bisthümer Salzburg, Passau, Regensburg, Freising; die fränkischen Bisthümer Würzburg, Büraburg, Eichstädt; das thüringische Bisthum Erfurt 103. Bonifacius, Erzbischof von Mainz, kettet die deutsche Kirche an Rom 104. Pippin von Papst Stephan III. zum König gesalbt 105. Pippins Zug gegen den Langobardenkönig Aistulf; Schenkung des Exarchats und der Pentapolis an Rom 105. 106.

9. Herstellung des abendländischen Kaiserthums . . . . . 106—122.

Bund des neuen fränkischen Königthums mit dem Papstthum 107. 108. Persönlichkeit Karls des Großen 108. 109. Die Anfänge Karls 109. Jede selbstständige Gewalt im Reiche wird unterdrückt, das Herzogthum abgeschafft 109. Karl gründet seine Macht vornehmlich auf die deutschen Völker; seine Kriege gegen die Sachsen 110. Kampf der deutschen Königsmacht gegen die altsächsische Volksfreiheit, des Christenthums gegen den alten Götterdienst der Germanen 110—112. Karl gewinnt das langobardische Reich 112. 113. Die fränkischen Einrichtungen auf Italien übertragen 114. Karls Kriege mit den spanischen Arabern 114. 115. Neue Kämpfe mit den Sachsen; Widukind 115—117. Die sächsischen Bisthümer zu Halberstadt, Paderborn, Minden, Verden, Bremen, Münster, Osnabrück 118. Kriege gegen die Avaren; Bekehrungen von Salzburg aus unter den Avaren und Karantanen; Salzburg zum Erzbisthum erhoben 118. 119. Karls kaiserliche Stellung 119—121. Herstellung des abendländischen Kaiserthums 122.

10. Das Reich Karls des Großen . . . . . 122—144.

Bedeutung des Karolingischen Kaiserthums 122. 123. Die geistliche Gewalt des Kaisers 123—126. Karl der Große als Gesetzgeber 127. 128. Die römisch-katholische Kirche und die Herrschaft der fränkischen Nationalität halten den Kaiserstaat zusammen 128. 129. Umfang der

Digitized by Google

Seite

kaiserlichen Rechte 129. 130. Reichsversammlung 130. 131. Die geistlichen und weltlichen Großen des Reichs 131. Die Vasallität und ihre Bedeutung für das Reich 131—134. Die Stellung des Klerus im Reiche 134—136. Des Kaisers Sorge für den Stand der Freien 136. 137. Hebung des Ackerbaues, des Gewerbes und des Handels 138. Ausgleichung der verschiedenen Elemente des Staats 139. Der Hof Karls des Großen 139. 140. Kriege der Söhne des Kaisers gegen die Slawen, Avaren und Araber; die avarische Mark, die Marken von Kärnthen und Friaul, die böhmische und thüringische Mark, wie die spanische Mark werden begründet 141. 142. Erste Kämpfe mit den Dänen 143. Unterwerfung der Wilzen und Abodriten 143. Einrichtung der Marken; Markgrafen und Markherzoge 144. Karls des Großen Tod 144.

11. Auflösung des fränkischen Kaiserreichs . . . . . 144—151.

Kaiser Ludwig der Fromme 145. 146. Das Bisthum Hildesheim und das Erzbisthum Hamburg begründet 146. Die Geistlichkeit will die Einheit des Reichs und das Wahlrecht des Volkes sichern; Lothar Mitkaiser 146. 147. Neue Erbfolgeordnung des Kaisers nach dem alten Grundsatz der Reichstheilung 147. Kriege zwischen Ludwig und seinen Söhnen 147. Krieg um die Einheit des Reichs zwischen den Söhnen Ludwigs 148. Reichstheilung zu Verdun; Lothar behält den kaiserlichen Namen ohne bestimmte oberherrliche Rechte 148. 149. Bedeutung der Reichstheilung für die Entwicklung der deutschen und französischen Nationalität; die deutschredenden Völker und die Romanen 149. Kaiser Lothar theilt sein Reich unter seine drei Söhne, die sämmtlich ohne Erben sterben; Ludwig der Deutsche gewinnt die deutschen Länder derselben durch den Vertrag von Meersen, Karl der Kahle die romanischen 150. 151.

12. Papstthum und Wahlkönigthum . . . . . 151—164.

Das Papstthum strebt nach der Universalherrschaft; die pseudoisidorischen Decretalien 151. 152. Papst Nicolaus I. 153. 154. Johann VIII. krönt Karl den Kahlen 154. Die Araber nehmen Sicilien, greifen Italien und Rom selbst an 155. 156. Die Herrschaft der Griechen in Italien gewinnt an Umfang 156. Verheerende Züge der Normannen im westfränkischen Reiche; große Schwäche dieses Reichs nach dem Tode Karls des Kahlen 157. Nach dem Tode Ludwigs des Deutschen das ostfränkische Reich unter drei Brüder getheilt; der jüngste, Karl der Dicke, gewinnt nach und nach das ganze Reich Karls des Großen und die Kaiserwürde 158. 159. Empörung der abhängigen slawischen Völker; Verheerungen der Normannen 159. Karl wird der Herrschaft entsetzt; die Einheit des Reichs löst sich 160. Das Westfrankenreich, Ostfrankenreich, das ober- und niederburgundische Reich und das Königreich Italien gehen aus der Auflösung des Karolingischen Kaiserreichs hervor 160. Arnulf, König der Ostfranken, zum Kaiser gekrönt; vergebliches Streben nach einer wahrhaft kaiserlichen Gewalt 161. In allen Staaten Wahlkönige und eine übermächtige Aristokratie; Kaiserthum und Papstthum

Digitized by Google

Seite

in dem schlimmsten Verfall; die christlichen Völker von den heidnischen Nationen bedroht und zum Theil überwältigt 162. Rückblick und Vorblick 163. 164.

Zweites Buch.
Gründung des deutschen Reichs.
900—950.

1. Verfall des ostfränkischen Reichs . . . . . 167—189.

Wahl Ludwigs des Kindes 167. Innerer Zustand des Reichs 168. Die verheerenden Züge der Ungarn 169—174. Rechtslosigkeit; Verminderung des Stands der freien Männer, die großentheils zu zinspflichtigen und hörigen Leuten herabsinken 174. 175. Vasallendienst 176. Stellung der Ministerialen 176. 177. Die Macht des Adels und der Kirche wächst 177. Loser Verband der Theile des Reichs 178. Neue Landesherzoge 178—180. In Franken 180—183. In Lothringen 183. 184. In Schwaben 184. 185. In Baiern 185. In Sachsen 185—188. Gänzlicher Verfall des königlichen Ansehens 188. 189.

2. Unglückliche Regierung Konrads I. . . . . 189—205.

Die Franken und Sachsen halten an der Einheit des Reichs fest 190. Wahl König Konrads I. 191. Seine Persönlichkeit 192. Lothringen sagt sich vom Reiche los; unglückliche Feldzüge König Konrads 193. Einfluß der Geistlichkeit; Feindschaft gegen die Herzoge 193. Streitigkeiten zwischen König Konrad und Herzog Heinrich von Sachsen 193—195. Heinrichs Persönlichkeit 195—197. Kämpfe mit Erchanger und Burchard in Schwaben 197. 198. Sagen von Konrads Kämpfen mit den Herzogen 199. Neuer Einbruch der Ungarn; Einfälle der Dänen und Wenden 200. Neue Kämpfe Konrads in Schwaben; auch Baiern unter Herzog Arnulf erhebt sich gegen den König 200. 201. Die Synode zu Hohenaltheim 201—203. König Konrad läßt seine Schwäger Erchanger und Berchthold hinrichten 203. Baiern und Schwaben im Aufstande gegen den König 203. Konrads Ende 204. 205.

3. Gründung des deutschen Reichs durch Heinrich I. . . . . 206—216.

Die Sachsen und Franken wählen Heinrich zum König 206. Heinrich weist die Krönung zurück 206. 207. Heinrichs Reich ein deutsches Reich 207. Lose Verbindung der deutschen Stämme in demselben; Heinrich erkennt die herzoglichen Gewalten an 208. Herzog Eberhard von Franken 209. Heinrich unterwirft sich Herzog Burchard von Schwaben 209. 210. Dann Herzog Arnulf von Baiern 210. 211. Mühevolle Erwerbung Lothringens; Herzog Giselbert vermählt sich mit Heinrichs Tochter Gerberge 212—215. Die deutschen Länder und Stämme geeinigt; die Grundlage des deutschen Reichs gelegt 215. 216.

4. Heinrichs Siege über die Reichsfeinde . . . . . 216—234.

Allmähliche Herstellung der Ordnung, besonders in den kirchlichen Angelegenheiten 216—218. Selbstständigkeit der Herzoge; bedeutende

Digitized by Google

Seite

Macht der Konradiner in Franken, Lothringen und Schwaben, wo auf Burchard I. Herzog Hermann I. aus dem Konradinischen Hause folgt 218. 219. Heinrichs Krieg gegen die Ungarn im Jahre 924; Verfall des Heerbanns; Vertrag mit den Ungarn 220. 221. Burgbauten in den sächsischen Markgegenden; Einwirkungen derselben auf das städtische Leben in Deutschland 222—225. Bildung eines sächsischen Ritterheeres; Uebergang vom Volksheer zum Ritterheer 225. Unterwerfung der Wenden und Böhmen 226—229. Heinrich vermählt seinen Sohn Otto mit der angelsächsischen Königstochter Editha 229. Neuer Krieg mit den Ungarn 230—232. Schlacht bei Riade 232. 233. Kämpfe mit den Dänen 233. 234. Die dänische Mark 234.

5. Die letzten Zeiten König Heinrichs I. . . . . 234—241.

Mathilde, Heinrichs Gemahlin, und ihre Kinder 234. 235. Heinrichs religiöse Gesinnung 235. Stiftung des Klosters Quedlinburg 236. Beabsichtigte Reise nach Rom 236. 237. Auf dem Reichstage zu Erfurt wird Otto zu Heinrichs Nachfolger bestimmt 237. 238. Ende König Heinrichs I. 238. 239. Sein Lob 240. 241.

6. Ottos I. Wahl und Krönung . . . . . 241—246.

Die Sachsen und Franken wählen Otto 241. 242. Otto und Heinrich feindliche Brüder; die Persönlichkeiten Beider 242. 243. Krönung Ottos zu Aachen 243—245. Die deutschen Herzoge dienen Otto beim Königsmahl 245. Ottos Krönungsfeier das Fest der Gründung des deutschen Reichs 246.

7. Die Jahre der Prüfung . . . . . 246—259.

Empörung der Böhmen und Wenden 247. Hermann Billing Markgraf gegen die Wenden 247. 248. Einbruch der Ungarn 248. Verhältnisse im westfränkischen Reich; Herzog Hugo von Franzien vermählt sich mit Hedwig, König Ottos Schwester 248. 249. Erste Feindseligkeiten zwischen dem König und Herzog Eberhard 249—251. Gero wird Markgraf gegen die Wenden; Thankmars Unmuth 251. 252. Nach Herzog Arnulfs Tode erkennt dessen Sohn Eberhard die Herrschaft der Sachsen nicht an; des Königs Züge nach Baiern; Arnulfs Bruder Berchtold wird als Herzog von Baiern, Arnulfs zweiter Sohn Arnulf als Pfalzgraf in Baiern eingesetzt, Arnulfs Tochter Judith mit Heinrich vermählt 252—254. Herzog Eberhard und Thankmar empören sich 254. 255. Schlimme Lage des Königs, beseitigt durch die Spaltung der Konradiner 255. 256. Thankmars Ende 256. Eberhard schließt nach seiner Unterwerfung im Geheimen mit Heinrich einen Bund gegen den König 257. 258. Letzter Einfall der Ungarn in Sachsen 258. 259.

8. Heinrichs Vergehen und Reue . . . . . 259—277.

Heinrich und Giselbert erheben die Waffen gegen den König; Kampf bei Birthen 259—263. Heinrichs Anhänger in Sachsen überwältigt 263. 264. Neuer Aufstand der Wenden 264. König Ludwig von Frankreich schließt sich Heinrich und Giselbert an, wird aber durch Herzog Hugo von Franzien von der deutschen Grenze abgehalten 264. 265. Graf Immo führt des Königs Sache in Lothringen gegen Giselbert 265. 266. Herzog

Digitized by Google

Seite

Eberhard vereinigt sich mit Heinrich und Giselbert; seine Leute besetzen Breisach 266. Erzbischof Friedrich von Mainz und andere Bischöfe verlassen den König 267. Ottos Standhaftigkeit im Unglück 268. Herzog Hermann von Schwaben, die Grafen Udo und Konrad Kurzbold schlagen die Herzoge bei Andernach; Ende Eberhards und Giselberts 268. 269. Breisach ergiebt sich 269. Erzbischof Friedrichs Demüthigung 269. Heinrich flüchtet zu König Ludwig von Frankreich, der sich mit Giselberts Wittwe Gerberge vermählt 270. Bedeutung dieser inneren Kriege für die Befestigung des königlichen Ansehens und der Reichseinheit 270. 271. Die Herzogthümer Baiern und Schwaben enger dem Reiche verbunden 272. Das Herzogthum Franken unmittelbar unter die Krone gestellt 272. Beruhigung Lothringens 272. 273. Otto dringt in Frankreich ein 274. Heinrich unterwirft sich und erhält das Herzogthum Lothringen, das ihm aber bald darauf entzogen und Otto, Richwins Sohn, übertragen wird 274. 275. Heinrich trachtet seinem Bruder nach dem Leben; Erzbischof Friedrich weiß um den Anschlag 275. 276. Der Anschlag wird entdeckt 276. Heinrichs Reue und Versöhnung mit dem Könige 276. 277.

9. Befestigung der königlichen Gewalt . . . . . 277—295.

Unterschied zwischen dem fränkischen und deutschen Reich 278. Das Gewohnheitsrecht verdrängt die Capitularien und die geschriebenen Volksrechte 278. 279. Geringer Einfluß des Königs auf Rechtsbildung und Rechtsentwicklung 279—281. Persönlicher Charakter des Reichsregiments 281. 282. Der König ohne feste Residenz 282. Hoftage; Reichstage; Synoden 282—284. Beengung der königlichen Gewalt durch die gestiegene Macht des Adels und der Geistlichkeit 284. 285. Die Stellung der Herzoge nach dem Jahre 939 und ihre Beschränkung durch die Pfalzgrafen 286. 287. Die Verleihung des Herzogthums nimmt Otto als ein unveräußerliches Recht der Krone in Anspruch 287. Konrad der Rothe erhält Lothringen, Heinrich Baiern 288. 289. Das neue Verhältniß der Herzoge gegen den König 289. Bedeutung des Lehnsverbands für die Einheit des Reichs 290. 291. Einkünfte des Königs 291—293. Das Königthum erhebt sich unter den Deutschen zu derselben Zeit, wo die alte Volksfreiheit untergeht 293—295.

10. Herstellung und Erweiterung der Marken . . . . . 295—302.

Markgraf Gero und die von ihm bewachten Marken 295—298. Die Mark des Hermann Billing 298. Einrichtungen der wendischen Marken 298. 299. Kämpfe mit dem Dänenkönig Harald Blauzahn 299. 300. Herstellung der dänischen Mark, die Hermann Billing erhält 300. Unterwerfung von Böhmen 300. Heinrich von Baiern hat die Obhut über Böhmen und dringt siegreich in Ungarn ein 300. 301. Bedeutung der damaligen Erweiterungen des Reichs für die deutsche Geschichte 302.

11. Westfranken, Burgund und Italien . . . . . 302—317.

Lage Frankreichs 303. Schwäche der königlichen Gewalt 303. 304. Otto schützt König Ludwig gegen Herzog Hugo 305. 306. Otto dringt in Frankreich ein und rückt bis gegen Paris 306. 307. Waffenstillstand

Digitized by Google

Seite

zwiſchen Ludwig und Hugo 307. Das Concil zu Ingelheim gegen Hugo 308. Herzog Konrad führt König Ludwig in ſein Reich zurück; Hugo muß ſich unterwerfen 309. Die Geſchichte der burgundiſchen Königreiche bis zu ihrer Vereinigung 309—313. Otto nimmt ſich der Hinterlaſſenen König Rudolfs II. gegen König Hugo von Italien an; König Konrad regiert in Burgund unter Ottos Schutz 314. Ottos Theilnahme an den Angelegenheiten Italiens 315. 316. Sein Verhältniß zu England 316. 317. König Otto der mächtigſte Fürſt des Abendlandes 317.

12. Ottos I. kirchliche Richtung . . . . . 317—337.

Edithas Tod 317. 318. Wirkung deſſelben auf das Gemüth des Königs 318. Ottos frühere Stellung zu der Geiſtlichkeit und der Kirche 319—321. Brun, der jüngſte Bruder Ottos; ſeine Erziehung 321. 322. Brun als Kanzler und Erzkapellan 323. 324. Bruns wiſſenſchaftliches Streben 324. 325. Neue Wirkung iriſcher Mönche auf das geiſtliche und geiſtige Leben des Abendlandes im Allgemeinen und auf Brun im Beſonderen 325—327. Die von Brun und der königlichen Kapelle ausgehende Belebung der Literatur 328—330. Eine neue Geiſtlichkeit bildet ſich heran 330. 331. Erweckung der Miſſion unter den Dänen; die Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhuus werden geſtiftet 331—333. Miſſion unter den Wenden: die Bisthümer Oldenburg, Havelberg, Brandenburg errichtet 333—335. Verbindungen mit Rom angeknüpft 335. Otto erklärt ſeinen Sohn Liudolf zu ſeinem Nachfolger; Liudolf, mit Herzog Hermanns Tochter Ida vermählt, wird Herzog von Schwaben; Herzog Konrad heirathet Luitgarde, die Tochter König Ottos 335. 336. Eine Familie herrſcht über alle deutſchen Länder 336. 337.

Umblick . . . . . 337—340.

Digitized by Google

Erstes Buch.

Einleitung.

Die deutschen Völkerschaften in der Zerstreuung. Einigung in der fränkischen Monarchie.

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Die deutschen Völkerschaften in der Urzeit.

Von den waldreichen Bergzügen an, die jetzt das deutsche Land in eine nördliche und südliche Hälfte scheiden, wohnten in den frühesten Zeiten, zu denen unsere Kunde aufsteigt, die deutschen Völkerschaften gegen Mitternacht bis zu den Gestaden der Nord- und Ostsee. Das Meer trennte sie hier von den skandinavischen Stämmen, in Sprache und Sitte ihnen damals so nahe verwandt, daß sie kaum durch deutliche Kennzeichen zu unterscheiden waren; während im Süden die Main- und Neckargegenden, wie das böhmische Land von Stämmen ganz anderer Art und Natur, von celtischen Völkern, bewohnt wurden. Celten waren auch im Westen die Nachbarn der Deutschen, wo der breite Rheinstrom beide Völker schied. Gegen Morgen erstreckten sich die Sitze der Deutschen bis in die weiten Ebenen an der Weichsel, wo Slaven theils mit ihnen grenzten, theils ihnen dienten.

Ein mannigfaltig gestaltetes und reich gegliedertes Land war so von den deutschen Stämmen eingenommen. Mit dichtbelaubten Bergen wechseln fruchtbare Abhänge und milde Thäler, mit wasserreichen Bruchgegenden und sumpfigen Marschen dürre Haideländer und unfruchtbare Dünen, mit öden Landstrecken, wo kaum die Kiefer gedeiht, fettes Ackerland und grüne Wiesenflächen; doch ist es im Ganzen kein übermäßig gesegnetes Land, nur Arbeit und Ausdauer vermögen dem Boden reichliche Ernten abzugewinnen. So ist es noch jetzt, obwohl die Geschlechter von Jahrtausenden mit eisernem Fleiße gearbeitet haben, um den Boden ergiebiger und den Anblick des Landes freundlicher zu machen. Aber ob das Land nicht mit Ueberfülle ausgestattet ist, erzeugte es in den ältesten Zeiten, wie jetzt, ein kraftvolles und ernstes Menschengeschlecht, voll Freiheitsdrang und mit mächtigen Trieben zu gei-

Digitized by Google

stiger Erhebung, zugleich aber voll treuer Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden, wie an den Glauben und die Sitte der Väter.

Vielgespalten, wie der Boden, waren im Anfange die deutschen Stämme selbst. Jeder regelte seine Angelegenheiten für sich, hatte seine besondere Weise des Lebens und Seins. Freundschaft und Feindschaft wechselten unter ihnen mit dem Umschwung der Zeiten. Da sie ohne jeden äußeren Zusammenhalt waren, konnte nicht einmal das Gefühl engerer natürlicher Verwandtschaft im Gegensatz gegen die andersgearteten, sie umwohnenden Völker in ihnen recht lebendig werden. Wenn sie auch Sagen erzählten von ihrer gemeinsamen Abstammung von einem Urvater, wenn auch ihre Aehnlichkeit in Körperbildung, Naturanlage, Sprache und Sitte ihnen nicht entging, so gab es doch kein auch noch so loses äußeres Band, das sie alle umschlungen, nicht einmal einen gemeinschaftlichen Namen, mit dem sie ihre Gesammtheit von anderen Nationen unterschieden hätten. Ein Jahrtausend hören wir von diesen Stämmen in der Geschichte, ehe sie sich mit dem gemeinsamen Namen „Deutsche" bezeichnen. Von einem deutschen Volke im strengen Sinne des Wortes kann deshalb in den früheſten Zeiten nicht die Rede sein, nur sehr allmählich und durch besondere Fügungen hat sich ein staatlicher Verband hergestellt, der die Deutschen zusammen- und zugleich gegen die anderen Völker abschloß. Vordem gab es nur deutsche Stämme, die, bald über ein größeres bald ein kleineres Gebiet verbreitet, in ihren besonderen, in sich bestimmten und abgegrenzten Verhältnissen lebten.

Zahlreiche Namen solcher Stämme werden aus den Anfängen unserer Geschichte überliefert. Die meisten derselben sind längst verschollen, und bei manchen hält es schwer nur die Stelle zu bezeichnen, wo sie einst hausten. Aber es gab einst so viele staatliche Verbände unter den Deutschen, als man solche Stämme zählte; Verbände freilich weder von so umfassender Art noch von so zwingender Gewalt, wie die, in denen wir jetzt leben. Denn nur wenige und beschränkte Zwecke verfolgte damals die staatliche Vereinigung der Stammgenossen; auch betraf sie ursprünglich nur die freien und angesessenen Männer des Stammes, während die Unfreien und Besitzlosen nur mittelbar an den Rechten und Pflichten der Gemeinschaft Antheil hatten. Die freien Männer der Genossenschaft im Kriege zu Schutz und Trutz gegen äußere Feinde zu verbinden, ihnen unter und gegen einander Sicherheit für ihre

Digitized by Google

Person und Alles, was zu ihrem Hause und Hofe gehörte, zu verbürgen: das waren die einzigen Zwecke des Staates; die Verfassung war hiernach allein auf den Krieg nach außen und den Frieden im Innern gerichtet.

Alle staatlichen Ordnungen der Deutschen gingen davon aus, daß die Gesammtheit des Volkes, und sie allein, über Wohl und Wehe des Ganzen zu entscheiden habe und daß jeder freie Mann, wo es sich um das Ganze und damit zugleich um sein eigenes Schicksal handle, auch sein Wort in die Wagschale legen könne und müsse. Zu gewissen Zeiten, bei Neumond oder Vollmond, traten deshalb die freien Männer des Stammes zur großen Gaugemeinde zusammen, die ebensowohl zur Heerschau, wie zum Gericht und zur Berathung über die allgemeinen Angelegenheiten des Volkes diente. Bewaffnet erscheinen sie, aber heiliger Friede wird sofort von den Priestern verkündet und jeder Bruch desselben von ihnen gestraft. Loose werden geworfen, um zu erfahren, ob die Berathung den Göttern genehm sei; fällt das Loos nach der Meinung der Priester günstig, so gebieten sie Ruhe, und die Versammlung ist zur Berathung eröffnet. Dann werden die Fürsten je nach ihrem Alter, ihrem Adel, ihrem Kriegsruhm, ihrer Beredsamkeit gehört; doch gelten ihre Worte nur einem Rath, nicht einem Machtgebot gleich. Mißfällt der Rath, so weist man ihn mit unwilligem Geschrei ab; gefällt er, so schlagen die Männer mit den Frameen — kleinen Speeren, welche ihre Hauptwaffe bildeten, — zusammen; denn Nichts tönte ihnen süßer und glückverkündender, als Waffenklirren. In solchen Versammlungen wurde über Krieg und Frieden entschieden. Hier wurden auch die Fürsten (Vorsteher) erwählt, welche für die einzelnen Theile des Stammlandes, die Untergaue (Hundertschaften), zugleich als Heerführer und Richter dienten. Hier wurden ferner die peinlichen Anklagen gegen Freie zur Verhandlung gebracht: doch galten als todeswürdige Verbrechen nur Landesverrath, Ueberlaufen zum Feinde, Feigheit und unnatürliche Wollust; denn sie allein schienen dem Gemeinwesen unmittelbar gefährlich und erregten nach der Meinung des Volkes den nur durch den Tod des Schuldigen zu sühnenden Zorn der Götter. In diesen Versammlungen geschah endlich auch die Aufnahme der heranwachsenden Jünglinge in die Gemeinschaft der Stammgenossen durch die feierliche Verleihung von Schild und Speer. Ueberzeugte sich die Gemeinde, der Jüngling werde die Waffen rühmlich zu führen

Digitized by Google

wissen, so schmückte ihn ein Fürst oder der Vater oder einer der Verwandten des Hauses mit diesem Zeichen der Manneswürde: damit trat er aus dem engen Verband des Hauses in das Leben der Gemeinde ein, wenn er gleich, so lange er ohne eigenen Besitz war, an den Beschlüssen derselben keinen entscheidenen Antheil nahm.

Wie die große Gaugemeinde die allgemeinen Angelegenheiten des Stammes berieth und entschied, so sammelten sich die freien Männer, um ihre engeren Verhältnisse zu ordnen, in den Untergauen, den Hundertschaften, zu gewissen Zeiten an ihren Malstätten. In diesen kleineren, öfters wiederkehrenden Versammlungen bewegte sich mit nicht minderer Regsamkeit das Leben des Volkes. Auch hier erschienen die freien Männer regelmäßig und nahmen an Allem ununterbrochenen Antheil; es handelte sich ja um ihre eigensten und nächsten Angelegenheiten, es galt für einen Jeden, sein Recht, seine Freiheit und Ehre zu schützen. Denn hier wurde Urtheil und Recht über Alle gesprochen, die den Frieden gebrochen oder sonst sich gegen freie Männer und ihr Eigenthum vergangen hatten. Die Strafen, auf welche die Gemeinde unter dem Vorsitz des Fürsten erkannte, waren Bußen, welche zu Anfang in Rindern und Pferden, dann in Geld theils den Beschädigten oder dessen Blutsfreunden theils der Gemeinde gezahlt wurden. Die Buße für den Todtschlag, das Wergeld genannt, richtete sich nach dem Stande des Erschlagenen. Durch die Erlegung derselben wurde der Frevel gesühnt, und der Thäter erkaufte sich damit aufs Neue den Schutz und den Frieden der Gemeinde; nur wer beharrlich denselben brach, wurde für friedlos und damit für rechtlos erklärt, alles Schutzes entblößt und sich selbst überlassen.

In ähnlicher Weise standen endlich auch die, welche auf einem engeren Gebiete, sei es in einer Dorfschaft oder in Einzelnhöfen, neben einander wohnten, in dem Verbande der Markgenossenschaft: die Versammlungen derselben beschäftigten sich indessen nur mit untergeordneten Angelegenheiten und waren ohne Bedeutung für das Gesammtleben des Volkes.

Das Band der Familie, welches die Blutsverwandten einst allein und deshalb auf das Festeste an einander gekettet hatte, war durch die staatliche Vereinigung zwar bereits gelockert, doch noch immer sehr stark. Noch stand es der Familie zu, wenn einer der Ihren getödtet war, zur Selbsthülfe zu schreiten und Blutrache an dem Mörder zu üben, und

Digitized by Google

häufig wurde der richterliche Spruch der Gemeinde, wie das Wergeld verschmäht, um den Frevel blutig zu rächen. Meist trieb dann die Rache zu neuer Rache und neuen Freveln, und in endloser Fehde führte ein Geschlecht gegen das andere die Waffen bis zu seiner gänzlichen Vertilgung. Wenn sich auch das Recht der Familie der Ordnung des Staates bereits unterordnen muß, übt es doch noch überall einen durchgreifenden Einfluß auf das Leben der Gesammtheit. In der Gemeinde vertritt die Familie ihre Glieder, vertheidigt sie und haftet für sie; sie empfängt das Wergeld für den, der aus ihrer Mitte erschlagen ist; im Kriege stehen die Familiengenossen bei einander im Heere, wie sie im Frieden nachbarlich wohnen.

In noch minderem Grade berührte der Gemeindeverband das Recht des Hauses. Auf seinem eigenen Grund und Boden, in seinem Hause und auf seinem Hofe schaltete der deutsche Mann mit voller Unabhängigkeit, die er eifersüchtig bewachte. Hier herrschte er, ein König im Kleinen, über Weib und Kind, wie über das Gesinde mit dem ungebrochenen Ansehen unbeschränkter Gewalt; es gab keinen Willen, als den seinen, dem nur Glaube und Sitte Schranken setzten. Aber nirgends zeigte sich mehr als hier, daß gute Sitte mehr vermag als gute Gesetze. Sobald die Ehefrau die geweihte Schwelle des Hauses übertrat, in dem ihres Gatten Wille gebot, wurde sie darauf hingewiesen, daß sie fortan Alles mit ihm zu theilen habe, Arbeit und Gefahr, Noth und Tod; aber er theilte zugleich willig mit ihr auch alle Freuden des Lebens, selbst des Krieges Ruhm und Ehre — die höchsten Güter, die er kannte, — entzog er ihr nicht. Beim Schließen des Ehebundes bot der Mann dem Weibe Stiere, ein gezäumtes Pferd, Schild und Speer zum Geschenke, während sie ihm gleichfalls Waffen darbrachte; diese Gaben galten für Heiligthümer, und heilig gleich ihnen war die Ehe und geheiligt durch sie das ganze Haus. Etwas Göttliches und Prophetisches verehrte der Deutsche im Weibe: im Frauenworte leuchtete ihm eine Ahnung der Zukunft auf. Nichts achtete er höher als Frauenlob, Zuruf von Frauenmund war ihm der heißeste Sporn zum Siege. Was Wunder daher, wenn die Frau mehr im Hause mitherrschte als diente, die Herrin neben dem Herrn war. Ein enges, geweihtes Band umschlang die Gatten, und nicht minder Eltern und Kinder. Des Vaters Gebot und der Mutter Bitte waren den Kindern heiliges Gesetz, das Gedeihen derselben die Lust der Gatten. Je mehr der Kinder, desto

Digitized by Google

größer der Segen des Hauses, desto freudenreicher die späten Jahre der Eltern. Milde und menschlich war die Behandlung der Knechte, die entweder im Hause selbst dienten oder noch häufiger gegen Hofdienst und Zins ihnen überlassene Felder bebauten und inmitten derselben ihre eigene Wohnung hatten. Das Herkommen regelte das Verhältniß des Unfreien zu seinem Herrn und sicherte jenen kaum minder, als es äußerer Zwang vermocht hätte. Körperliche Züchtigung der Knechte kam selten vor; im Ganzen war ihre Lage kaum wesentlich verschieden von dem Loose der Freigelassenen und derjenigen Freien, die ohne eigenen Grund und Boden gegen Zins das Feld eines Hofherrn bauten. Wußten sich diese auch gegen Beschädigungen an ihrem Leibe oder ihrer Freiheit durch die Gemeinde gewahrt, so war doch ihr Vertreter in derselben lediglich ihr Hofherr, an dessen Willen sie sich deshalb überall gebunden sahen.

Eine gemeinsame Obrigkeit gab es bei der Mehrzahl der deutschen Stämme in Friedenszeiten nicht; nur für den Krieg wählte sich das Volk einen gemeinsamen Oberfeldherrn, den Herzog. Nicht Stand oder Reichthum entschied die Wahl, sondern sie traf den tapfersten Mann, den die Stammgenossen auf einen Schild erhoben und auf ihren Schultern umhertrugen. Seinem Gebote folgten im Kampfe die Fürsten, von denen jeder die Männer seiner Hundertschaft führte. Doch war die Gewalt des Herzogs keine unumschränkte; Todesstrafen zu vollstrecken oder einen freien Kriegsmann zu binden oder zu schlagen stand ihm nicht zu, sondern war nur den Priestern erlaubt, die gleichwie auf Weisung der Götter solche Strafen verhängten. Denn der Krieg galt den Deutschen als eine heilige Sache, und der Kriegsmann stand in der Macht der Götter. Deshalb führte man auch heilig verehrte Zeichen und Bilder in die Schlacht und glaubte die Himmlischen selbst als Kampfrichter gegenwärtig im Waffenstreite. Mit dem Ende des Krieges ging die Gewalt des Herzogs zu Ende; dagegen wohnte den Fürsten in ihrer Hundertschaft die ihnen durch die Gaugemeinde übertragene Gewalt auf Lebenszeit bei. So waren sie es allein, in denen sich eine feste obrigkeitliche Gewalt darstellte und die neben den Gemeinden ununterbrochen einen bestimmenden Einfluß auf die Verhältnisse des Staates übten. Denn nicht nur daß alle wichtigen Entscheidungen innerhalb ihres Bezirks unter ihrem Vorsitz getroffen wurden, auch besondere Zukammenkünfte fanden unter ihnen statt, um minder wichtige

Digitized by Google

Landesangelegenheiten, die einen Beschluß der Gemeinde nicht zu erfordern schienen, ohne Verzug zu erledigen.

Die Stellung der Fürsten, zu der jeder Freie von der Gemeinde gewählt werden konnte, war eine höchst ehrenvolle; sie war es vornehmlich auch deshalb, weil es jedem Fürsten freistand, sich aus den Jünglingen und Männern, die in seinen Dienst zu treten begehrten, ein bewaffnetes Gefolge zu bilden. Der Waffendienst, den diese ihm dann leisteten, verringerte nicht die persönliche Freiheit und Ehre, wie jeder andere Herrendienst; er verlieh vielmehr Ruhm und Glanz ihnen selbst, wie dem Herrn. Im Frieden bildete das Gefolge die Ehrenwache des Fürsten, im Kriege seine Schutzwehr. In unverbrüchlicher Treue, mit Hand und Mund gelobt, standen die Gefolgsgenossen zu ihm; mit den stärksten sittlichen Banden war das ganze Verhältniß befestigt. Ruhm, Ehre und Lohn theilte das Gefolge mit dem Führer; seine Huld war jedem Genossen der höchste Stolz, und alle wetteiferten die erste Stufe n der Schaar zu gewinnen, denn das Urtheil des Führers bestimmte verschiedene Rangstufen in derselben. War dies der Ehrgeiz des Gefolges, so war das Streben des Führers, eine möglichst zahlreiche Schaar um sich zu sammeln und sich namentlich in Kriegszeiten mit vielen kräftigen Jünglingen zu umgeben. Mußte der Fürst nach Beendigung des Kampfes, weil er im Frieden sein Gefolge nicht zu erhalten vermochte, dasselbe auflösen, dann zog wohl die thatendurstige Schaar auf eigene Hand unter einem selbstgewählten Anführer auf Abenteuer aus oder begab sich in den Waffendienst fremder Völker, die gerade im Kampfe standen. In den Gefolgen fanden zum großen Theil die Freigeborenen oder Freigelassenen, die ohne eigenen Landsitz waren, ihren Unterhalt und ihre Ehre. Aus solchen Gefolgen bildeten sich zuweilen festere Genossenschaften aus, die selbst den Gemeinden gefährlich werden konnten; fehlte doch diesen ohnehin die kräftige Leitung eines machtvollen Oberhauptes, während im Gefolge Alles auf der Unterordnung unter den erkorenen Führern beruhte.

So bestanden in den Familien, in den Häusern, wie um die Person der Fürsten mannigfache Kreise und Genossenschaften, welche ihrer Natur nach die staatliche Vereinigung eher erschwerten als förderten; auch waren die verschiedenen Verbände selbst, in denen sich bereits ein politisches Bewußtsein kundgab, von der Gau- bis zur Markgenossenschaft herab, nicht fest gegen einander geordnet und bestimmt be-

Digitized by Google

grenzt, sondern ihre Zwecke und Befugnisse durchkreuzten sich vielfach. Ueberdies war der Staat noch vorherrschend an natürliche Bedingungen geknüpft: die Theilnahme an der Gemeinde hing von dem Besitz eines Grundstücks ab, die Standesunterschiede, auf denen der Staat beruhte, waren erblich, die Amtsgewalt der Fürsten wurde zwar nur auf Lebenszeit verliehen, aber die Neigung sie erblich zu machen regte sich schon in den ältesten Zeiten. So ist dieser Staat nach allen Seiten hin beschränkt, während der deutsche Mann, der zum Zeichen seiner Unabhängigkeit das lockige Haar frei herabwallen läßt, noch in fast ungebrochener Selbstständigkeit dasteht. Auf seinem Hofe, in seinem Hause gebietet allein sein Wille; in der Gemeinde thatet er nur da mit, wo er mitgerathen hat; nur von freien Männern nimmt er Recht, über die auch er Recht sprechen kann; er schlägt die Schlachten seines Volkes mit, aber er greift auch zur Blutrache für die Seinen zu Speer und Schild und kämpft auf eigene Hand für die eigene Sache. Auch vereinzelt ist er stark und scheint der Gemeinde mehr seinen Arm und seinen Rath zu leihen, als daß er ihrer Hülfe und ihres Friedens bedürfte.

Wie die Deutschen noch vereinzelt auf ihren Höfen wohnten oder diese höchstens zu Dörfern zusammenbauten, durch welche frei der Wind wehte und die ohne Gräben und Mauern ihnen den unmittelbaren Verkehr mit Feld und Wald erlaubten, wie sie die Städte noch als Zwingburgen der Freiheit scheuten und flohen, so fühlten sie auch gegen ein Staatsleben Abscheu, welches die Menschen wie willenlose Wesen zusammenzwängt und die Kraft und die Interessen des Einzelnen der Gesammtheit zum Opfer bringt; dagegen zeigte sich schon damals in allen Kreisen des Lebens ein frischer Trieb zu freier, selbstständiger Gestaltung der nächsten, unmittelbar gegebenen Verhältnisse. Genossenschaft bildet sich neben Genossenschaft, Körperschaft neben Körperschaft, Gewalt neben Gewalt, wo deutsche Art und Weise sich frei entfalten kann. Von jeher haben nur der Drang der Noth und die unabweisbare Ueberzeugung, daß die höchsten Zwecke des Lebens ohne eine starke Autorität und ein festeres Band nicht zu erreichen sind, die Deutschen auf weitere Bahnen staatlicher Entwicklung geführt.

Und früh genug hat viele Stämme der Zwang der Verhältnisse genöthigt, eine stärkere Gewalt an die Spitze des Staates zu stellen. Der Beginn der Königsherrschaft liegt bei manchen deutschen Völker-

Digitized by Google

schaften vor aller Geschichte; bei anderen entsteht sie mit der ersten Kunde, die von ihnen auf uns gelangt ist. Bald haben gefährliche Parteikämpfe im Innern, bald andauernde Vertheidigungskriege gegen benachbarte Völker, bald Eroberung und Niederlassung auf fremdem Gebiete zur Aufrichtung der königlichen Gewalt den Anlaß gegeben. Wo man aber Könige einsetzte, wurden sie von der Gemeinde gewählt, und zwar aus einem besonders bevorzugten Geschlecht, dem dann die Herrschaft verblieb. Für geheiligt galt die Person des Königs, wie ihm auch priesterliche Rechte beiwohnten. Auf ihn ging im Kriege die volle Gewalt des Herzogs über, mit dem er auf dieselbe Weise durch Schilderhebung eingesetzt wurde. Doch übte der König auch im Frieden die höchste Gewalt: er berief und leitete die Volksgemeinde in ihren Berathungen, er hatte den Vorsitz im höchsten Gerichte, und wie er die Quelle aller Rechtspflege war, ernannte er auch die Richter und Vorsteher der Bezirke. An die Stelle der Wahlfürsten in den kleinen Gemeinden traten somit königliche Beamte, die später allgemein den Namen der Grafen führten. Nur da findet sich meistentheils Königsherrschaft, wo sich bereits ein größeres Gebiet — sei es durch Eroberung, sei es durch freiwillige Uebereinkunft — gebildet hatte, wo die alte Stammes- und Gau-Verfassung schon einer weiteren Entwicklung der staatlichen Verhältnisse zudrängte; daher herrschte der König meist über ein ausgedehnteres Gebiet, über ein zahlreiches Volk. Der Ausdehnung seiner Herrschaft entsprach sein Reichthum an Grundbesitz, der namentlich auf eroberten Gebieten ihn weit über die anderen freien Männer erhob. So gewann er die Mittel, um ein glänzendes und zahlreiches Gefolge zu erhalten, zu dem man sich um so mehr drängte, je ehrenvoller und lohnender der Königsdienst war. Aber der König war nicht allein der Fürst der Gemeinde und der Führer seines Gefolges; er war zugleich der Schutzherr aller Hülfsbedürftigen, der Wittwen und Waisen, der Fremdlinge und vor Allem jener zahlreichen Klasse von persönlich freien Männern, die ohne Besitz, von der Gemeinde ausgeschlossen, erst unter der Königsherrschaft zum rechten Genuß der Freiheit kamen und sich sichtlich über den Stand der Knechte und eigenen Leute erhoben.

So groß die Rechte der Könige auch waren, so wesentliche Befugnisse von der Landesgemeinde auf sie übergingen, so gelangten sie doch damals in keinem Stamme zu einer unumschränkten Gewalt. Die Ge-

Digitized by Google

meinde behauptete sich neben ihnen mit selbstständiger Macht, und noch weniger vermochten sie tief in die Rechte des Hauses und der Familie einzugreifen. Auch gewann ihre Herrschaft nicht bei allen Stämmen, wo sie aufkam, gleichen Umfang und gleiche Stärke; wie sich denn überhaupt auch innerhalb dessen, was allen Deutschen gemein war, immer die mannigfaltigsten besonderen Gestaltungen staatlichen Lebens bei den einzelnen Völkerschaften ausbildeten. So erhob sich bei der Mehrzahl von ihnen über dem Stande der freien Leute ein erblicher Adel, der obwohl ohne erkennbare Vorrechte in der Gemeinde, doch seine eigene Ehre genoß und aus dem die Könige hervorzugehen pflegten; bei manchen Stämmen bestand dieser alte Erbadel nur aus wenigen Geschlechtern und ist früh erloschen, bei anderen erhielt er sich länger und gewann auf die Geschicke des Volkes einen dauernden Einfluß. Nicht minder gestaltete sich das Loos der hörigen Klassen, wie der besitzlosen Freien fast bei jedem Stamme in abweichender Weise. Ueberall treten uns neue, besondere Formen des Lebens entgegen, die von der frischen, unerschöpflich gestaltenden Kraft des deutschen Wesens Zeugniß ablegen, zugleich aber immer deutlicher die Zersplitterung und Vereinzelung der Deutschen in jenen Urzeiten kundgeben.

Nimmermehr hätten diese unvollkommenen und in stäter Umgestaltung schwankenden Formen des staatlichen Lebens bei ungehemmter Entwicklung aus sich die deutschen Stämme zu einem großen Volke verbinden können: erst, als die Noth sie in die großen Kämpfe der Weltgeschichte trieb und sie Jahrhunderte hindurch um ihre Freiheit ringen mußten, gestaltete sich bei ihnen ein umfassenderes Volks- und Staatsleben, einigten sich die Kräfte der Nation mehr und mehr. Mächtige Königreiche wurden dann von deutschen Kriegsfürsten begründet, aber nicht sowohl die letzten Reste altgermanischer Gemeindefreiheit haben diese Reiche zusammengehalten, wie die deutsche Kriegstüchtigkeit und die deutsche Treue.

Digitized by Google

2.

Der Freiheitskampf der Deutschen gegen Roms Weltmacht.

Um das Jahr 120 vor Christi Geburt geschah es, daß mehrere deutsche Stämme gegen Süden und Westen vordrangen und in die benachbarten Gebiete der celtischen Völkerschaften einfielen. Die Celten, ihnen einst an Kriegsmacht überlegen, aber damals schon geschwächt und durch innere Spaltungen gelähmt, konnten der zahllosen Schwärme, die sie überfielen, — denn auch Weiber und Kinder folgten dem Zuge — sich nicht erwehren; sie unterwarfen sich daher theils den Eroberern, theils erkauften sie den Besitz ihres Landes durch große Opfer, theils schlossen sie sich selbst dem verheerenden Zuge der Kriegsschaaren an und folgten ihnen auf der weiten Wanderung. Bis zu den Alpen stürmten dann die vereinigten Kriegsschaaren fort und vernichteten im Jahr 113 ein römisches Heer, das ihnen im östlichen Theil des Gebirgs den Uebergang nach Italien wehren wollte.

Die Römer zitterten vor diesen neuen Feinden, die sie als die Cimbern bezeichnen hörten; sie besorgten, jene möchten auf die Stadt selbst zueilen und jene Schreckenstage zurückkehren, wo Brennus mit seinen Galliern auf den Trümmern Roms hauste. Aber das Kriegswetter stürmte in anderer Richtung weiter; es wandte sich über den Rhein und verheerte Gallien, bis es hier wiederum römisches Land erreichte. Und schon waren neue Völker dem cimbrischen Schwarme gefolgt; die vereinigte Macht der nördlichen Stämme faßte man unter dem Namen der Cimbern und Teutonen zusammen. Als sie an den gallischen Küstenstrich am mittelländischen Meere, der sich auf beiden Seiten der Rhonemündungen ausbreitet und den die Römer seit Kurzem ihrer Herrschaft unterworfen hatten, gelangt waren, forderten sie vom römischen Senat hier Land und erboten sich dafür ihm mit den Waffen zu dienen. Der Senat schlug ihr Anliegen ab und sandte ihnen ein Heer nach dem anderen entgegen. Aber Niederlage folgte auf Niederlage. Rom war in der größten Bedrängniß: die gallische Provinz lag den Feinden offen, Spanien, seit einem Jahrhundert von den römischen Waffen bezwungen, wurde von ihnen plündernd durchzogen, und bald schickte sich ein Theil der Heereshaufen an, abermals

Digitized by Google

vom Norden aus in Italien einzudringen und die Hauptstadt selbst anzugreifen. Da rettete der große Cajus Marius den Staat, indem er in zwei blutigen Schlachten (102. 101) die so lange gefürchtete Macht der Cimbern und Teutonen völlig vernichtete.

Diese Kämpfe hatten den Deutschen die Stärke Roms, aber zugleich auch die Schwäche der celtischen Stämme gezeigt. Bald erfolgten daher neue Heereszüge über den Rhein und die Waldgebirge des Südens. In die Stelle der Cimbern traten die Sueven und erfüllten mit ihrem Kriegsruhm die Welt.

Der suevische Name bezeichnete eine Gesammtheit von Völkerschaften, die sich weithin über die Mitte des deutschen Landes verbreiteten, aber ohne eine bestimmte staatliche Vereinigung gewesen zu sein scheinen. Von dem Lande der Semnonen aus, das zwischen der mittleren Elbe und Oder lag, sollen sie ausgegangen sein. Hier feierten sie noch später im Waldesdunkel gemeinsame Götterfeste, bei denen Menschenopfer bluteten. Diese Stämme erhoben sich jetzt aus ihren alten Sitzen, drangen südlich und westlich vor, eroberten einerseits die celtischen Länder am Main und Neckar bis zur Donau hin und drängten andererseits dem Rheine zu. Die celtischen Stämme der Helvetier und Bojer wurden von ihnen zurückgeworfen, auch die deutschen Stämme am Oberrhein von ihnen bekriegt und sich jenseits des Flusses auf gallischem Boden neue Wohnsitze zu suchen genöthigt; endlich setzte Arioviſt, damals der kühnste Heerführer der Sueven, selbst über den Rhein und zwang die gallischen Sequaner, als deren Bundesgenosse er zuerst erschienen war, ihm den dritten Theil ihres Landes abzutreten. Mit 15,000 Mann war er nach Gallien gekommen, aber bald hatten sich 120,000 Krieger unter seinen Befehl gestellt, und immer neue Schaaren zogen ihm aus den deutschen Ländern zu. Gleichzeitig drangen andere deutsche Stämme, von den Sueven aus ihren heimathlichen Sitzen vertrieben, in die Gegenden am Niederrhein, und es schien, als würde das ganze gallische Land den unbezwinglichen Kriegsheeren, welche vom Osten her anstürmten, in Kurzem erliegen.

Wohl erkannten die Gallier, daß die deutschen Stämme, ob sie nun über den Ober- oder Niederrhein oder über die Donau in ihre Länder einbrechen mochten, wie sie in Tapferkeit und Kriegsmuth sich glichen, so auch durch Körperbildung, Sprache und Sitte verwandt seien, und bezeichneten sie mit dem gemeinsamen Namen „Germanen“. Germanen

Digitized by Google

— d. h. tobende Krieger, Rufer im Streite — sollen zuerst nur einzelne deutsche Stämme, die sich, aus der Heimath vertrieben, an den Ufern der Maas niedergelassen hatten, von den Galliern genannt sein, bald gaben sie indessen allen Deutschen diesen Namen und überlieferten ihn den Römern, die jetzt auf gallischem Boden mit den Deutschen aufs Neue zusammenstießen.

Denn gerade zu dieser Zeit, als ganz Gallien vor den Sueven zitterte, als Ariovist seinen lange unstät umherirrenden Kriegerschaaren feste Wohnsitze in Gallien erwerben wollte, führte Julius Cäsar, dem große Siege im Norden die Wege zur Herrschaft über Rom bereiten sollten, seine Legionen aus der römischen Provinz in die inneren Länder Galliens, um auch sie dem römischen Volke zu unterwerfen. Es war die Frage, ob Cäsar oder Ariovist, ob Römer oder Germanen in Gallien fortan gebieten würden. In einer blutigen Feldschlacht unterlag Ariovist dem größten Kriegsmann seiner Zeit; die Herrschaft der Sueven über Gallien wurde vernichtet, und in mehrjährigen Kämpfen unterjochte Cäsar alle Stämme und Staaten Galliens bis an den Rhein. Und schon wollte er auch die Länder der Germanen Rom unterwerfen. Zweimal (55. 53 v. Chr. G.) überbrückte er den mächtigen Strom, der noch niemals ein Joch getragen hatte, und führte sein Heer an das jenseitige Ufer. Aber als ob er fühlte, daß dem Ruhme Roms hier Gefahr drohe, scheute sich der sonst so unerschrockene Mann mit den Sigambern und Sueven in ihren Wäldern und an ihren Bergen zu streiten und kehrte ohne Sieg über den Rhein zurück.

Der Kampf gegen die Germanen vererbte sich, als Cäsar unter den Dolchen der Mörder gefallen war, auf sein Geschlecht. Nachdem Kaiser Augustus die unermeßliche Gewalt des römischen Volkes zugefallen, begannen, sobald er sich in der neubegründeten Herrschaft sicher fühlte, die Kriege im Norden aufs Neue, um die Germanen unter die Herrschaft Roms zu beugen. Im Jahre 15 v. Chr. drangen Drusus und Tiberius, die reich begabten Stiefsöhne des Kaisers, tief in die Alpenthäler ein. In dem gewaltigen Berggürtel, der Italien im Norden umzieht, wohnten damals noch freie Völker theils celtischen Stammes, theils illyrischer Abkunft, und verbreiteten von hier aus sich über die nördliche Hochebene bis zu der Donau. Oestlich vom oberen Rhein bis zum Inn saßen die rätischen und vindelicischen Stämme, weiter nach Osten dann bis zu dem Bergzug, den man jetzt den Wiener Wald

Digitized by Google

nennt, die Noriker, südlich von ihnen von der oberen Drau und Sau bis zu dem innersten Winkel des adriatischen Meeres die Carner, an die sich nach der Donau zu die pannonischen Stämme schlossen, welche alles Land zwischen der mittleren Donau und der Sau bis zu ihrer Mündung eingenommen hatten. So beschwerlich die Kriegsführung in den Gebirgsgegenden war, wurden doch diese Völker, vielfach unter sich gespalten, im Fluge den römischen Waffen unterworfen, und die Donau wurde der andere Grenzstrom zwischen der römischen Herrschaft und den Germanen.

Jetzt war die Möglichkeit gegeben, zugleich vom Süden und Westen die Germanen anzugreifen. Der Angriff ließ nicht lange auf sich warten; schon im Jahre 12 sammelte Rom seine besten Streitkräfte am Rhein und der Donau. Vom Niederrhein her griff Drusus, in dem der kriegerische Geist seiner Ahnen fortlebte, die Germanen an, während Tiberius an der Donau stehen blieb und durch List und Verlockung der deutschen Häuptlinge die Stämme jenseits der Donau für Rom zu gewinnen suchte. Zu derselben Zeit geschah es, daß Marbod, der Herzog der suevischen Markomannen und der mit ihnen verbündeten Quaden, die celtischen Bojer aus Böhmen vertrieb und sein deutsches Kriegsvolk daselbst ansiedelte. Am Hofe des Augustus hatte der Jüngling die Kunst ein freies Volk zu knechten gelernt und richtete nun, von den Römern begünstigt, unter den Seinen eine Königsherrschaft auf, wie sie nimmer noch sich Deutsche hatten gefallen lassen. Er erbaute sich eine feste Burg und umgab sich mit einer Leibwache, wie der Kaiser zu Rom; nach römischer Weise übte er sein Heer ein, das er auf 70,000 Mann Fußgänger und 4000 Reiter brachte, und unterwarf mit demselben weithin bis zur Oder und Weichsel die deutschen Stämme seinem Gebote. Noch stand er in gutem Vernehmen mit den römischen Gewalthabern; Viele sahen in ihm nur ein Werkzeug, um Roms Macht im Norden der Donau zu begründen.

Mit den Batavern, die auf der vom Rhein und der Waal gebildeten Insel wohnten, und mit den Friesen im Bunde hatte indessen Drusus das Rheinthal besetzt und eine Flotte gebaut, um von der Land- und Seeseite zugleich in das innere Germanien einzudringen. Auf Wasserstraßen, die er sich selbst durch Verbindung der Yssel mit dem Rheine erst geschaffen hatte, führte er dann die erste römische Flotte in die Nordsee und lief in die Ems ein. Mit überwiegender Macht

Digitized by Google

hoffte er die trotzigen Stämme der Chauken und Brukterer leicht zu bändigen; aber ehe ihm dieses gelang, mußte er die Heimkehr antreten. Im folgenden Jahre schlug er einen anderen Weg ein. Verbündet mit den Chatten, deren Sitze im jetzigen Hessenland waren, drang er in das Gebiet der Cherusker ein und rückte bis zur Weser vor. Aber Mangel an Lebensmitteln und die ungewohnte Kälte des Winters nöthigten ihn bald zur Rückkehr. Auf dem Heimwege umstellten ihn Cherusker, Sigambrer und Sueven; er hätte dem Verderben nicht entrinnen können, wenn nicht die Uneinigkeit der Deutschen den sicheren Sieg ihren Händen entrissen hätte. Zur Behauptung des eroberten Landes hatte jedoch Drusus bereits ein Castell am Zusammenfluß der Lippe und Alme errichtet, Aliso genannt; es war der erste feste Punkt, den die Römer inmitten der deutschen Gaue gewannen und durch eine Besatzung sicherten.

Nach diesem Zuge gönnte Drusus den Legionen längere Ruhe, die er benutzte, um eine Reihe von Castellen auf beiden Seiten des Rheins zu bauen, Brücken bei Mainz und Bonn über den Fluß zu schlagen, Gräben und Wälle längst dem Ufer anzulegen und das Taunusgebirge mit Befestigungen zu versehen; erst mit dem Frühjahr des Jahres 9 drang er zum dritten Male an der Spitze seiner Heere in die deutschen Länder ein. Sein Weg ging diesmal durch die Maingegenden, wo er mit Sueven kämpfte, dann wandte er sich der Werra zu, brach sich Bahn durch den Thüringerwald, begegnete den Cheruskern und gelangte bis zu der Elbe, bis zu Völkern, deren Namen nicht einmal ihm und seinen Kriegern bekannt waren. Als das Heer über den Fluß setzen wollte, soll Drusus ein Weib von übermenschlicher Gestalt erschienen sein und zu ihm gesprochen haben: „Wohin, unersättlicher Drusus? Es ist dir nicht beschieden alle diese Länder zu schauen; kehre um, du stehst am Ziel deiner Thaten und deines Lebens!“ Es war eine jener dunklen Mahnungen, wie sie dem Menschen bisweilen nahe dem Grabe entgegentönen.

Drusus trat den Rückzug an; seine Tage waren gezählt. Als er die Saale überschritten hatte, stürzte er mit dem Pferde und brach den Schenkel. Er ward in ein in der Nähe aufgeschlagenes römisches Sommerlager gebracht; dort starb er, ohne daß sein Fuß wieder römischen Boden betreten hatte, in der ersten Blüthe des Mannesalters. Das Lager wurde abgebrochen, aber der Stelle blieb der Name „das Unglücks-

Digitized by Google

lager". Auf ihren Schultern trugen die Anführer und Hauptleute der Legionen den Leichnam nach Mainz; Tiberius, der auf die Todesnachricht herbeigeeilt war, schritt als erster Leidtragender dem Trauerzuge voran. Am Rhein wünschte das Heer die Asche des geliebten Führers zu bestatten, aber Augustus wollte dem Andenken des Sohnes höhere Ehre erweisen. Auf dem Marsfelde zu Rom wurde der Leichnam verbrannt und im Mausoleum des Augustus die Asche beigesetzt; auf der Appischen Straße wurde Drusus ein Triumphbogen errichtet und ihm und seinen Nachkommen der Beiname Germanicus „der Ueberwinder der Germanen" verliehen. So ehrte der Kaiser den Helden, der der römischen Herrschaft in Germanien für immer Bahn gebrochen zu haben schien.

Tiberius, der bis dahin hauptsächlich gegen die pannonischen und dalmatischen Stämme in den Alpen gekämpft hatte, setzte das Werk seines Bruders am Rheine fort. Tief drang er in die deutschen Länder ein, während Augustus selbst nach Gallien kam und in der Nähe des Kriegsschauplatzes verweilte. Erschreckt schickten die deutschen Stämme an den Kaiser Gesandte und baten um Frieden. Ohne Furcht vor göttlicher Rache und vor der Meinung der Menschen ließ der arglistige Römer die schutzlosen Fürsten der Deutschen ergreifen und als Kriegsgefangene in den gallischen Städten bewahren; hier gaben, um den Muth der Ihrigen nicht zu lähmen, die deutschen Fürsten sich selbst den Tod. Aber ohne ihre Häupter wagten die Deutschen der Römermacht nicht ferner zu widerstreben; ruhig durchzieht Tiberius die deutschen Gauen, kehrt als Sieger heim und triumphirt über die unterworfenen Germanen. Man trug in die römischen Annalen ein: alle Völker zwischen Rhein und Elbe hätten sich ergeben.

Domitius Ahenobarbus, ein unternehmender Feldherr, empfing nach Tiberius den Oberbefehl in Germanien. Schon führte er ein römisches Heer über die Elbe, und die Stämme jenseits des Flusses zogen die Bundesgenossenschaft Roms der ungewissen Entscheidung des Kampfes mit einem stärkeren Widersacher vor. Nachdem Domitius dem Augustus in den überelbischen Gegenden einen Altar errichtet, kehrte er mit Ruhm gekrönt zurück. Einige Jahre nachher trat Tiberius abermals den Oberbefehl am Rhein an. Mit übermächtigen Streitkräften griff er zu Lande und zur See die deutschen Stämme an, da sie sich immer noch nicht alle dem Gebote des Kaisers fügen wollten. Aus der Nordsee lief seine Flotte

Digitized by Google

in die Elbe ein; ohne Widerstand drang das Landheer vor und vereinigte sich mit der Flotte. Zwei Winterquartiere hielt das römische Heer in der Mitte germanischer Völker (4—6 n. Chr. G.). Der zahlreiche Stamm der Chauken beugte sich; die Cherusker, das streitbarste Volk der Germanen, schlossen Bündniß; die Brukterer, Kanninefaten und andere Stämme erkannten Roms Hoheit an. Mehr durch Bestechung und arge List, mehr durch Ueberredung und Versprechungen, als durch Waffengewalt, kam Tiberius zu solchem Ziele, und wenig fehlte daran, daß die Freiheit der Deutschen den letzten Tag sah. In Germanien herrsche Ruhe, sagten die Römer, und schon glaubten sie auch das überrheinische Land als Provinz einrichten zu können. Neben den römischen Lagern und Burgen entstanden Märkte und bildeten sich Ortschaften, Kolonisten bauten sich dort an, römische Sitte und Lebensweise wurde den Germanen vertrauter, und in hellen Haufen eilte die Jugend des Landes herbei, um unter den römischen Feldzeichen ihren Kriegsmuth zu stillen.

Aber, ob es die Römer glaubten, Germanien war noch nicht unterworfen. Je williger sich die nördlichen Stämme zu fügen schienen, desto trotziger wurde Marbods Sprache, der sich schon mächtig genug dünkte, um der Gunst der Römer entbehren, ihnen kühn die Spitze bieten zu können. Und furchtbarer schien er in seinem Uebermuth Rom, als einst Pyrrhus oder Antiochus der ewigen Stadt gewesen war. Man mußte ihn mit den Waffen zu bändigen suchen. Mit zwölf Legionen drang Tiberius im Jahre 6 von der Donau her gegen ihn vor, und nur fünf Tagemärsche war er von den Vorposten der Feinde entfernt, als sich plötzlich ganz Pannonien und Dalmatien gegen die Römer erhob. Von der Noth überwältigt mußte Tiberius mit Marbod Frieden schließen, der sich unbesiegt als ein freier Fürst behauptete.

Jetzt regte sich der Freiheitssinn auch bei jenen Völkern im Norden aufs Neue, die Rom schon für völlig überwunden hielt. Quinctilius Varus war in diese Gegenden als Statthalter gesandt worden; er sollte römisches Gerichtswesen und römische Besteuerung unter den Germanen einführen, wo bis dahin der freie Mann an Niemand Steuern gezahlt und kein anderes Gericht als das der Gemeinden gekannt hatte. Mit den Steckenbündeln seiner Lictoren, von römischen Juristen und Schreibern umgeben, zog Varus in das Land und schlug an der Lippe und Weser seinen Richterstuhl auf. Anfangs wagte kein Stamm ihm den Gehorsam zu verweigern, — aber mit welcher Erbitterung mußte es der deutsche

Digitized by Google

Mann sehen, daß ein fremder Gewalthaber nach einem Recht, das er nicht verstand, über ihn richtete, daß er selbst für leichte Vergehen die knechtische Strafe körperlicher Züchtigung erlitt, daß über Leben und Tod der Machtspruch eines Einzelnen entschied und daß er, dem bisher nur seine Knechte zinsbar waren, steuern sollte! Was der Römer von ihm verlangte, setzte ihn nach seinen Begriffen dem Knechte gleich und griff den innersten Kern seines Lebens an. Die Erbitterung gegen Varus und Rom wuchs mit jedem Tage, mit ihr der Rachedurst und das glühende Verlangen sich dem Joche der Fremdherrschaft zu entwinden.

Mittel und Wege fand der kühne und scharfe Geist eines jungen Cheruskers. Armin, aus einem adligen Geschlecht seines Volkes entsprossen, war früh, wie Andere seines Hauses, in den römischen Kriegsdienst getreten; durch Tapferkeit hatte er sich ausgezeichnet, das römische Bürgerrecht erhalten und war zum Ritter erhoben. Unter Tiberius hatte er gegen sein Vaterland gedient und unter solchem Führer vor Allem gelernt, wie man der List mit List begegnet und wie nur durch vereinte Kraft und strenge Zucht große Dinge zum Ziele zu führen sind. Als er in die Heimath zurückkehrte, um sich sah und erkannte, daß die von den Vätern ererbte Freiheit nicht ohne einen muthigen Kampf zu erretten sei, daß für des Vaterlandes heiliges Recht und für die Götter, die über der Heimath walteten, Schild und Speer von jedem freien Manne ergriffen werden müsse, da wußte er die Fäden einer Verschwörung so fein und so geheim zu schürzen, daß der Römer, obschon gewarnt, doch in sein Netz ging. Armin verstand die zwiespältigen Stämme zu einem großen Unternehmen zu einigen und zum ersten Mal in ihnen das Gefühl zu wecken, daß es eine große gemeinsame Sache gebe, die sie alle in gleicher Weise zu vertheidigen hätten. Die Häupter der Cherusker, der Brukterer, Marsen und Chatten und durch sie alle wehrhaften Männer dieser Stämme gewann Armin für den Freiheitsbund und verlockte dann den sorglosen Varus in das von Thalschluchten vielfach durchschnittene Waldgebirge am linken Ufer der Weser. Mit den Schrecken der Natur im Bunde, unter Sturmwetter und Regengüssen brach hier die germanische Wuth auf das Römerheer ein. Drei Tage lang suchte es sich unter tausendfachen Qualen dem Verderben zu entwinden; drei Tage lang wurde es verfolgt, bekämpft und besiegt, bis sich Varus endlich voll Verzweiflung in sein Schwert stürzte und die

Digitized by Google

Seinen sich entweder dem Sieger ergaben oder im Kampfe den Tod suchten. Ein Heer von gegen 50,000 Mann war völlig vernichtet und nur mit genauer Noth schlug die Besatzung von Aliso sich zum Rheine durch (9). Der Rhein war wieder die Grenze der Römerherrschaft.

Blutig war die Rache der Germanen. In heiligen Hainen, die in der Nähe des Schlachtfeldes waren, opferten sie die Anführer und Hauptleute des überwundenen Heeres den Göttern. Am Galgen fanden Viele der Kriegsgefangenen den Tod. Den römischen Sachwaltern wurden die Zungen aus dem Munde gerissen. „Endlich, Natter, hast du aufgehört zu zischen!" sagte ein Germane, als er die blutige Zunge in seiner Hand hielt. Die Augen stach man den Gefangenen aus, hieb ihnen die Hände ab, und Manche haben lange ein elendes Leben dahingeschleppt. Vornehme Römer wurden als Knechte und Hirten auf die Höfe und Felder deutscher Männer gebracht. Selbst der Todten schonte die Wuth der Sieger nicht. Die Leiche des Varus wurde mißhandelt, der Kopf ihr abgehauen und an Marbod als Siegeszeichen gesandt.

Die Nachricht von dieser furchtbaren Niederlage trübte die Freudenfeste, die Augustus für den mühevollen Sieg des Tiberius über die Pannonier anstellen ließ. So schlimm die Botschaft war, so fürchtete der alte Kaiser doch noch Schlimmeres; im geängstigten Geiste stellte er sich vor: die vereinigten Deutschen, eine unwiderstehliche Macht, würden über den Rhein stürmen, Gallien, des großen Julius Eroberung, in ihre Gewalt bringen, dann über die Alpen brechen und Rom bedrohen; schon sah er die Herrschaft seinen Händen entfallen, das Werk seines Lebens zusammensinken. Er ließ Wachen bei Tag und Nacht Rom durchziehen, ordnete eine allgemeine Aushebung an, gelobte dem Jupiter Spiele und Opfer, wenn der Staat gerettet würde; wehklagend zerriß er seine Kleider, ließ Haar und Bart lang wachsen; wie einen Wahnsinnigen sah man ihn gegen die Wand mit dem Kopf rennen und hörte von seinen Lippen den Schmerzensschrei: „Varus, gieb mir meine Legionen wieder!" Der Tag der Unglücksschlacht blieb ein Schrecken seiner letzten Jahre.

Die Besorgnisse des furchtsamen Greises waren eitel gewesen. Die Germanen gingen nicht über den Rhein, und Tiberius, der eilends zu den Legionen geschickt war, konnte ruhig die Grenze mit stärkeren Schutzwehren umgeben. In den beiden folgenden Jahren ging er noch zweimal nach Germanien hinüber, aber mit der ängstlichsten Vorsicht, und kehrte bald wieder heim. Auch der lebensmüde Kaiser wollte seine Herrschaft

Digitized by Google

nicht neuen Gefahren aussetzen, und sterbend hinterließ er seinem Nachfolger den Rath, die Grenzen des Reichs nicht zu erweitern.

Tiberius, der im Jahre 14 die Herrschaft überkam, dürstete nicht nach neuen Siegen über die Germanen; er wußte, daß die Künste der Verführung jenseits des Rheins wirksamer seien, als Waffengewalt, und begriff, daß die Zersplitterung und die daraus entspringende Befehdung der deutschen Stämme unter einander die römische Herrschaft sicherer vorbereiteten, als Angriffe von außen, welche mindestens für den Augenblick die Kräfte Germaniens vereinigten. Aber sein Neffe Germanicus, des Drusus Sohn, ein trefflicher und tapferer Jüngling, der Liebling der Legionen, befehligte am Rhein, und in ihm glühte das Verlangen das Werk seines Vaters fortzusetzen, die Niederlage des Varus zu rächen. Sofort ging er über den Strom und überfiel die Marsen an der Lippe. Verheerend durchzieht er das Land; das hochgefeierte Heiligthum der Göttin Tanfana wird zerstört. Aber schon erheben sich wieder zu Hauf die benachbarten Stämme, die Brukterer, Tubanten und Usiper, und suchen Germanicus den Rückweg abzuschneiden. Nur mit Mühe schlug sich das römische Heer bis zum Rhein durch.

Nichts war gewonnen, doch das ruhmlose Unternehmen spornte nur zu größerer Thätigkeit den rastlosen Geist des jungen Führers an. Sobald es die Jahreszeit erlaubte (15), ging er von Neuem bei Mainz über den Rhein, zog durch das Land der Chatten und kehrte dann bei Bonn in das römische Gebiet zurück; zugleich bekriegte ein anderes Heer, das bei Xanten über den Fluß gegangen war, die Cherusker und Marsen. Gerade damals spaltete die Cherusker eine traurige Fehde. Gegen Armin erhob sich sein Oheim Segest, dessen Tochter Thusnelda, dem Herzen mehr gehorchend als dem Befehle des Vaters, sich Armin, dem Befreier des Landes, vermählt hatte. Der Adel der Cherusker und mit ihm das Volk griff zu den Waffen; ein innerer Krieg brach aus und brachte Segest in solche Noth, daß er den Beistand der Römer in Anspruch nahm. Das Heer des Germanicus eilte herbei und entsetzte Segest, der von Armin belagert war. Der Befreite folgte mit seinem ganzen Hause den Römern, und selbst Thusnelda gerieth in Gefangenschaft, in der sie einen Knaben gebar, dessen der Vater nie froh werden sollte.

Wuthentbrant stürmte Armin durch das Land der Cherusker; Waffen forderte er gegen Segest, Waffen gegen die Römer. Das, rief

Digitized by Google

er, sei ein trefflicher Vater, ein großer Feldherr, ein tapferes Heer, die mit ihren unzähligen Armen ein schwaches Weib fortschleppten; aber möchte immer Segest als Knecht auf fremdem Boden wohnen, die Deutschen würden dessen gedenken, daß sie zwischen Elbe und Rhein Steckenbündel und römische Richter gesehen; wo man den Römern nicht gehorche, da fühle man keine Ruthenstreiche und zahle keine Steuern; wenn die Cherusker das Vaterland und ihr angestammtes Recht der Zwingherrschaft vorzögen, da sollten sie sich von ihm zu Ehre und Freiheit führen lassen. Die Cherusker sammelten sich wieder um Armin; zu ihnen gesellten sich die angrenzenden Stämme; eine neue Erhebung der norddeutschen Stämme bereitete sich vor. Aber schon eilte Germanicus herbei. Ein größeres Heer schickte er unter dem wackeren Cäcina durch das Bruktererland an die Ems, die Reiterei unter Pedo durch das Land der Friesen; er selbst ging mit einer Flotte auf der Wasserstraße, die einst sein Vater gebahnt hatte, in die Nordsee, fuhr in die Ems ein und vereinte sich hier mit dem Heer des Cäcina und den Reiterschaaren. Die Chauken schlossen sich ihm an; die Brukterer wurden zerstreut. Als man an die Stätte kam, wo Varus mit seinen Legionen dem Feinde erlegen war, wurden die friedlosen Schatten gesühnt und ihnen ein Grabdenkmal errichtet. Sobald man auf Armins Heer stieß, kämpfte man, aber ohne Glück, und mußte alsbald den Rückzug antreten. Germanicus ließ den Cäcina vier Legionen auf der Heerstraße von Aliso dem Rhein zuführen. Nur der Tapferkeit und der Umsicht des erfahrenen Führers war es zu danken, wenn die Legionen vor einem ähnlichen Verderben bewahrt blieben, wie die Schaaren des Varus. Schon erschien Armin wieder auf den Höhen und jauchzte den Seinen zu: „Siehe Varus und die Legionen abermals vom Schicksal umgarnt!“ Nur mit schweren Verlusten entkam dies Heer den Cheruskern. Drusus hatte mit seinen Legionen abermals den Seeweg eingeschlagen. Auch sein Rückzug war nicht ohne Beschwerden; zwei Legionen, die er ausgesetzt hatte und die ihren Weg zu Lande an der Küste der Nordsee fortsetzten, geriethen durch die ihnen neuen Sturmfluthen dieses Meeres in große Gefahr und in noch größere Schrecken.

Tiberius mißbilligte das gefahrvolle, erfolglose Unternehmen, aber Germanicus Kühnheit stieg mit den fehlgeschlagenen Hoffnungen nur höher und höher; nimmer müde bereitete er noch größere Heereszüge vor.

Digitized by Google

Im Frühling des folgenden Jahres (16) ließ er einen Streifzug in das Gebiet der Chatten ausführen; er selbst drang in die Lippegegend ein und stellte die Heeresstraße zwischen dem Rhein und Aliso her. Dann kehrte er zurück, um den Hauptangriff zu wagen. Tausend Schiffe lagen am Unterrhein, und ein Heer von gegen 100,000 Mann schiffte er auf denselben ein. Ungefährdet kam die Flotte an den Ausfluß der Ems, die Legionen wurden hier an das Land gesetzt und der Weser zugeführt, an deren anderem Ufer das Heer Armins lagerte.

Als sich die Kriegsschaaren gegenüber lagen, verlangte Armin mit seinem Bruder — Flavus, der Blonde, genannt — der im römischen Heere diente, ein Zwiegespräch. Man verstattete es ihm. Durch den Fluß geschieden, sahen und begrüßten sich die lange geschiedenen Brüder. Flavus hatte im Kampf für die Römer ein Auge verloren; Armin fragte ihn, woher diese Entstellung seines Antlitzes rühre. Als jener ihm den Ort und die Schlacht nannte, fragte Armin weiter, welchen Lohn er dafür empfangen habe. Flavus gedachte der Erhöhung seines Soldes, der Ordensketten, anderer Ehren, die er erhalten hatte. „Wie wohlfeil," rief Armin höhnisch aus, „wird doch die Knechtschaft erkauft!" Und dann sprachen sie gegen einander, Flavus von Roms Größe, des Kaisers Macht, von der Strafe des Abfalls, dem Lohn des Gehorsams, von der Sicherheit für Weib und Kind; Armin von der Pflicht gegen das Vaterland, von der angestammten Freiheit, von den Schutzgöttern Germaniens; er beschwor den Bruder mit den dringendsten Bitten, mit ihm — sagte er — flehe die Mutter: er möchte sein Haus, seine Familie, seinen Stamm nicht verlassen, noch verrathen. Immer heftiger wurde die Rede, zornglühend forderte Flavus sein Roß und seine Waffen; nur mit Gewalt konnte man ihn endlich fortreißen.

Germanicus setzte über die Weser und griff das Heer des Armin an; er errang einen Sieg, aber er war weder unblutig für die Römer, noch vernichtend für die Deutschen. Schnell sammelten diese sich wieder und schon wenige Tage darauf lieferten sie nahe derselben Stelle den Römern eine zweite Schlacht, unentschieden in ihrem Erfolge, aber reich an schmerzlichen Verlusten für Germanicus. Trotzdem stellte der Römer eine Waffensäule mit der prunkenden Inschrift auf: „Nach Ueberwältigung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Kaisers Tiberius dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht." Dann aber begann der Rückweg: mehrere Legionen schlugen den Landweg

Digitized by Google

ein, mit den anderen kehrte Germanicus zur Flotte zurück. Ein fürchterlicher Sturm überfiel die Schiffe und zerstreuete sie. Entsetzliche Angst befiel die Gemüther, Niemand glaubte dem Verderben zu entrinnen, und in der That führte Germanicus nur einen geringen Theil des Heeres zurück. Dennoch sandte er in demselben Jahre noch einmal ein Heer in das Gebiet der Chatten und zog selbst, zum dritten Male in Jahresfrist, über den Strom gegen die Marsen aus. Nachdem die Länder dieser Stämme weithin verwüstet waren, kehrte das Heer in das Winterlager zurück. Bald darauf mußte Germanicus dem Machtspruch des Tiberius weichen und den Schauplatz seiner Thaten verlassen, um im fernen Osten ein ruhmloses Ende zu finden.

Die inneren Fehden, durch welche, wie Tiberius hoffte, die deutschen Stämme sich endlich doch nothgedrungen Roms Herrschaft beugen würden, brachen, als kaum die drängendste Gefahr beseitigt war, in der That wieder aus. Marbod hatte an der Befreiung Germaniens keinen unmittelbaren Antheil genommen; er hielt seinen Vertrag mit den Römern, um sicherer die Herrschaft, die er über zahlreiche deutsche Stämme gewonnen hatte, behaupten zu können. Aber die Semnonen und Langobarden ergriff der alte Freiheitsgeist, sie schüttelten Marbods Joch ab und verbanden sich mit dem Bunde freier Völker, an deren Spitze die Cherusker und Armin standen, während auf der anderen Seite auch unter den Cheruskern Zwiespalt ausbrach und Inguiomer, Armins Oheim, der es nicht über sich gewinnen konnte dem Gebote des Neffen zu gehorchen, mit seinem Anhang zu Marbod übertrat. Aus Nebenbuhlern wurden Armin und Marbod alsbald erbitterte Feinde und zogen mit Heeresmacht gegen einander zu einem Wettstreit um den Ruhm und die Macht. Nicht planlos kämpften sie, sondern nach allen Regeln der Kriegskunst, die sie beide von den Römern erlernt; in regelrechter Schlachtordnung rückten ihre Heere auf einander. Armin feuerte die Seinen an, indem er auf die neuerrungene Freiheit, auf den Sieg über Rom hinwies; einen Verräther des Vaterlands, einen Schergen des Kaisers nannte er Marbod, der dasselbe Loos verdiene, wie Quinctilius Varus. Marbod rühmte sich seiner Erfolge gegen die zwölf Legionen, die Tiberius einst gegen ihn führte; nur durch Arglist habe Armin die drei Legionen des Varus vernichtet, zum Unglück Germaniens und seiner eigenen Schande sei es geschehen, denn sein Weib und sein Sohn schmachteten in der Gefangenschaft der Römer. Mit furchtbarer Erbitterung wurde dann

Digitized by Google

gekämpft; auf der einen Seite focht man für den alten Ruhm und die neuerworbene Freiheit, auf der anderen Seite für die Befestigung der Königsherrschaft — die freien und die königlichen Germanen kämpften um die Zukunft. Unentschieden blieb der Kampf, aber so gefährdet war kurz darauf Marbods Herrschaft, daß er den Kaiser um Hülfe bat. Tiberius, froh des germanischen Haders, versagte sie ihm, weil er früher die Römer im Kampf gegen die Cherusker nicht unterstützt hatte (17).

Marbods Herrschaft endete schneller, als sie gewonnen war. Durch einen Aufstand seiner Gewalt beraubt, flüchtete er sich zwei Jahre nachher zu den Römern, die ihm das Gnadenbrod gaben; das große Reich der Markomannen zerfiel. Auch der Bund der Cherusker löste sich wenig später auf, als Armin, unaufhörlich von seinen Verwandten angefeindet, der Hinterlist derselben erlag; man gab ihm Schuld, er trachte nach der Königsherrschaft, und erregte hierdurch den Freiheitssinn des Volkes gegen seinen Befreier. Er fiel durch Meuchelmord, nachdem er sein Alter auf 37 Jahre gebracht und 12 Jahre an der Spitze seines Volkes gestanden hatte. Sein Ruhm lebte lange in den Liedern der Deutschen fort, und die Römer selbst haben ihm in ihren Jahrbüchern ein unvergängliches Andenken gesichert.

Jedoch auch ohne Marbods und Armins Führung behaupteten die Germanen die Freiheit; selbst die Friesen, lange Zeit hindurch die feilen Verbündeten der Römer, vertrieben noch unter Tiberius Regierung die römischen Besatzungen und brachten ihren Namen wieder zu Ehren. Die wahnwitzigen Gaukeleien des Caligula von Siegen über die Germanen verhöhnte selbst Rom. Unter Kaiser Claudius kam es dann zu neuen Kriegen gegen die Germanen an Mittel- und Niederrhein; doch als der tapfere Domitius Corbulo gegen die Friesen und Chauken vordrang, hieß es alsbald: was fromme es die Germanen zu reizen, nur Unglück erwachse daraus dem Staate. Der ängstliche Kaiser gebot Corbulo die Legionen über den Rhein zurückzuführen (47). Mit dem Schmerzensruf: „Wie glücklich waret ihr einst, Roms Feldherren!“ gehorchte Corbulo. Es war die erste welthistorische That der Deutschen, daß sie Roms Weltherrschaft ein Ziel gesetzt hatten.

Seitdem trennten Rhein und Donau das Gebiet der freien Germanen von dem römischen Kaiserreiche; nur an den Mündungen des Rheins blieben die nächstgelegenen Gegenden der Bataver auf der rech-

Digitized by Google

ten Seite des Flusses in Abhängigkeit von den Römern. Aber von den Feinden im Herzen ihres Landes nicht mehr bedrängt, wandten die deutschen Stämme nun gegen einander die Waffen und stritten unter sich zu ihrem Verderben. Die Ampsivarier, die an der Ems ihre Sitze hatten, wurden aus diesen vertrieben und suchten, nachdem sie umsonst die Römer um Land jenseits des Rheins gebeten hatten, im Innern Germaniens vergebens sich eine neue Heimath zu erkämpfen: im langen Kriege ging fast der ganze Stamm zu Grunde. Um heilige Salzquellen, die auf der Grenze ihrer Gebiete lagen, geriethen um dieselbe Zeit die Hermunduren und Chatten in erbitterten Streit. Die Chatten hatten gelobt die Feinde nach ihrem Siege den Göttern zu opfern; besiegt wurden sie selbst an den Altären derselben geschlachtet (59).

Dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber hatten die deutschen Stämme wohl eine kurze Zeit lang enger zusammengehalten; nach dem Siege brach der alte Zwiespalt wieder hervor, und jeder Stamm verfolgte besonders seine besonderen Zwecke. Noch gab es kein Band, das sie dauernd mit einander vereinte. Die Vorsehung wollte nicht, daß der deutsche Speer dem römischen Schwert erläge, daß das freie Germanien dem herrischen Rom sich beuge: doch nicht eher sollten, so stand es in den Sternen geschrieben, die Deutschen ein einiges und mächtiges Volk werden, als bis sich nach vielen Drangsalen unter dem Einfluß römischer Bildung und römischer Formen ihr spröder Sondertrieb erweichen würde.

3.

Friedliche Verhältnisse zwischen den Deutschen und Rom.

Als Tiberius einst seine Flotte und sein Heer in die Elbe geführt hatte und an dem Ufer derselben ein Lager aufschlug, während das jenseitige Gestade von den Waffen der Germanen schimmerte, sah man eine auffällige Erscheinung. Ein älterer deutscher Mann, von mächtiger Größe und nach seinem Schmuck von hohem Range, bestieg einen Nachen — ein ausgehöhlter Baumstamm war das schlichte Fahrzeug —

Digitized by Google

fuhr, mit der Kraft seines Armes den Nachen lenkend, auf die Römer zu und verlangte Tiberius zu sehen. Sein Gesuch wurde gewährt. Da betrachtete er lange schweigend den römischen Feldherrn in seinem Heeresglanze; dann brach er in die Worte aus: „Rasend fürwahr ist unsere Jugend, denn in der Ferne verehrt sie euch als Götter, und erscheint ihr, so wendet sie gegen euch die Waffen! Dir danke ich es, daß ich heute die Götter mit meinen Augen sah, von denen ich zuvor nur hörte. Nie habe ich einen glücklicheren Tag erlebt." Voll scheuer Ehrfurcht berührte er Tiberius Hand und kehrte sofort, ohne sich umzuschauen, zu den Seinen zurück.

So sahen die Germanen mit Staunen und Verehrung zu der glänzenden Macht Roms empor zu derselben Zeit, wo sie dieselbe mit den Waffen bekämpften. Und schon war Vielen die blendende Herrlichkeit der ewigen Stadt, die ausgedehnte Herrschaft des römischen Volks, der Reichthum und die Blüthe der Provinzen des Reichs, die gewaltige Kriegsmacht der Kaiser, die unermeßliche Gewalt, die in deren Händen ruhte, nicht mehr unbekannt. Viele hatten dies Alles in der Nähe gesehen, und ihren Erzählungen lauschten daheim voll Verwunderung die Männer, welche ihren Fuß noch nicht über Rhein und Donau gesetzt hatten.

Sobald Julius Cäsar die Germanen kennen gelernt hatte, war ihm klar geworden, daß er niemals bessere Krieger finden würde, als diese unerschrockenen und treuen Männer, welche die Natur mit so gewaltiger Leibeskraft ausstattete und das ganze Leben zum Waffendienst bildete. Deshalb hatte er sie als Hülfstruppen in sein Heer aufgenommen und immer in Ehren gehalten. Den Sieg bei Pharsalus, der ihm die Zukunft Roms in die Hände gab, halfen Germanen erstreiten. Auch als nach Cäsars Ermordung bei Philippi noch einmal ein republikanisches Heer den neuen Gewalthabern gegenüberstand, kämpften neben den römischen Legionen Germanen. Kaiser Augustus vertraute sogar einer deutschen Schaar die Bewachung seiner eigenen Person an, bis ihm die Niederlage des Varus mit Besorgniß gegen alle Germanen erfüllte. Seine Nachfolger kehrten aber bald zu der deutschen Leibwache zurück, und unausgesetzt führten für ihre Herrschaft und Roms Größe deutsche Hülfsvölker die Waffen, bald in dem fernsten Osten gegen die Parther, bald im Süden an dem Rande der afrikanischen Wüste;

Digitized by Google

selbst die Kriege Roms gegen die Deutschen wurden zum Theil mit Deutschen geführt.

Nicht Einzelne, sondern Schaaren, ja ganze Völkerschaften verließen Germanien und lebten im Dienste der Römer auf römischem Boden, sei es um ihre Kriegslust zu befriedigen, sei es um Ehre und Auszeichnung oder Geld und Gut zu gewinnen. Mit welcher Liebe der Deutsche auch an seinem heimischen Boden, an der Freiheit seines Hauses und seines Landes hing, eine ungeahnte Größe und Erhabenheit, die ihm das Maß des Irdischen zu übersteigen schien, trat ihm in der römischen Welt entgegen und bezauberte seine Einbildungskraft und seine Sinne. Welche glanzvolle Fülle der Macht bot sich hier seinen Blicken dar, während man daheim noch in den engsten und dürftigsten Verhältnissen lebte!

Von dem Weltmeer bis an den Euphrat, von der Nordsee bis zu den Wasserfällen des Nils waren alle Länder und Völker dem römischen Volke und seinem Kaiser unterthänig. Wohl hat es größere Reiche gegeben und giebt es noch jetzt, aber eine schönere und reichere Herrschaft hat die Zeit nicht gesehen. Ein Gesetz, ein Recht, gleiche Grundsätze der Verwaltung herrschten von einem Ende zum anderen; dasselbe Heerwesen, ein festgeordnetes Steuersystem, ähnliche Verhältnisse von Stadt und Land waren in allen Theilen des Reichs, und in der Mitte desselben lag die gebietende Hauptstadt, die Stadt ohne Gleichen. Schon zu Augustus Zeiten barg Rom eine Bevölkerung von mehr als einer Million Menschen; die Stadt strahlte von Gold und Marmor, sie leuchtete von Denkmalen menschlicher Kunst und Erfindungsgabe, wie sie die Welt zuvor nicht gekannt hatte und wie sie noch heute in ihrem Verfall als unerreichte Muster angestaunt werden. Alle Kraft und alle Fülle des weiten Reichs sammelte sich hier, die unermeßlichen, mannigfaltigen Schätze des Weltalls strömten zusammen, und doch diente Alles, was das Reich und die Stadt in sich hegte, zuletzt wieder nur dem Willen des einen Mannes, der scheinbar ein Bürger unter Bürgern vom palatinischen Hügel aus Rom und mit Rom fast die ganze bekannte Welt beherrschte.

Dem Cäsar Augustus gehorchte in den Provinzen ein stets schlagfertiges Heer von mehr als 300,000 Mann, während zur Bewachung seiner Person und zur Sicherung der Stadt etwa 16,000 Mann in Rom selbst standen; eine Flotte von 250 Segeln wartete seines Befehles auf dem adriatischen Meere, eine gleiche Flotte auf dem westlichen Meere,

Digitized by Google

kleinere Abtheilungen von Schiffen lagen an den gallischen Küsten, auf dem schwarzen Meere, dem Euphrat, dem Rhein und der Donau. Nach allen Seiten sandte der Kaiser seine Machtgebote, alle Statthalter der Provinzen hatten seinem Befehle zu gehorchen, und die Mehrzahl derselben ernannte er selbst. Auf sein Gebot erstanden Landstraßen in bisher unwegsamen Gegenden, sein Wort schuf Städte und bevölkerte sie wie auf Zauberschlag mit Menschen. Denn wie alle Lebenskräfte nach Rom, wie nach dem Herzen des Staatskörpers, sich zusammendrängten, so trieb dies auch wieder neue Säfte nach allen Seiten bis zu den entlegensten Theilen des Reiches. Bis dahin waren die Völker der alten Welt sich meist nur im Kriege begegnet, jetzt vereinigte Rom die entferntesten Nationen unter dem Schutze des Friedens; Alles, was sie einzeln an äußeren und geistigen Gütern der Weltstadt zubrachten, das wurde von ihr aus über kurz oder lang der Gesammtheit zu Theil. Die zerstreuten Güter der Erde kamen durch die Vermittelung der Hauptstadt allen Ländern zu gut. Völker, die bis dahin von der Jagd lebten, lernten den Ackerbau; Einöden verwandelten sich in reiche Felder; Städte erhoben sich, wo bisher nur vereinzelte Weiler gestanden hatten, und alle größeren Städte des Reichs gaben jene Fülle und Mannigfaltigkeit der irdischen Dinge, durch welche Rom glänzte, gleichsam im Spiegelbilde wieder, wie denn auch der Stempel römischen Wesens mit so scharfen und tief ätzenden Zügen den meisten Provinzen aufgedrückt wurde, daß er nie wieder ganz zu vertilgen war.

Auch die den Germanen am nächsten liegenden Provinzen des Reichs lernten früh die Wohlthaten der Verbindung mit der großen Weltstadt kennen und erfuhren an sich einen wunderbaren Wechsel aller Verhältnisse. Auch hier wurden Fluren, die vordem brach gelegen, üppige Saatfelder, eine reiche Gewerbthätigkeit entfaltete sich, Sprachen und Sitten wurden umgewandelt, früher ungekannte Genüsse der Sinne und des Geistes wurden Barbaren zu Theil, große und glänzende Städte erhoben sich an der Stelle elender Flecken. So geschah es in Gallien, bald einem der gesegnetsten Länder der Welt; so in den Provinzen zwischen der Donau und den Alpen.

Die Römer nannten den Theil ihres gallischen Gebiets, der dem Rheine zunächst lag und im Osten durch ihn begrenzt war, Germanien; sie schieden dies Rheinland für die Verwaltung dann weiter in zwei Provinzen: das obere und niedere Germanien. Etwa von Breisach an

Digitized by Google

zog sich die erste Provinz am Rheine stromabwärts hin bis zu der Mündung der Nahe, im Westen durch die hohe Mauer der Vogesen begrenzt. Hier wohnten mitten unter Celten die deutschen Stämme der Vangionen, Nemeter und Triboker; blühende Städte entstanden, vor Allen Mainz, wo noch jetzt Denkmale der Vorzeit an Drusus und seine Legionen erinnern, dann Worms, Speier und Straßburg. Weiter den Rhein hinab bis zu seiner Mündung lag das niedere Germanien, gen Westen bis zur Schelde und zu den Ardennen sich erstreckend; auch hier saßen germanische Stämme inmitten der Celten und theilten mit ihnen dasselbe Schicksal. Die Hauptstadt des Landes war Köln, die blühendste und reichste Kolonie der Römer am Rhein; die anderen Städte am Flusse waren meist aus Castellen des Drusus entstanden, wie Bingen, Coblenz, Remagen, Bonn und Xanten. An der Mündung des Flusses wurden Utrecht und Leiden bedeutend; im Innern war als Hauptort der germanischen Tungrer damals Tongern bei Mastricht von Wichtigkeit. An die germanischen Provinzen lehnte sich westwärts das obere Belgien an, das Land zwischen den Vogesen und der oberen Maas, wo viele Denkmale noch jetzt den Blick auf die Römerzeit hinlenken. Hier war Trier die Hauptstadt, an Glanz und Pracht später, als es häufig die Residenz der Kaiser war, selbst mit Rom wetteifernd. Metz, Toul, Verdun waren neben Trier Städte zweiten Ranges. Die oberen Gegenden an der Biegung des Rheins bei Basel bewohnten die celtischen Stämme der Rauraker und Helvetier, die man in der Folge zur sequanischen Provinz zog. Die Hauptstadt der Rauraker, Augusta Rauracorum, lag unfern von Basel, und Ruinen derselben finden sich bei Augst. Als die bedeutendsten Orte der Helvetier galten Aventicum, jetzt Avenche, nahe dem Neuenburger See, und Vindonissa, Windisch, heute ein Weiler am Zusammenflusse der Aar, Reuß und Limmat.

Aehnlich, wie ihre Besitzungen am Rhein, hatten die Römer die Donauländer eingerichtet. Am Bodensee begann die Provinz Rätien, die sich bis zur Mündung des Inn nach Osten erstreckte, im Süden vom Kamme der Alpen, im Norden von der Donau begrenzt. Noch war das Land meist von celtischen Stämmen bewohnt, doch fingen die Römer an, es mit ihren Kolonien zu bedecken. In der Mitte desselben lag Augusta Vindelicorum, jetzt Augsburg, eine sehr wichtige Kolonie der Römer im Norden. Regensburg war eine der stärksten Festungen

Digitized by Google

gegen die Germanen, Passau am Inn ein Standort römischer Truppen, der seinen Namen von der batavischen Hülfsschaar, die hier lag, empfing. Weiter die Donau hinab dehnte sich die norische Provinz östlich bis zum Wienerwald und südlich bis zum oberen Lauf der Sau aus. Auch hier wohnten meist celtische Stämme, die allmählich römische Sitte und Sprache annahmen. Am Einflusse der Enns in die Donau erhob sich Lauriacum, das jetzige Lorch, wo die Donauflotte aufgestellt war und eine Legion lag; im Innern des Landes wurde bereits früh Celeja, das heutige Cilly, später Juvavum, jetzt Salzburg, von großer Bedeutung. Pannonien, die Provinz im Norden und Osten von der Donau, im Süden von der mittleren und unteren Sau begrenzt, im Westen an das römische Noricum sich anschließend, war hauptsächlich von illyrischen Stämmen bevölkert. Vindobona, bei dem jetzigen Wien; das wichtige Carnuntum, wenig unterhalb Wien an der Donau bei Haimburg; Sabaria, jetzt Stein am Anger; Siscia, jetzt Sissek am Einfluß der Kulpa in die Sau; Sirmium, nahe der Mündung der Sau, einst ein prächtiger Ort und Residenz der Kaiser während der Donaukriege, von dem sich Ruinen bei dem Städtchen Mitrovitz finden; Pötovio, jetzt Pettau, — alle diese Städte werden schon früh als wichtige Plätze in der pannonischen Provinz genannt und bezeichnen sie als eine der bedeutendsten des Reichs.

Zu immer größerer Blüthe gediehen die Provinzen und die Städte derselben, als bei dem Aussterben des Julischen Geschlechts im Jahre 68 nach kurzen Wirren das Flavische Geschlecht zur Herrschaft gelangte und sich um die Wohlfahrt des Reichs große Verdienste erwarb. Nachdem auch dies Geschlecht bald erloschen und der alte Nerva durch den Senat zum Kaiser erhoben war, folgte durch Adoptionen eine Reihe ausgezeichneter Herrscher: Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marcus Aurelius, Männer der verschiedensten Gaben und Bestrebungen, aber darin eins, daß sie das Wohl des Reichs mit allen ihren Kräften förderten. Es waren die schönsten Zeiten des römischen Reichs, eine so glückliche Epoche für die Menschheit, daß das Andenken daran sich unverlöschbar durch die Jahrhunderte erhalten hat.

Nicht ohne ein peinigendes Gefühl seiner Dürftigkeit und Beschränktheit sah der Germane die Herrlichkeit der römischen Welt. Es lockten ihn der Waffenglanz und der Siegesruhm der kaiserlichen Heere, mit Neid schaute er auf die üppigen Saatfelder Galliens, mit offenem Her-

Digitized by Google

zen bewunderte er die Größe und Hoheit, die überall auf römischem Boden seinem Blicke sich darbot, und die Genüsse eines schwelgerischen Lebens verführten auch seine Sinne. Was Wunder daher, wenn die Stämme, welche sich schon jenseits des Rheins auf römischem Boden niedergelassen hatten, mehr und mehr ihre alte Sitte und Weise verlernten und sich der angestammten Freiheit entwöhnten: liefen doch selbst die Germanen, welche noch in ihren alten Sitzen weilten, mehr und mehr Gefahr, dem geistigen Uebergewicht des Römerthums zu unterliegen.

Wenn auch die Kriege an den Grenzen öfters wieder ausbrachen, hatten sich doch allmählich freundlichere Beziehungen zwischen den Römern und den meisten deutschen Stämmen gestaltet. Verträge und Bündnisse wurden mit Rom geschlossen; manche Völkerschaften traten förmlich unter den Schutz des römischen Staates und in seinen Dienst; andere, und unter ihnen selbst jene Cherusker, die einst die Legionen des Varus vernichtet hatten, ließen sich Könige gefallen, die ihre Gewalt unter Roms Einfluß übten, nachdem sie am Throne der Kaiser die Künste und Mittel der Herrschaft kennen gelernt hatten; schon durchzogen römische Kaufleute die deutschen Länder und steigerten die Begierden und die Bedürfnisse der nordischen Völker.

Mehr als die Kriege bedrohte dieser friedliche Verkehr die Freiheit der Deutschen, und auf das Aeußerste schien sie gefährdet, als gegen das Ende des ersten Jahrhunderts noch einmal die römische Weltmacht im raschen Anwachs begriffen war. Die britannische Insel wurde unterworfen, dann die Länder am linken Ufer der unteren Donau unter dem Namen Dacien zur Provinz gemacht; im Westen und Osten schienen die deutschen Stämme überflügelt. Und schon fiel auch das Land zwischen dem Oberrhein und der oberen Donau in die Hände der Römer, die es mit gallischen zehntpflichtigen Kolonisten bevölkerten und durch einen befestigten Wall schützten, der an der Donau oberhalb Regensburg begann und bei Coblenz am Rhein endigte. Vom Neckar bis nach Regensburg führte man eine große Heerstraße, und Städte, wie Aurelia Aquensis, das jetzige Baden-Baden, erstanden in diesem römischen Zehntland. So hatten die Römer denn doch auf dem rechten Rheinufer festen Fuß gefaßt, und auch das linke Donauufer war zum größten Theil in ihren Händen. Waffengewalt und Künste der Verführung, hofften die Kaiser, würden nun bald ganz Germanien ihnen zu Füßen legen.

Digitized by Google

Aber stärker als alle Verführungskünste war die Freiheitsliebe der Germanen. Leicht, wie sie geschlossen waren, lösten sich jene Bündnisse; die Rom gehorsamen Könige vermochten nicht ihre Macht dauernd zu befestigen, und der kriegerische Geist des Volkes, mochte er auch den römischen Feldherren eine Zeit lang dienstbar sein, fühlte sich am Ende doch befriedigter, wenn es galt die angestammte Freiheit zu schützen. Ob die Germanen mit der Schwelgerei und dem Luxus Roms vertrauter geworden, sie blieben im Ganzen doch ihren einfachen Sitten treu, und der schlichte Barbar war in den Augen Roms so seltsam, daß man sich darin gefiel, seine Tracht, Art und Sitte nachzuäffen. Daß diese Germanen so hartnäckig die Freiheit dem glänzenden Loose vorzogen, das ihrer unter Roms Herrschaft wartete, war den Römern nicht minder ein Wunder, als den Germanen Roms Größe und Macht. Voll Staunen erzählt ein römischer Schriftsteller, der im germanischen Lande gewesen war, von den Wohnsitzen der Chauken: wie die Meeresfluth das Land dort weithin überschwemme, die Hütten der Menschen auf Erdhügeln ständen, wo sie ihr Leben dahinbrächten, Seefahrern gleich, wenn die Fluth eintritt, und Schiffbrüchigen gleich, wenn sie zurückweicht; wie diese Menschen sich nicht einmal Vieh halten könnten, da weit umher kein Strauch gedeihe, und sie sich deshalb allein von Fischen nährten, die sie in schlechten Netzen, aus Schilf und Sumpfgras geflochten, einfingen, während Regenwasser ihr einziges Getränk sei. „Und wenn diese Menschen" — ruft er aus — „von dem römischen Volke unterworfen werden, so klagen sie über Sklaverei. Ja, fürwahr, Viele schont das Geschick nur zu ihrer Strafe!"

Aber es gab zu Rom einen tiefblickenden Mann, der, obwohl Römer durch und durch, mit den Germanen fühlte und es begriff, weshalb sie die Armuth der Freiheit mit dem blendenden Glanze der Sklaverei nicht vertauschen wollten. Es war Cornelius Tacitus, der tiefen Geistes durchschaute, wie mit der erstorbenen Freiheit allem täuschenden Scheine zum Trotz die Grundfesten des römischen Staates erschüttert seien, wie die römische Herrschaft in dem Freiheitssinn der Germanen eine undurchbrechbare Schranke finde und die Kraft dieses jugendlichen Kriegervolks, das in Schlichtheit und Einfalt der Sitten heranwachse, dem alternden Rom nicht nur unüberwindlich, sondern auf die Dauer sogar verderblich werden müsse. Er war es, der unaufhörlich seine Blicke und die Gedanken seiner Zeitgenossen auf die freien Germanen lenkte,

Digitized by Google

der den Römern zeigte, wie jene durch dieselben Tugenden stark seien, die einst Rom zu seiner Größe erhoben hätten, und die nun in Lüsten und sklavischer Kriecherei verkämen, wie jene mehr als zweihundertjährigen Kämpfe mit den Germanen, die so oft besiegt, doch niemals unterworfen seien, Rom an seinen Fall erinnerten und wie ungleich der Kampf zwischen Freiheit und despotischer Gewalt sei. „Nicht die Samniter", sagt er, „nicht die Punier, nicht die Spanier oder Gallier, selbst die Parther nicht, haben uns so oft gemahnt. Aber gewaltiger auch, als des Partherkönigs Macht, ist die Freiheit der Germanen." Er sah schaudernd im Geiste Rom durch germanische Kriegsschaaren untergehen und wußte keinen besseren Wunsch für sein Vaterland zu hegen, als daß der alte Hader der Germanen unter einander für immerdar bleibe und sie nie sich vereint gegen Rom wenden möchten. „Denn da die Stunde des Reichs herannaht, kann uns das Glück Größeres nicht mehr gewähren, als die Zwietracht unserer Feinde."

4.

Schwäche und Herstellung des römischen Reichs.

Tacitus Worte waren prophetisch. Schon zwei Menschenalter nachher traten deutliche Anzeichen des nahenden Verderbens ein; es regten sich gewaltig die Völker am Rhein und an der Donau.

Die Regierung des trefflichen Kaisers Marcus Aurelius war durch vielfache Unglücksfälle bezeichnet. Er fand durch den langen Frieden die Kraft der Heere gebrochen, die Zucht aufgelöst; ein aufrührerischer Geist lebte in den Legionen, und bald brach die Empörung offen aus; zudem war die Bevölkerung des Reichs überall in Genußsucht und Trägheit versunken. Die Schwäche des Reichs benutzten die Parther, die alten Feinde Roms; sie fielen in des Kaisers Gebiet ein und vernichteten seine Streitmacht. Ein lange andauernder Krieg entspann sich im Osten, der mit schwankendem Erfolge geführt wurde und in seinem Gefolge die Pest unter die römischen Heere brachte, die sich schnell über Kleinasien und Griechenland, Italien und Gallien verbreitete

Digitized by Google

und unzählige Menschenleben wegraffte. Das war der Zeitpunkt, wo auch die Germanen, die so lange durch Gräben, Wälle und Festungen an den Grenzen des Reichs zurückgehalten waren, diese durchbrachen. Mehr die Noth als Eroberungslust trieb sie in neue Kämpfe gegen Rom; denn aus ihren östlichen Sitzen an der Weichsel und Oder von den vordrängenden Slawen vertrieben, mußten sie im Süden und Westen auf eine Erweiterung ihres Gebiets bedacht sein, und da ihnen Wohnsitze im römischen Reiche nicht gutwillig eingeräumt wurden, mußten sie dieselben mit Waffengewalt sich zu gewinnen suchen.

Schon im Jahre 162 fielen suevische Schaaren in Rätien, gleichzeitig die Chauken in Belgien, die Chatten in das römische Gebiet am linken Rheinufer ein. Es gelang sie damals zurückzutreiben; als aber die Noth des Reichs wuchs, die Kraft des Widerstands erlahmte, wurde vier Jahre später die ganze Donaulinie von unübersehbaren Kriegsschaaren angegriffen, die Rätien, Noricum und Pannonien weithin überschwemmten und bis über die Alpen vordrangen. Meist waren es germanische Stämme, dem großen Verbande der Sueven angehörig: Markomannen, Quaden, Hermunduren, Langobarden; mit ihnen die östlich wohnenden Stämme der Vandalen, Alanen, Gothen und Bastarner; aber auch sarmatische Stämme waren in der vordringenden Völkermasse. Ein langer gefahrvoller Krieg entspann sich: Niederlagen wechselten mit Siegen, Verträge wurden geschlossen und bald gebrochen. Der tapfere Marcus Aurelius hat seine Regierung hauptsächlich in diesen Kämpfen verbracht und das Ende derselben nicht mehr gesehen; in Pannonien ereilte ihn der Tod, und sein unwürdiger Sohn, der feige und tief in Lüste versunkene Commodus, mußte mit Opfern den Frieden erkaufen (182). Die germanischen Stämme, welche das Reich angegriffen hatten, erhielten doch wenig später, was sie verlangten; theils wurden sie massenweise in die römischen Heere eingereiht, theils in das römische Gebiet aufgenommen und an den Grenzen angesiedelt, um diese gegen die Angriffe anderer Feinde zu schützen, ja selbst in den inneren Theilen des Reichs wurden ihnen Länder und Wohnsitze zu ihrem Unterhalte angewiesen.

Die Schwäche des Reichs war den Germanen offenbar geworden. Bald lockte die Lust zu Abenteuern und die Aussicht auf reichen Gewinn neue Schaaren über die Grenzen, und um so gefahrvoller gestaltete sich der Kampf für die Römer, als nach der Ermordung des

Digitized by Google

Commodus die Ordnung im Innern des Reichs sich löste und die Kriegsschaaren die Einsetzung der Kaiser an sich rissen. Um die Herrschaft stritten nun die Führer der Legionen unter einander; der Bürgerkrieg durchtobte das Reich und lähmte seine Kräfte, während zu derselben Zeit in den deutschen Völkern Veränderungen vorgingen, welche ihre Macht gegen äußere Feinde verstärkten.

Im dritten Jahrhundert verklingen zum großen Theil die Völkernamen, welche in den Anfängen unserer Geschichte gehört wurden; neue Namen tauchen auf, die nicht mehr einzelne kleine Gemeinden, sondern größere Stammverbindungen bezeichnen. Wir hören wenig mehr von Sikambrern, Chauken, Ampsivariern, Cheruskern, Brukterern und Chatten; der Name der Franken umfaßt fortan die Völkerschaften am niederen Rhein, während die Stämme an der Weser und niederen Elbe den Namen der Sachsen annehmen, den früher nur ein unbedeutendes Volk an der Niederelbe geführt hatte; die suevischen Stämme am Main und in der Nähe des Grenzwalles bis zur Donau hin nennen sich zusammt nun Alamannen, während die in der weiten östlichen Ebene wohnenden Völkerschaften, die sich meist der Herrschaft der Gothen gebeugt hatten, gemeinhin in ihrer Gesammtheit nach dem herrschenden Stamme bezeichnet werden, obgleich die alten Namen der besonderen Stämme, die Namen der Alanen, Vandalen, Heruler u. s. w., hier nie ganz verschwanden. An der Küste der Nordsee behaupteten die Friesen ihren alten Namen, doch gewann auch er einen weiteren und ausgedehnteren Sinn. In dem Innern des Landes saßen die Burgunder, Langobarden und Thüringer, auch sie bald an der Spitze einer umfänglicheren Herrschaft.

In dieser Wandelung der Namen wird eine der größten Umgestaltungen ersichtlich, welche die deutschen Stämme allmählich und unvermerkt erfahren hatten; aus den kleineren Gemeinden bildeten sich größere, und Volkschaften, die bis dahin ein gesondertes Leben geführt hatten, einigten sich für alle Zukunft zu einer umfassenderen Volksgemeinschaft. Denn es war in den meisten Fällen kein loses und äußerliches Band, durch welches sich Gau nun mit Gau zusammenschloß, vielmehr war es so fest und zähe, daß aller Wechsel der Zeiten es nicht wieder zu lösen vermochte. Verwandtschaft der Naturanlage, Sprache und Sitte haben gewiß Manches dazu beigetragen, um den alten Sondertrieb der Germanen mindestens so weit zu überwältigen, daß kleinere Stämme zu größeren Völkermassen verschmolzen, aber mehr that zuverlässig der

Digitized by Google

Zwang der Noth. Von allen Seiten von äußeren Feinden bedrängt, nach allen Seiten im Kampfe, mußten die germanischen Völkerschaften sich fester zusammenschließen, um größere Streitkräfte aufzubringen; der Nachbar mußte entweder dem Nachbar die Hand zum Bunde reichen oder ihn seinem Gebot unterwerfen. Wie sich in den einzelnen Fällen die Veränderung vollzogen hat, wissen wir nicht; aber gewiß ist sie auf die verschiedenartigste Weise erfolgt. Manche Stämme werden durch Vertrag sich gütlich mit ihren Nachbaren vereinigt, andere gezwungen einem mächtigeren Nachbar den Vorrang eingeräumt haben, nachdem sie zu ihrem Unglück das Glück der Waffen versucht hatten, schutzflehend vor einem siegreichen Feinde werden noch andere sich mit Bruderstämmen verschmolzen haben, endlich mag die in einem und dem anderen Stamme neu sich erhebende Königsmacht nicht selten auch der Freiheit benachbarter Völker verderblich geworden sein.

Denn in dieser Zeit ausdauernden Kampfes, sei es zur Abwehr der Feinde vom Osten, sei es zum Angriff auf die Feinde im Westen und Süden, erhob sich die Königsherrschaft bei den Germanen zu einer früher nicht gekannten Bedeutung. Jetzt, da fast ihr ganzes staatliches Leben im Heerwesen aufging und sie sich von Krieg in Krieg, von Waffenzug in Waffenzug stürzten, mußte sich vielen Völkern die Nothwendigkeit aufdrängen, die höchste Gewalt einem Manne zu übertragen und aus ihren Adelsgeschlechtern ein königliches an die Spitze des Staates zu stellen. Solche Zeiten mußten zugleich die königliche Gewalt, wo sie schon von alter Zeit her bestand, mehr und mehr erstarken machen, wie selbst bei den Stämmen, die auch jetzt noch keine Könige erhielten, tief auf den Geist und die Formen der Verfassung einwirken. Ueber den Gaugemeinden erhob sich überall eine Landesgemeinde, sei es daß sie nur von Abgeordneten der einzelnen Gaue beschickt wurde, wie es bei den Sachsen geschah, sei es daß alle freien Männer auf derselben erscheinen durften, wie bei den Franken, oder daß endlich die Gaufürsten allein zusammentraten, um die allgemeinen Landesangelegenheiten zu entscheiden. Eine höhere allgemeinere Ordnung stellte sich überall über die kleineren vereinzelten Kreise. Zur Einigung der deutschen Völker war damit ein gewaltiger Schritt geschehen, und bald trat an den Tag, wie sehr die größere Einheit die Kraft dieser Völker gesteigert hatte.

Im Anfange des dritten Jahrhunderts wurden am Rhein und der Donau zugleich die Grenzwehren des Reichs durchbrochen; im Osten

Digitized by Google

traten die Gothen, im Westen die Alamannen in den Kampf gegen die Römer (213). Nichts half es mehr, daß man durch Militärkolonien die Grenzen zu schützen suchte, indem man hier an die Veteranen Grundstücke unter der Bedingung stätiger Kriegshülfe steuerfrei austheilte; nichts half es selbst, daß man durch eine Empörung Mariminus, einen Kriegsmann von roher Tapferkeit, den nur seine germanische Geburt empfahl — er war in Thracien von einem gothischen Vater und einer alanischen Mutter geboren — auf den Kaiserthron erhob (235) und gedungene Germanenheere gegen die freien Deutschen führte: dauernd schien Nichts den heranstürmenden Völkerfluthen mehr gebieten zu können. Zwar drang Mariminus mit verwegener Tapferkeit noch einmal tief in die germanischen Länder ein, bis unwegsame Sümpfe und dichte Wälder seinem Marsche ein Ziel setzten, aber eben damals mußten die Römer doch das rechte Rheinufer völlig räumen. Die letzten römischen Ueberreste, die man im Zehntlande findet, gehören der Zeit dieses Kaisers an.

Und wäre damit die Ruhe des Reichs erkauft worden! Aber kaum waren die Alamannen zurückgetrieben, so brachen die Franken über den Rhein und durchzogen plündernd ganz Gallien (237); zugleich gingen mit stärkeren Heeresmassen, als je zuvor, die Gothen über die untere Donau. Im Kampfe gegen sie fiel Kaiser Decius (251), und kein anderes Mittel gab es sich ihrer zu wehren, als den Frieden zu erkaufen, sich tributpflichtig zu machen und den größten Theil Daciens ihnen zu überlassen.

Schon damals schien jene letzte Stunde des Reichs, von der Tacitus gesprochen hatte, mit allen ihren Schrecken einzubrechen. Kaum hatte man das Fest des tausendjährigen Bestandes Roms gefeiert, so stürmte von innen und außen jegliches Verderben herein, um den eitlen Wahn ewiger Größe dem Römervolke zu rauben. Schnell nach einander fielen mehrere Kaiser durch Mord; die Provinzen lösten sich vom Mittelpunkt der Herrschaft ab; in jeder wählten die Legionen sich ihren eigenen Herrn, und innere Kriege ohne Ende führten diese Tyrannen unter sich zu ihrem eigenen Verderben und zum Ruin des Reichs. Abermals stiegen da die Alamannen und Markomannen über die Alpen und schweiften ungehindert durch die volkreichen Gegenden Italiens bis an die Mauern Roms. Die Franken plünderten Gallien; nicht allein vom Niederrhein landeinwärts vordringend griffen sie das römische Ge-

Digitized by Google

biet an, sondern auf leichten Nachen wagten sie sich auch weit in die See, landeten plündernd an den Küsten Galliens und Spaniens und fuhren mit staunenswerther Beherztheit auf ihren zerbrechlichen Kielen in das mittelländische Meer ein. Schon zeigten sich auch die Sachsen zur See; auf kleinen Kähnen, aus Ruthen geflochten und mit Leder überzogen, steuerten sie hinaus und machten sich den Küsten Britanniens und Galliens furchtbar, die geschicktesten aller Seeleute, die gefürchtesten Räuber der Meere. Durch reiche Beute und glänzende Waffenthaten ermuthigt, stürmten zu derselben Zeit die Gothen weithin durch die Länder des Ostens und unternahmen die wunderbarsten Heereszüge. Nicht allein durch Thracien und Macedonien bahnten sie sich Weg, bis in Griechenland drangen sie ein; Athen, Sparta, Korinth, alle jene hochgefeierten Sitze der höchsten Kultur des Abendlandes, wurden von ihnen geplündert. Indessen befuhren ihre Flotten das schwarze Meer; ihre Kriegsschaaren landeten an der asiatischen Küste, durchzogen verheerend die damals noch reichen Städte Klein-Asiens, und abermals sank der Tempel der Diana zu Ephesus in Asche.

Aber Roms Stunde hatte noch nicht geschlagen. Als der ruchlose Gallienus durch Mord gefallen war, erhoben die Legionen den trefflichen Marcus Aurelius Claudius zum Kaiser; freudig bestätigte der Senat die vorzügliche Wahl. Kühnen Muthes zog Claudius, sobald die Gothen einen neuen Beutezug antraten, mit einem fast von allen Waffen entblößten Heere ihnen entgegen. Als er des Feindes ansichtig wurde, schrieb er dem Senate: „Ich stehe im Angesichte der Feinde und bin im Begriff mich mit ihnen zu schlagen. Sie sind 320,000 Mann stark. Ueberwinde ich sie, so werdet ihr hoffentlich es mir danken; unterliege ich, so bedenkt, daß ich nach der Regierung des Gallienus fechte. Das ganze Reich ist ausgesogen und erschöpft, theils von ihm, theils von den vielen Tyrannen, die sich zu seiner Zeit erhoben und die Provinzen verwüstet haben; es fehlt uns sogar an Schilden, Schwertern und Spießen. Wenn wir so auch nur etwas erreichen, verdienen wir Bewunderung". Claudius errang bei Nissa, an der Grenze von Bulgarien und Serbien, einen vollständigen Sieg, vernichtete dann die Flotte der Gothen und versperrte ihnen so die Rückkehr (269). Er schrieb nach diesen Siegen: „Wir haben ein Heer von 320,000 Gothen aufs Haupt geschlagen, ihre Flotte, die aus 2000 Segeln bestand, vernichtet. Die Felder und Ufer sind mit Schwertern, Schilden und Leichen

Digitized by Google

bedeckt". Diese Siege retteten Rom, aber schon ein Jahr nachher starb Claudius zu Sirmium an der Pest.

Wie Claudius es sterbend gewünscht hatte, folgte ihm im Reiche sein Feldherr Aurelian, der das begonnene Werk vollendete und sich den ehrenden Beinamen des „Wiederherstellers des Staates" gewann. Es gelang ihm, den Aufstand in den Provinzen niederzukämpfen und das Reich wieder zu vereinigen. Er schlug die Alamannen, die abermals in Italien eingedrungen waren, und schloß mit den Gothen Frieden. In unaufhörlichen Kämpfen gelangte er zu diesem Ziele, seine ganze Regierung verlief sich in Kriegszügen, sein ganzes Reich war gleichsam ein Kriegslager; er war es, der Rom befestigte und mit jenen hohen Mauern schützte, die noch jetzt die Stadt umschließen. Aber nicht ohne große Opfer kam er zum Ziele; Dacien, das nicht mehr zu vertheidigen war, gab er den Gothen preis.

Rom glaubte nach Aurelians Ermordung eines kriegerischen Fürsten entrathen zu können und erhob den Senator Tacitus auf den Thron (276). Doch nur zu bald machte sich das Verlangen nach einem tüchtigen Kriegsmanne wieder geltend, und die Legionen riefen den tapferen Probus als Kaiser aus. Noch einmal tauchte da der Gedanke auf Germanien zu unterwerfen, den furchtbaren Feind in seinem eigenen Lande aufzusuchen und hier für immer zu vernichten. Probus kämpfte mit Glück, trieb die Alamannen und Franken über den Rhein, die Gothen über die Donau zurück und drang in Germanien ein. Aber viel fehlte daran, daß er die Stämme, die im Innern wohnten, hätte dauernd unterwerfen können; es blieb ihm zuletzt doch kein anderes Mittel, um die Grenzen des Reichs vor den Germanen zu wahren, als an den Ufern des Rheins und der Donau von Neuem germanische Stämme als Grenzwächter anzusiedeln und die römischen Legionen mit Germanen zu füllen. Indessen war wirklich die drohendste Gefahr für das Reich beseitigt, und als nach kurzen Wirren Diocletian von den Legionen die höchste Gewalt überkam (284), konnte er sein Augenmerk darauf richten, durch neue Einrichtungen im Innern das in seinen Grundfesten erschütterte Reich zu befestigen.

Mit jenem ungemeinen Verstande, der Diocletian auszeichnete, durchschaute er leicht, daß nicht durch die Erweckung freier Formen, sondern nur durch die größte Vereinigung aller Macht in der Hand des Herrschers der hinfällige Staat noch zu retten sei, daß aber zugleich die

Digitized by Google

höchste Gewalt, um frei über dem Ganzen walten zu können, weit über das Treiben der anderen Menschen erhoben und dem Widerstreit der Parteien entzogen werden müsse. Die Despotien des Orients wurden sein Vorbild: von den Perserkönigen nahm er das Diadem als Abzeichen der höchsten Gewalt an, mit den steifen, aber zugleich imponirenden Formen des orientalischen Hofceremoniells umgab er seinen Thron, den er nicht zu Rom, sondern im fernen Osten zu Nicodemien aufschlug. Zum Staube sich beugend mußten nun die Römer ihren Kaiser begrüßen, mit der Anrede „Herr" sich ihm nahen, die bis dahin nur der Sklave an seinen Gebieter zu richten pflegte; Alles mußte die heilige Gottheit des Kaisers verehren. Dem Senat, der bisher noch einen Schimmer von Ansehen behalten hatte, wurde jede Theilnahme an den Angelegenheiten des Reichs entzogen. Das Volk der römischen Stadt, nun des Kaisers und seines Hofes beraubt, hatte sich daran zu gewöhnen, daß es nicht mehr galt als die Bevölkerung jeder anderen größeren Stadt im Reiche. Italien verlor mit der Freiheit von der Grund- und Kopfsteuer seinen wichtigsten Vorzug vor den Provinzen. Alle Unterschiede wurden möglichst beseitigt, das Andenken der Vorzeit verwischt, eine völlig neue Ordnung sollte beginnen.

Um die innere Verwaltung der Länder leichter zu beaufsichtigen, die Grenzen besser gegen die Angriffe der Feinde zu vertheidigen, schied Diocletian die Regierung der westlichen Theile des Reichs von der der östlichen und übergab jene seinem Waffengenossen Maximian, der seinen Sitz zu Mailand nahm. Diocletian und Maximian führten den Titel Augustus; neben ihnen wurden für das Morgenland und Abendland noch zwei besondere Cäsaren ernannt, Gehülfen des Regiments, vornehmlich für die Anführung der Heere. Diese Cäsaren waren zugleich zu Nachfolgern der Oberherrscher bestimmt, denn für immer sollte das Kaiserthum der Wahl der Legionen entzogen werden. Wenn durch die Theilung der Geschäfte eine gewisse Spaltung in dem Reiche eintrat, so wurde das Ganze doch dadurch wieder enger verbunden, daß die letzte entscheidende Gewalt in der Hand des älteren Augustus blieb, daß die Formen der Gesetzgebung und Verwaltung in allen Theilen des Reichs dieselben, die hohen Staats- und Hofämter dem Ganzen gemeinschaftlich waren. Die späteren Jahrhunderte haben auf dem Grunde fortgebaut, den Diocletian gelegt hatte.

Aber jene Theilung des Regiments, die Diocletian eingeführt

Digitized by Google

hatte, erwies sich sofort als überaus nachtheilig, ja sie drohte sogar alsbald das Reich ganz zu zerreißen. Lange bekämpften sich, als der Begründer der neuen Ordnung freiwillig der Gewalt entsagt hatte, die Augusten und Cäsaren unter einander, bis es endlich Constantin dem Großen gelang, alle seine Widersacher zu beseitigen und sich allein an die Spitze des weiten Reichs zu stellen (324).

Was Diocletian begonnen hatte, vollendete Constantin. Auch er theilte das Reich; in vier Statthalterschaften zerfiel es fortan, an deren Spitze er seine Präfecten setzte. Aber diese erhielten nur die bürgerliche Verwaltung und das Gerichtswesen; die Kriegsmacht wurde, damit die Gewalt der Präfecten nicht zu sehr wachse, ihnen entzogen und unter besondere Befehlshaber gestellt. Jede Statthalterschaft war in mehrere Diöcesen getheilt, diese wiederum in Provinzen und diese endlich in städtische Territorien. Ueberall Theilung der Gewalt, Einheit derselben allein im Kaiser. Auf den Städten, als den Grundsteinen des Staatsgebäudes, das sich von ihnen pyramidalisch bis zu der höchsten Spitze der kaiserlichen Gewalt erhob, ruhte mit erdrückender Schwere die furchtbare Last des Ganzen, und vernichtet sank bald der Wohlstand derselben und damit der letzte Rest selbstständig politischen Lebens im Römerreiche dahin. Die Städte mußten den Hof, die Beamten, das Heer und sich selbst erhalten; sie hatten die Steuern aufzubringen, und es galt schon damals als die höchste Regierungskunst, die Abgaben so hoch wie möglich zu schrauben und auf das Schonungloseste beizutreiben. Denn immer neuer und immer höherer Summen bedurfte es, um die Habgier der zahllosen Beamten zu befriedigen, um den Glanz des Hofes zu erhalten und jene imponirende Truppenmacht zu ernähren, die den Frieden im Innern und die Ruhe an den Grenzen zu sichern hatte.

Eine übergroße Zahl von Hof-, Militär- und Civilbeamten erforderte die neue Ordnung des Staates; mit ängstlicher Sorgfalt waren alle Verhältnisse der Beamten geordnet, ihre Gehalte, Privilegien, Titel und Abzeichen bestimmt. Es bildete sich aus ihnen eine zahlreiche Aristokratie, die sich erblich in dem Besitz ihrer Einkünfte und Würden zu befestigen suchte, wenngleich die Ernennung zu den einzelnen Aemtern dem Kaiser vorbehalten blieb. Schon wurde der Rang der höheren Beamten auch Personen, ohne daß sie wirklich im Staatsdienst standen, durch Ehrendiplome ertheilt; es erhob sich neben dem Verdienst- ein Briefadel, beide ihren Glanz von dem Abglanz des Thrones empfangend.

Digitized by Google

Zum Sitz des neuen Kaiserreichs machte Constantin das alte Byzanz, das er mit großer Pracht herstellte und Neu-Rom benannte, welches aber später von ihm den Namen Constantinopel erhielt. Hier umgab er sich mit einem Senat, der jedoch gleich dem Senat des alten Roms nur selten und in untergeordneten Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen wurde und fast allein die Bedeutung eines Stadtraths hatte. Wichtiger war das Consistorium, der Staatsrath des Kaisers, in dem vornehmlich die ersten Hofbeamten, der Oberkammerherr, der Reichskanzler, der Staatssecretair, der Minister des öffentlichen Schatzes, der Verwalter des kaiserlichen Privatvermögens und die Befehlshaber der kaiserlichen Leibtruppen neben den Staatsräthen ihren Sitz hatten. Noch gab es Consuln, Prätoren und Quästoren, kostspielige Ehrenämter, aber ohne Bedeutung für den Staat. Neben dem Gestirn des neuen Roms erblich der Glanz der alten Weltstadt, und ihre alten Würden und Ehren wurden leere Schattenbilder ohne Wesenheit und Geltung.

So war denn das Ziel erreicht, nach dem so lange die römischen Herrscher gestrebt hatten und zu dem die Entwicklung der Dinge von selbst zu drängen schien. Eine Despotie war errichtet, wie sie Europa noch nie gekannt hatte; die römische Welt lag geknechtet zu den Füßen des Kaisers, und der Zwang seiner Herrschaft war unwiderstehlich, so weit sein Reich sich erstreckte. Unleugbar ist es, daß durch die Strenge despotischer Gesetze Ruhe, Ordnung und Sicherheit in die römischen Länder zurückkehrte. Als eine Nothwendigkeit kann angesehen werden, daß so mit den eisernen Banden der Furcht und des Schreckens der römische Staat umschlossen wurde. Denn kaum anders ließ er sich noch erhalten und mit ihm alle die Güter, die er überkommen und die er, ob er sie selbst kaum in ihrem Werthe erkannte, doch der Zukunft zu sichern Pflicht und Beruf hatte. Nicht nur die schönsten und erhabensten Erzeugnisse alter Kunst und Wissenschaft, sondern überhaupt Alles, was nur der menschliche Geist bisher in allen Gebieten des Lebens Großes erfunden, die ganze Summe der Vergangenheit, der Entwicklung des Menschengeschlechts ließ sich, wie es scheint, nur auf diese Weise aus dem Chaos retten. Aber mag diese Despotie als nothwendig erscheinen, das Verderben war darum nicht minder in ihrem Gefolge für alle die Völker, welche sie betraf. Unter dem Druck eines prunksüchtigen, unersättlichen Hofes, eines unzähligen Beamtenstandes, der durch den Schutz kaiserlicher Allmacht unantastbar schien, eines gewaltigen Heeres, das

Digitized by Google

nicht für das Vaterland, sondern für Geld und Gut sein Blut vergoß, sank in kurzer Frist der Wohlstand des Reiches, und die blühendsten Provinzen wurden zu Einöden. Als die Freiheit erstarb, drängte sich der Egoismus überall an die Stelle der Tugend. Der gerade Mann bog den Rücken, der Mund der Wahrheit bequemte sich zur Schmeichelei und Lüge, einst tapfere und thatkräftige Geschlechter versanken rettungslos in Lüste und Feigheit. Bald war es nicht mehr möglich, aus römischen Bürgern — und römische Bürger waren längst alle freigeborenen Einwohner des Reiches — ein Heer zusammenzubringen, welches dem Feinde Stand hielt; Barbaren allein schlugen fortan die Schlachten der Kaiser. Nur in Lustbarkeiten und Sinnengenuß lebte das feile, feige und faule Geschlecht, welches sich nach Romulus nannte.

Die alte Welt erstarb in Knechtschaft; neue Mächte mußten die Freiheit der Menschheit zurückgeben und eine bessere Zeit gebären.

5.

Verbreitung des Christenthums unter Römern und Gothen.

Oft scheint es, als ob die Dinge dieser Welt in einem ewigen Wechsel kreisten und mit dem Umlauf der Zeiten wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehrten. Irrig aber wäre es zu glauben, daß die Geschichte in der Monarchie Constantins nach vielen Jahrhunderten doch endlich nur zu jenen Formen staatlichen Lebens zurückgeführt hätte, die sich einst in den großen Despotien des Orients ausgebildet hatten. Wie viel fehlte daran! Die Begriffe von Staat, Recht und Gesetz, welche Rom in besseren Zeiten scharf ausgeprägt hatte, konnten nicht mehr untergehen. Selbst Constantins Reich bewahrte den Namen der Republik, und gerade als die freien, den Einzelnen schützenden Institutionen des öffentlichen Lebens dahin sanken, wurde das Privatrecht mit desto gewissenhafterer Sorgfalt gepflegt. Und mehr als alles das: zu derselben Zeit, wo Constantin jede selbstständige Macht im Reiche niedergeworfen zu haben wähnte, erhob er selbst, indem er das Christenthum zur bevorzugten Religion in seinem Staate machte, in der christlichen

Digitized by Google

Kirche eine neue Gewalt von damals noch ungeahnter Stärke, welche der Willkür der Herrscher nicht allein eine Schranke setzte, sondern noch dem Staate selbst dereinst gefährlich werden konnte.

Mit großer Schnelligkeit, getragen von seiner inneren göttlichen Kraft und gefördert durch die enge Verbindung des Reichs, hatte das Christenthum von Judäa aus sich über die ganze römische Welt verbreitet. War gleich die Zahl seiner Bekenner während des ersten Jahrhunderts nicht übergroß, so fanden doch die tiefsten und edelsten Gemüther, sobald Gott ihr Herz dem Glauben erschlossen hatte, in demselben einen Frieden, den ihnen die Welt — und zumal jene Welt — nicht geben und auch mit ihrem Hohn und Spott, ja selbst durch grausame Verfolgungen nicht rauben konnte. Die Schaar der Gläubigen wuchs von Tag zu Tag und erregte schon im zweiten Jahrhundert so sehr den Ingrimm der Kaiser und der heidnischen Massen, daß über das ganze Reich hin die äußersten Gewaltmaßregeln gegen die Christen ergriffen wurden. Aber das Blut der Märtyrer, das den Glauben ersticken sollte, wurde zum befruchtenden Thau, unter dem die Saat des Evangeliums nur desto dichter und kräftiger aufschoß.

Das Christenthum macht alle seine Bekenner zu Gliedern einer einzigen großen Gemeinschaft, der Kirche, in der sich schon sichtlich hier auf Erden das große Gottesreich darstellen soll und die aller Orten wieder die Gläubigen zu engerer Vereinigung in besonderen Gemeinden sammelt, auf daß sie gemeinsam in Werken des Glaubens, der Liebe und Andacht dem Herrn dienen. Nach dem Vorbilde der jüdischen Synagogen, die weit über das römische Reich zerstreut waren, bildeten die ersten christlichen Gemeinden überall ihre Verfassung und ihre äußeren Ordnungen aus. Im Anfange galten alle ihre Mitglieder als gleichberechtigte Brüder, von denen jeder seiner Gemeinde mit der Gabe, die ihm der Herr verliehen, willig diente. Auch gab es kein äußeres Band, welches die einzelnen gleichberechtigten Gemeinden mit einander verknüpfte, obschon sie durch den gleichen Glauben und die gleiche Liebe zum Herrn in der innigsten Eintracht standen. Bald traten jedoch Unterscheidungen mannichfacher Art, sowohl *in* den Gemeinden, wie *an* den Gemeinden hervor.

In den Gemeinden erhob sich, vornehmlich in Folge alttestamentlicher Begriffe und Vorstellungen, ein besonderer geistlicher Stand, der Klerus, welcher die Regierung der Gemeinde mehr und mehr an sich

zog und sich namentlich in den ausschließlichen Besitz der Lehre und der Leitung des Gottesdienstes setzte. Wie der Klerus sich von den Laien trennte, so spaltete er sich selbst dann weiter in eine vielgliedrige Hierarchie, an deren Spitze die Bischöfe standen. In gleicher Weise fing man an auch die Gemeinden unter einander zu ordnen und zu unterscheiden. Die Landgemeinden traten hinter den Stadtgemeinden zurück; diese hinter den großen Muttergemeinden, die in den Hauptstädten der Provinzen ihren Sitz hatten. Der Bischof der Hauptstadt, der Metropolit, erhob sich an Macht und Ansehen über die anderen Bischöfe der Provinz; unter seinem Vorsitz traten die Bischöfe zu Provinzialsynoden zusammen, um die allgemeinen Angelegenheiten ihrer Kirchen zu berathen. Und unter den Metropoliten selbst gewannen schon im dritten Jahrhundert ein besonderes Ansehen die Bischöfe von Antiochia, Alexandria und Rom, zu deren Range sich auch die von Constantinopel und Jerusalem in der Folge zu erheben wußten. Diese Bischöfe, deren bevorzugte Stellung theils auf ihren ausgedehnten Provinzen, indem sich selbst andere Metropoliten ihnen untergeordnet hatten, theils auf dem Alter ihrer Kirchen beruhten, nahmen bald allein den Ehrennamen der Patriarchen in Anspruch, den früher alle Bischöfe führten, und unter ihnen gewann durch besondere Gunst der Umstände der Metropolit von Rom die größte und allgemeinste Anerkennung, weil er einmal im ganzen Westen ohne Nebenbuhler dastand und überdies seine Kirche nach dem allgemeinen Glauben vom Apostelfürsten Petrus selbst begründet war.

So hatte die christliche Kirche durch sich selbst eine geordnete Gestalt gewonnen, die ihr einen festen Bestand zu sichern und ihr die Erreichung ihrer ewigen, wie ihrer irdischen Zwecke zu erleichtern schien. Solche Ordnungen waren um so unerläßlicher, als trotz aller Verfolgungen die Zahl der Christen in unaufhörlichem Anwachs begriffen war. Die Noth lehrte beten, und als in den Zeiten der entsetzlichsten Bedrängniß die alten Götter gegen die Bitten der Gläubigen taub blieben, erstarb der Glaube an ihre Macht; die schuldbelasteten Seelen und die geängsteten Gewissen wandten sich den christlichen Gemeinden zu, wo sie die Kraft des Gebets wiederfanden und der Erhörung desselben durch den Vater im Himmel gewiß wurden.

Noch Diocletian hatte in den christlichen Gemeinden gefährliche politische Verbindungen gesehen und sie deshalb auf die grausamste Weise verfolgt. Constantin blickte tiefer; er erkannte, daß das Christenthum

Digitized by Google

für die Welt unüberwindlich, in und mit ihm aber der Sieg auch über die Welt gegeben sei, so daß der Staat, im Kampfe mit ihm gefährdet, aus dem Bunde mit ihm eine neue, unwiderstehliche Kraft gewinnen könne. Deshalb erklärte er sich offen für den Christenglauben, begünstigte die Bischöfe auf alle Weise und bereicherte die Kirchen. Die neue Hauptstadt sollte nach seinem Willen gleich von ihren Anfängen eine Christenstadt durch und durch sein. Der Uebertritt zum Christenthum, früher mit den härtesten Strafen bedroht, wurde nun ein dem Herrscher wohlgefälliges Werk, und gegen das Ende seines Lebens empfing er selbst noch die Taufe.

Bei großer Einbuße an innerer Kraft und wahrem Glaubensleben erwuchs der Kirche aus ihrer engeren Verbindung mit dem Staate der Vortheil, daß sie bei einer eben damals ihre ganze Existenz bedrohenden Spaltung ihren Zusammenhang nicht nur erhielt, sondern sogar stärker einigende Formen gewann. Schon hatten sich nämlich bedeutende Männer im Morgen- und Abendlande die großen Glaubenslehren des Christenthums nicht allein mit dem Herzen zu erfassen, sondern auch geistig zu durchdringen und systematisch zu verbinden bestrebt; eine theologische Wissenschaft entstand, mit ihr aber drohten sofort dogmatische Streitigkeiten die innere und äußere Einheit der Kirche für immer zu lösen. Die Lehre des Arius, daß Christus göttlich, aber nicht Gott, nicht gottgleichen, sondern gottähnlichen Wesens sei, bewegte zu jener Zeit die ganze Christenheit, erhitzte die Gemüther der Gläubigen gegen einander, und einer großen Trennung der Kirche schien kaum noch vorzubeugen. Da berief Constantin das erste allgemeine Concil nach Nicäa, eine Reichssynode nach dem Muster der Provinzialsynoden, wie sie bisher allein bestanden hatten; hier wurde die Lehre des Arius von den versammelten Bischöfen verurtheilt und die wahre Lehre der Kirche in einem Glaubensbekenntniß festgestellt. Dem Beschlusse der Bischöfe gebot der Kaiser sich unbedingt zu fügen und sicherte so die Einheit der rechtgläubigen Kirche und ihrer Lehre (325).

Aber bei weitem größer als der Gewinn, welchen die Kirche aus ihrer Vereinignng mit dem Staate zog, waren offenbar die Vortheile, die dieser durch die Verbindung gewann. Eine Religion, welche gebietet: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ und „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!“ eine Religion, welche ihre Bekenner anweist Zoll zu geben, wem Zoll gebührt, Furcht, dem

Digitized by Google

Furcht gebührt, Ehre, dem Ehre gebührt, welche es zur Pflicht macht, nicht allein dem gütigen und gelinden, sondern auch dem wunderlichen Herrn gehorsam zu sein, und in diesem Gehorsam ein Gott besonders wohlgefälliges Werk sieht, wie sie denn vor Allem die Tugenden des Duldens und der Ergebung erhebt, welche endlich das unbefriedigte Herz des Menschen nicht auf ein irdisches Glück, sondern auf die Seligkeit der jenseitigen Welt verweist — eine solche Religion verhieß jenem Staate, den Constantin begründete, eine festere Grundlage zu geben, als sie die am feinsten berechnende Staatsklugheit gewähren konnte.

Und doch fand gerade in dieser Religion die neubegründete Despotie eine feste Grenze ihrer Gewalt und stieß hier auf eine undurchbrechbare Schranke. War es schon nicht ohne Bedeutung, daß die kirchliche Verfassung damals noch in vielen Beziehungen eine freie Bethätigung der Gemeinden zuließ und so die aus dem Staate verjagte Freiheit sich gleichsam in die Kirche flüchtete, daß ferner die Herrscher selbst in der Gemeinde sich als Brüder den Brüdern gleichstellen und sich als Laien den Geboten des Klerus unterordnen mußten, so war doch noch bei weitem wichtiger, daß in der christlichen Kirche innerhalb des Staates eine Macht Bestand erhielt, die, obschon in der Welt stehend, sich doch in ihrem Ursprunge, ihren Zwecken und ihrem Endziel unmittelbar mit dem Ueberirdischen verknüpft, die deshalb von keiner menschlichen Gewalt in ihrem innersten Wesen anzutasten ist, zumal sie die Verheißung hat, daß sie die Welt endlich überwinden wird. Und diese Macht hatte in den Bischöfen Vertreter, die in dem Vollgefühl unbesieglicher Gotteskraft furchtlos die Herrscher darauf hinwiesen, daß es eine äußerste Grenze der Gewalt auch für die Obrigkeit gebe und jenseits derselben das Gebot für die Christen stehe: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen."

Nach Constantin hat das Heidenthum noch einmal die christliche Kirche zu überwältigen gesucht, auch der innere Zwiespalt über die Lehre brach abermals aus, und der neugeschlossene Bund zwischen Kirche und Staat schien keineswegs gesichert, bis endlich Theodosius durch kaiserliches Edict die Götzenopfer völlig verbot, den Arianismus als ketzerische Lehre im Römerreiche ausrottete und das Nicänische katholische Glaubensbekenntniß zur unbestrittenen Geltung brachte (381). Seitdem war das römische Reich ein christlicher Staat, und die einige

Digitized by Google

katholische Kirche wurde Staatskirche. Wie wenig aber die Bischöfe sich deshalb willenlos dem Kaiser zu beugen gedachten, erfuhr Theodosius an sich selbst. Wegen der Grausamkeiten, die er bei der Bestrafung des aufständigen Thessalonich geübt hatte, schloß ihn der Bischof Ambrosius von Mailand von der Kirchenthür aus, rief ihm das Wort entgegen: „Du hast wie David gefehlt, nun thue auch Buße wie David!“ und nahm ihn erst nach achtmonatlichen schweren Bußübungen wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen auf. Ueberall machte sich nun der Einfluß der Kirche in der Gesetzgebung des Staates geltend: die unsittlichen Schauspiele wurden aufgehoben oder beschränkt, das Loos der Sklaven und Gefangenen gemildert, das Eheband gewann eine neue Weihe, das Weib eine edlere und würdigere Stellung, die Wittwen und Waisen traten unter den Schutz des Staates. Kirche und Staat beherrschten fortan mit und neben einander das Leben der Menschen, und auf ihrem Verhältniß zu einander beruhte die weitere Entwicklung des Lebens. Zu einer schrankenlosen Gewalt konnte der Staat neben der Kirche nicht mehr gelangen, und noch viel weniger war ihm möglich, die Macht der Kirche über die Seelen zu brechen.

Es war die Frage, ob es diesem neubegründeten und mit der christlichen Kirche so enge verbündeten Reiche nicht endlich doch gelingen würde, der Germanen Herr zu werden und sie sich dauernd zu unterwerfen. Leicht war die Aufgabe mit Nichten, zumal die Germanen schon die Waffen des Reichs fast allein in Händen hatten und mit ihnen die Entscheidung selbst in den wichtigsten inneren Fragen herbeiführten. Alamannische Söldner waren es, die Constantin zuerst zum Kaiser ausriefen; mit Legionen, die er in Gallien und Britannien zum großen Theil aus Germanen gebildet hatte, überwand er seine Widersacher und stieg zur Alleinherrschaft auf; an seinem Hofe zu Constantinopel bildeten die Franken eine mächtige Partei, und er war der Erste, der die Ehren des römischen Consulates einem Franken ertheilte; mit den Gothen führte er dann wohl Krieg, aber sobald sie sich erboten ihm gegen Sold, so oft er es verlangte, ein Hülfsheer von 40,000 Mann zu stellen, machte er mit ihnen Friede und Bündniß; auch in den Thronstreitigkeiten seiner Nachfolger lag die Hauptentscheidung bei den Germanen. Mochte man nun auch einzelne germanische Häuptlinge mit empörender Hinterlist bekämpfen und ihre Schaaren vernichten, mochte man den Schrecken, wie man sich ausdrückte, als Grenzhüter

Digitized by Google

setzen, mochte selbst der tapfere Julian noch einmal siegreich in die deutschen Länder eindringen: solche Siege fruchteten Nichts für die Dauer, und der Schrecken war nicht, wie man wähnte, eine unübersteigliche Mauer. Zu gut kannten die Germanen schon, worin die Schwäche des Reichs und worin ihre eigene Stärke bestand. Bald nach Julians Tode hatte Valentinian wieder unaufhörlich an den Grenzen zu kämpfen; er wußte Gallien vor den Alamannen nur zu schützen, indem er die Franken gegen sie führte und einen ihrer Häuptlinge zum Befehlshaber der römischen Truppen am Mittelrhein einsetzte. Zu derselben Zeit vermochte sein Bruder Valens, der als Mitkaiser im Osten regierte, schon nicht mehr die Westgothen von dem Gebiet des Reichs fern zu halten. Es war wahrlich wenig Veranlassung den Römern geboten, sich stolzen Siegeshoffnungen hinzugeben.

Wie aber? Mußte die weltüberwindende Kraft des neuen Glaubens den alten Kampf, der schon ein halbes Jahrtausend die Geschichte erfüllte, nicht endlich doch für die Römer günstig entscheiden? In der That, hätte der blutige Hader der widerstrebenden Nationalitäten zuletzt in einen Krieg zwischen Christenthum und Heidenthum geendet, so wäre der letzte Ausgang desselben unzweifelhaft siegreich für Rom gewesen. Aber ein solcher Glaubenskrieg wurde mit Nichten gekämpft. Denn bereits hatten das Christenthum nicht nur einzelne Deutsche angenommen, sondern auch das große Volk der Gothen wandte sich in der Mehrzahl ihm zu. Noch ehe Theodosius die christliche Kirche als Staatskirche anerkannt hatte, war der Glaube an Christus schon bei dem mächtigsten deutschen Stamme verbreitet.

In dichten, von keiner Art berührten Wäldern, bei frischsprudelnden Quellen und auf freien Bergeshöhen, nicht in Tempeln von Menschenhänden gebaut und vor steinernen Bildern, sondern im Heiligthume der Natur, das sich die Gottheit selbst geweiht, hatten die Deutschen ihre alten Götter angerufen und ihnen Sühn- und Dankopfer gebracht. Aber ihre Religion war kein dumpfer Naturdienst, sondern sie erkannten über sich freiwaltende geistige Gewalten, denen ihre Einbildungskraft Wesenheit und Gestalt lieh. Wodan, Thor und Zio, Hulda, Freia und Hellia, die ganze Schaar der Riesen, Elfen und Niren, sie alle wirkten in den Elementen und Naturkräften, aber sie walteten nicht minder über Krieg und Frieden, in deren Wechsel und Gegensatz sich vor Allem das äußere und innere Leben der Deutschen bewegte. In tiefsinniger

Digitized by Google

Weise deutete zugleich der Glaube unserer Urväter über dieses zeitige Leben auf eine höhere Ordnung der Dinge hin; nicht nur daß ihnen nach diesem Leben ein anderes lag, wo die ruhmvoll im Kampfe Gefallenen Wodan in Walhalla aufnahm, die anderen aber die strenge Hellia in ihre finstere Behausung verschloß, sie glaubten auch an eine Endzeit, wo durch einen großen Brand dieser Himmel und diese Erde, diese Götter und diese Menschen untergehen würden.

Nicht allmählich ist der alte Glaube der Germanen erstorben, wie es bei den Griechen und Römern der Fall war; nicht glaubenslos waren sie, als das Evangelium zu ihren Ohren und in ihre Herzen drang, sondern schnell und gleichwie durch besondere Fügung trat die neue Liebe an die Stelle der alten: sie wurden bekehrt wie Paulus vor Damaskus. Und was zog die Deutschen so schnell und gewaltig zu der neuen Lehre hin und fesselte sie an dieselbe mit unwiderstehlicher Macht? Man hat wohl darauf besonders Gewicht gelegt, daß ihre alten Glaubenslehren zwar dunkel, aber doch in mannigfacher Weise auf die dem Christenthum eigenthümlichen Dogmen hindeuteten, so daß sie in diesen gewissermaßen ihre Erklärung und Erfüllung fänden; so habe sich, meint man, ein naturgemäßer und leichter Uebergang bei den Germanen vom Heidenthum zum Christenthum gebildet. Aber sehr viel wirksamer war doch ohne Zweifel, daß alle jene tiefsten Lehren des neuen Glaubens von Christus als dem Erlöser der Welt, von der Freiheit, die durch ihn den Kindern Gottes bereitet ist, von dem unmittelbar persönlichen Verhältniß des Menschen zu seinem himmlischen Vater und zu dem Heiland, von der brüderlichen Gemeinschaft der Christen — daß alle diese Lehren unmittelbar mit dem natürlichen Freiheitssinn der Germanen, mit ihrer ureigenen Neigung, in den höchsten wie in den kleinsten Dingen überall ein persönliches Verhältniß festzuhalten, kurz mit ihrem ganzen Wesen im innersten Einklang standen, so daß Alles, was bisher als dunkle Ahnung in ihrem Bewußtsein geschlummert hatte, durch das Evangelium ihnen licht und klar wurde. Und dann ist das Christenthum eine Religion des Kampfes: Christus führt die Seinigen in den Krieg gegen die Welt und ihre Sünde, aber er unterstützt sie zugleich mit liebreicher Huld im Streite und verheißt ihnen nach dem Siege den sicheren Lohn — ein solcher streitender Glaube war vor Allen den Germanen faßlich. Als Kriegsfürsten stellten sie sich den Heiland vor, als Dienstmannen seines Heeres sahen sie sich an, ihr Verhältniß zu ihm war das der

Digitized by Google

unverbrüchlichen Dienſttreue, das innigſte und feſteſte Abhängigkeitsverhältniß, das ſie kannten.

Während die römiſche Welt auf die Feſtſtellung und Bewahrung des reinen Lehrbegriffs, auf die Ordnung der Kirche und des Gottesdienſtes, auf die Stellung der Kirche zum Staat und andere mehr äußerliche Dinge ein beſonderes Gewicht legte, erfaßten die Germanen das Chriſtenthum vor Allem innerlichſt mit dem Gemüthe; ſie ſuchten Nichts mit größerer Sehnſucht, als ſich im Glauben der Perſon des Erlöſers zu vergewiſſern und ſich in Treue mit ihm auf das Engſte zu verbinden. Deshalb ſchloſſen ſie ſich auch wohl zuerſt der wenn nicht tieferen, doch leichter faßbaren Lehre des Arius von der Perſon Chriſti an, weil in ihr der Heiland ihnen menſchlich näher trat, von ihrer Einbildungskraft ſicherer feſtgehalten werden konnte. Wie ſie in Allem den Inhalt des chriſtlichen und kirchlichen Lebens ihrer eigenthümlichen Denk- und Sprachweiſe anzupaſſen ſuchten, um ihn ſich ſo möglichſt nahe zu bringen, ſo wurde auch das Evangelium in deutſcher Sprache ihnen ſofort Bedürfniß; erſt in der Mutterſprache drang das Wort Chriſti mit ſeiner vollen Schwere und ſeiner ganzen Liebesfülle an ihr Herz. Das erſte deutſche Buch, von dem wir wiſſen, iſt die noch theilweiſe erhaltene Bibelüberſetzung des gothiſchen Biſchofs Vulfila.

Nur ſehr allmählich im Laufe mehrerer Jahrhunderte hat ſich das Chriſtenthum zu allen deutſchen Stämmen verbreitet. Die Gothen waren es, die hier den anderen Völkern voranſchritten; ſie waren es auch, die zuerſt den Verſuch machten, auf breiter Grundlage einen großen ſtaatlichen Verband herzuſtellen, ein Völkerreich neben dem römiſchen zu errichten. Der lebhafteſte und unternehmendſte von allen deutſchen Stämmen, waren die Gothen eben ſo befliſſen, als fähig fremde Güter, ſobald ſie dieſelben nur als Güter erkannt hatten, bei und in ſich aufzunehmen; wie ſie zu ſiegen verſtanden, wußten ſie auch mit edler Milde der Beſiegten zu ſchonen und gerecht über Unterworfene zu herrſchen. Ein ſolches Volk ſchien werth zu gebieten, und daß es ſchon von Alters her unter erblichen Königen geſtanden und Gehorſam gegen Königsgebot gelernt hatte, mußte ihm den Weg zur Herrſchaft über andere Völker erleichtern. So gelang es den Gothen, als Kaiſer Aurelian Dacien aufgegeben und ſie das Land beſetzt hatten, von der unteren Donau aus ein weitausgedehntes Reich zu gründen.

Von der Theiß bis zu dem ſchwarzen Meere und zu den Mün-

Digitized by Google

dungen des Don, von den Donauufern und den Karpathen bis zu dem Gestade der Ostsee gehorchten zahlreiche germanische und halbgermanische Volksstämme den Gothen, wie die Alanen, Bastarnen, Vandalen, Gepiden, Heruler, Rugier und Skiren, dann römische Kolonisten in Dacien, endlich im Osten und Norden Sarmaten und Slawen, Lithauer und finnische Stämme. Bunt genug waren die Elemente des Reichs zusammengewürfelt und die Verbindung derselben gewiß sehr lose. Wie die Herrschaft geübt wurde, wissen wir nicht, aber die Zeichen geistiger Bildung und eine gewisse Kultur haben dem Reiche nicht gefehlt. Am schwarzen Meere gab es Städte aus alter Zeit, die sich unter den Gothen nach langem Verfall erholten, die Aecker in Dacien wurden besser bebaut als vordem, eine eigene Schriftsprache bildeten die Gothen aus und zeichneten gesetzliche Vorschriften in ihren „Bilageinels" auf.

So hat es eine Zeit gegeben, wo im Südosten Europas an den Mündungen der Donau und am schwarzen Meere ein deutsches Volk unter königlicher Herrschaft ein Reich gründete, an das sich große Hoffnungen knüpften. Wäre hier die Kraft des gothischen Stammes unzersplittert und unerschüttert geblieben, wie anders würden sich die Schicksale nicht nur des deutschen Volkes, sondern ganz Europas gestaltet haben! Aber eine so außerordentlich merkwürdige Erscheinung dieses Gothenreich war, ebenso schnell ging sie vorüber und gewann kaum eine andere Bedeutung, als den Deutschen zu zeigen, daß auch ihnen die staatenbildende Kraft nicht fehle. Und welcher Gewinn war es nicht, daß den Geistern einmal aufging, daß es noch ein anderes Reich geben könne, als dieses Kaiserreich Roms, und daß das Christenthum hinausrage über jene Kirche, welche sich die allgemeine nannte und mit der Herrschaft der Kaiser im Bunde stand!

6.

Zerstörung des abendländischen Reichs.

Die Römer erzählten, als einst Troja, die Heimath ihrer Ahnen, in die Gewalt der Griechen fiel und in Staub und Asche sank, habe sich vor Aeneas, ihrem großen Ahnherrn, plötzlich die Wolke getheilt,

Digitized by Google

welche die Blicke der Sterblichen umdunkelt und ihnen die Geheimnisse der Götter verhüllt; da habe er gesehen, wie nicht sterbliche Menschen Troja zerstörten, sondern die unsterblichen Götter selbst, wie Neptun mit einem Dreizack die Grundfesten der Mauern erschüttere, Jupiter und Juno die Feinde zu den Waffen riefen und Minerva selbst auf der Höhe der Burg im Waffenglanz streite; also sei Trojas Feste und seine weite Herrschaft gefallen durch die Götter, in deren Hand die Menschen nur als Werkzeuge dienten. In Trojas Untergang haben die Römer das Schicksal ihrer eigenen Stadt und Herrschaft prophetisch vorhergesehen. Die Germanen zerstörten Rom und das abendländische Reich, nicht weil sie *wollten*, sondern weil sie *mußten*. Eine unabweisbare Nothwendigkeit trieb sie blind in den letzten entscheidenden Kampf gegen die Weltstadt und ihre Herrschaft; gedrängt drangen sie vor und stürmten gegen die römische Welt an, bis sie erlag. Die Zerstörung der römischen Herrschaft im Abendlande ist die größte und folgenreichste That der Deutschen in der Geschichte, die einzige zugleich, an der fast alle Stämme ihren Antheil haben: aber nicht einem planmäßigen und mit Bewußtsein geleiteten Angriff, nicht einem gemeinsamen Entschluß der Deutschen erlag Rom, sondern es fiel durch eine höhere Macht, welcher die Menschen unbewußt dienten.

Als um das Jahr 370 zahllose Schwärme der Hunnen, eines mongolischen Volksstammes, der in Europa eingebrochen war, über den Don gingen, hielt das gothische Reich, wenig innerlich und äußerlich befestigt wie es war, dem gewaltigen Stoß jener kriegerischen nomadisirenden Horden nicht lange Stand. Nach einigen Kämpfen beugten sich die Ostgothen und die meisten ihnen unterworfenen Stämme den Mongolen; der größere Theil der Westgothen dagegen, die bereits von den anderen gothischen Stämmen in einer gewissen Sonderung bestanden und bei denen das Christenthum vornehmlich Eingang gefunden hatte, verließen ihre Sitze, gingen über die Donau und fanden Aufnahme im römischen Reiche. 200,000 streitbare Männer wurden mit ihren Weibern und Kindern vom Kaiser Valens in den Gegenden zwischen der unteren Donau uud dem Hellespont angesiedelt, nachdem ein Vertrag mit ihnen geschlossen war, über den die römischen Beamten sich jedoch bald genug wegsetzten. Die Gothen, nicht wie freie Männer, sondern wie elende Knechte von den Beamten behandelt, griffen zu den Waffen, begannen ihre alten Raubzüge wieder und vernichteten bei Adrianopel

Digitized by Google

das Heer des Kaisers (378). Valens wurde nach der Schlacht nicht mehr gesehen, und Theodosius übernahm die Herrschaft über das morgenländische Reich. Dem neuen Kaiser gelang es, mit den Gothen, wie mit den Hunnen, die jene im Kampf gegen Constantinopel unterstützt hatten, Verträge zu schließen, nach denen nicht nur das ganze Land zwischen der Donau und dem Hämus, sondern überdies große Landstrecken in Thracien und Klein-Asien den gothischen Eindringlingen eingeräumt wurden. Schon war das ganze Ostreich mit Gothen überschwemmt, die Legionen waren mit ihnen erfüllt, und bald sah man sie auch am Hofe zu Constantinopel den mächtigsten Einfluß üben: das gothische Kleid verdrängte dort die Toga des Römers, Gothen wurden die vertrautesten Genossen des Kaisers, Stilicho, ein Vandale, dessen erster Minister, dem er seine eigene Nichte vermählte; der strenggläubige Kaiser sah sogar den Gothen die Hartnäckigkeit nach, mit der sie an ihrem arianischen Irrthum hielten. Indessen war das abendländische Reich fast herrenlos und lag in der größten Verwirrung, welche der Franke Arbogast zu benutzen gedachte, um alle Gewalt hier an sich zu reißen. Da erhob sich gegen ihn Theodosius, besiegte ihn mit einem gothischen Heere in der blutigen Schlacht bei Aquileja und gewann so zum letzten Male die Alleinherrschaft über das ganze römische Gebiet.

Wenige Monate nachher starb Theodosius, nachdem er zuvor das Reich zwischen seine Söhne Arcadius und Honorius getheilt hatte (395). Denn unmöglich schien es die Einheit festzuhalten, nachdem sich in Sitte und Sprache bereits ein durchgreifender Unterschied zwischen den griechischen und lateinischen Ländern ausgebildet hatte und da selbst die Lehre und Verfassung der abendländischen und morgenländischen Kirche mehr und mehr auseinandergingen; auch machten die Angriffe, welche oft auf die Grenzen des Reichs im Osten und Westen zu derselben Zeit gerichtet wurden, eine festgeordnete Theilung der Kräfte des Reichs nöthig. Arcadius erhielt das Morgenland, das man für den besseren und gesicherteren Antheil hielt; Honorius, der noch im Knabenalter stand, das Abendland, welches der Vandale Stilicho für ihn verwalten sollte.

Durch Arcadius in ihrem Rechte verletzt, griffen die Westgothen nach kurzer Zeit von Neuem zu den Waffen und erhoben einen Jüngling, der sich als der unternehmendste Geist und tapferste Streiter unter ihnen hervorthat, als König auf den Schild. Es war Alarich aus dem edlen Geschlechte der Balthen. Siegreich durchzog er mit seinen Gothen

Digitized by Google

Thracien und Macedonien und verbreitete solchen Schrecken, daß man ihn auf jede Weise zu begütigen suchen mußte. Als zwischen den Höfen zu Constantinopel und Rom Zwistigkeiten ausbrachen, wurde er von Arcadius zum Befehlshaber der römischen Truppen im östlichen Illyrien ernannt und damit die Grenzprovinz gegen das Abendland in seine Hand gegeben. Man hoffte hierdurch in Constantinopel nicht allein für sich selbst Ruhe zu gewinnen, sondern auch den Ungestüm des jungen Kriegsfürsten gegen das Abendland zu richten, das man geflissentlich von allen Seiten in Bedrängniß versetzte.

Man hatte sich nicht verrechnet; im Jahre 401 fiel Alarich in Italien ein. Stilicho wußte mit schwachen Streitkräften, aber unermüdlicher Thätigkeit ihm zu begegnen. Das Kriegsglück schwankte hin und her, und selbst die große Schlacht bei Pollentia, die zum Aerger der Christenheit am Ostertage des Jahres 403 geschlagen wurde, blieb unentschieden in ihrem Ausgange. „Wir siegten im Kampfe," sagt ein Römer, „wurden aber als Sieger besiegt." Stilicho schloß endlich mit Alarich einen Vertrag, in dem dieser außer reichlichen Jahrgeldern auch über die Truppen im westlichen Illyrien, das zum abendländischen Reiche gehörte, den Oberbefehl erhielt. Wie Constantinopel ihn gegen Rom, so wollte Rom ihn gegen Constantinopel benutzen. Auf den Grenzen beider Reiche, im Dienste beider stand dieser germanische Jüngling und wog in seinem Geiste die Geschicke derselben ab. Das Reich mußte fallen, das seinen Zorn erregte und sein Schwert der Scheide entlockte.

Noch bändigte Alarich den kühnen Muth, da rauschten furchtbare Volksschwärme gegen Italien heran. Zügel- und regellose Massen der verschiedenartigsten Stämme, durch das Drängen, Treiben und Zusammenstoßen aller Völker Mittel-Europas, welches der hunnische Sturm verursachte, in wilde Bewegung versetzt, stürmten von den Rheinquellen, wie von den Donauufern her über die Alpen (405). Radagais, ein Gothe, war ihr Anführer, und eine halbe Million Menschen folgte seinem verheerenden Zuge. Radagais war Heide und gelobte seinen Göttern, wenn sie ihm den Sieg verliehen, das Blut aller Römer zu spenden. Wie er nun siegreich vordrang, verließ man zu Rom die Tempel des Christengottes, dessen Ohnmacht die verzweifelte Masse ihr Unglück beimaß, und wollte wieder an den Altären der Götzen opfern. Aber der Sturm toste rasch vorüber. Vornehmlich mit Hülfe von Go-

Digitized by Google

then und Hunnen, die Stilicho in Sold genommen hatte, siegte er über Radagais und zerstreute dessen Schaaren; überdies wüthete der Hunger furchtbar in der zügellosen Masse. Der größte Theil des Heeres fand in Italien den Tod, und nur spärliche Reste desselben kamen über die Alpen zurück. Radagais selbst gerieth in Gefangenschaft und erlitt hier den Tod.

Um in dieser Noth Italien zu schützen, hatte Stilicho die römischen Legionen aus Britannien und Gallien gerufen und damit die westlichen Länder den von allen Seiten vordringenden deutschen Stämmen preisgegeben. Sofort fielen die Rheinstädte sämmtlich in ihre Gewalt, und Vandalen, Alanen, Alamannen, Burgunder und Franken überschwemmten Gallien, um sich neue Wohnsitze auf römischem Boden zu wählen. Niedergermanien nahmen die Franken ein und durchzogen die belgischen Gegenden; in Obergermanien setzten die Burgunder sich fest und machten Worms zu ihrer Hauptstadt; die Länder der Helvetier und einen Theil Rätiens besetzten die Alamannen, die zugleich über den Rhein und die Donau gingen; das südliche Gallien verheerten die Sueven, Alamannen und Vandalen, zogen aber bald meist weiter über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie in den besten Gegenden sich niederließen und anbauten; an den Küsten Galliens landeten die Sachsen und nahmen die sichersten Hafenplätze ein. Die bedeutendsten Provinzen des Abendlands gingen dem Reiche verloren.

Der Haß Roms wegen so großer Verluste und aller Drangsale dieser unheilschwangeren Zeit traf gerade den Mann, der dem gänzlichen Untergange vorgebeugt hatte. Mit empörendem Undank klagte man Stilicho des Verraths an, mit Fassung ertrug er den Tod. Die fremden Hülfsvölker, die er zum Schutze des Reichs herbeigerufen hatte, meist germanische Krieger, wurden zum großen Theil niedergemetzelt. Was sich von ihnen retten konnte, flüchtete zu Alarich, der in der letzten Zeit mit Stilicho in vertrauteren Verhältnissen gestanden hatte. Alarichs Zorn war erregt, sein Entschluß gefaßt; gegen Rom zückte er das Schwert, um das vergossene Blut der Germanen zu rächen.

Mit einem wohlgerüsteten Heere rückte der Westgothenkönig im Jahre 408 gegen Rom und belagerte die Stadt. Obwohl sie etwa eine Million Menschen enthielt, vermochte sie doch nichts Anderes, als mit ungeheuren Summen den Abzug des Feindes zu erkaufen. Und schon im folgenden Jahre stand Alarich abermals vor den Thoren der Stadt und

Digitized by Google

verließ sie nicht eher, als bis man dem elenden Honorius das Diadem genommen und Attalus, ein Geschöpf seiner Gnade, auf den kaiserlichen Thron gesetzt hatte, den er selbst, der Gothe, verschmähte. Als Attalus seinen Erwartungen nicht entsprach, schickte Alarich Purpur und Diadem als Gnadengabe an Honorius zurück, rückte aber nichtsdestoweniger zum dritten Male vor Rom und erstürmte die Stadt am 24. August des Jahres 410. So war es denn zu dem Aeußersten gekommen, was tiefblickende Geister schon lange geahnt hatten, wenn sie auf die Verderbniß Roms ihren Blick richteten: auf den Schutt der Stadt setzte der siegreiche Barbar seinen Fuß, ihren Boden stampfte der dröhnende Huf fremder Reiterschaaren, und dem Schwerte des Bezwingers mußte der stolze Römer den Nacken beugen.

Wohl hatte Alarich einst den feigen Römern, als sie aus Besorgniß für ihr Gold ihn verzweifelnd fragten, was er ihnen denn lassen wolle, die höhnende Antwort gegeben: „Das Leben!"; dennoch zeigte er sich hochherzig und milde im Siege. Ein Theil der Stadt ging freilich beim Sturme in Flammen auf, aber nach der Einnahme wehrte Alarich allen Gewaltthaten und schonte, obwohl Arianer, die Kirchen der Andersgläubigen. Schon nach wenigen Tagen verließ er die Stadt und zog nach Unter-Italien, um nach Sicilien und Afrika überzusetzen und auch diese Länder seinem Schwerte zu unterwerfen. Aber der Tod ereilte ihn unvermuthet inmitten seiner Siege. Die Gothen wählten ihrem großen Fürsten, dem Eroberer Roms, in dem Bett des Busiento das Heldengrab. Durch die Wahl des Kriegsvolks wurde Athaulf, der ebenso schöne als tapfere Schwager Alarichs, zum König erhoben; Muth und Geist strahlten aus dem hellen Auge des Jünglings, und Großes versprach sich das Volk von diesem Führer.

Das Schicksal Roms lag in Athaulfs Händen. Wie er selbst später gestand, war sein erster Gedanke, den römischen Namen auszulöschen, alles Römerland seinem Volke zu unterwerfen, an die Stelle des Römerreichs ein Gothenreich zu setzen und selbst den Platz des Cäsar Augustus einzunehmen. Es fehlte ihm weder an Kraft noch an Geist, um ein solches Werk anzugreifen. Aber die Erwägung, daß sein Gothenvolk nicht nach *einem* für Alle gleichen Recht regiert werden und ohne ein solches Recht der Staat nicht bestehen könnte, ließen ihn von demselben abstehen; nicht minder hielt ihn wahrscheinlich die Liebe zu Honorius Schwester Placidia zurück, die als Gefangene oder als Gei-

Digitized by Google

sel in das Lager der Gothen gekommen war und durch den Glanz ihrer Geburt, ihre Schönheit und seine Bildung den jungen germanischen Fürsten bezaubert hatte. Athaulf stand von seinem ersten Vorhaben ab und setzte sich nun zum Ziel mit den Kräften der Gothen das römische Reich herzustellen und zu erneuern.

Nach dem Willen des Kaisers zog Athaulf nach Gallien, das großentheils in den Händen der Germanen war und wo die letzten Reste römischer Herrschaft rebellische Anführer an sich gerissen hatten und den kaiserlichen Namen mißbrauchten. Athaulf siegte über die Empörer, unterwarf einen Theil Galliens wieder dem Gebote des Kaisers zu Rom und nahm sich in der Vermählung mit Placidia den langersehnten Lohn. Aber gerade diesen Lohn mißgönnte man ihm, und Athaulf mußte alsbald gegen das Reich, das er hatte vertheidigen wollen, sein Schwert ziehen. Als er dann mit seinem Volke über die Pyrenäen ging, um auch spanisches Land seinen Gothen zu unterwerfen, fiel er zu Barcelona durch Mörderhand. Nach seinem Tode setzten die westgothischen Könige die Eroberungen jenseits der Pyrenäen fort; erst für den Kaiser, der ihnen dafür die südlichsten Theile Galliens abtrat, dann im Kriege gegen den Kaiser. Allmählich gewannen sie fast das ganze spanische Land. Die Herrschaft der Sueven wurde auf Gallicien beschränkt; die Vandalen verließen das Land und gingen nach Afrika hinüber, wo sie auf der Stelle des alten Karthago eine Kriegsherrschaft gründeten (439) und sich als Seeräuber geraume Zeit allen Völkern am Mittelmeere furchtbar machten; das Volk der Alanen unterwarf sich diesseits und jenseits der Pyrenäen den Gothen.

Denn auch auf gallischem Boden, wo noch immer die Könige der Westgothen ihren Herrscherstz zu Toulouse hatten, war inzwischen weiter und weiter die Macht ihres Volkes ausgebreitet worden, und alle Versuche der Römer, die Herrschaft Galliens zu behaupten, zeigten sich als vergeblich. Um die Gothen zu bekriegen, hatte Honorius den Burgundern, welche die katholische Lehre angenommen hatten, das obere Germanien abgetreten und sie in seine Dienste genommen: aber schon beschritten auch die Burgunder selbstständig die Bahn der Eroberungen, während Franken und Alamannen zugleich immer von Neuem verheerend das Land durchzogen. Zum letzten Male brachte hier den römischen Namen zu Ehren der treffliche Aetius, als er nach Honorius Tode für den unmündigen Valentinian III. die Regierung führte. Er war von

Digitized by Google

vornehmer Abkunft, am Hofe und im Heere des Kaisers erwachsen; ein ausgezeichneter Kriegsmann, hatte er sich doch auch mit allen Geschäften des Friedens vertraut gemacht; Arbeit galt ihm als Lust, Anstrengungen und Entbehrungen schien es für ihn nicht zu geben; dabei war er ohne Habsucht, ohne niedere Leidenschaften, gegen die Einflüsterungen schlechter Rathgeber taub. Gab es einen Mann, um Roms gesunkene Macht wieder aufzurichten, so war sicherlich er es. Und in der That schlug er die Westgothen, Franken, Alamannen und Burgunder nach einander, überwältigte den inneren Krieg und stellte die aufgelöste Ordnung in den Provinzen her. Aber doch konnte auch er den germanischen Eroberungen in Gallien nicht wehren. Die Westgothen drangen nördlich bis zur unteren Loire vor; die Burgunder breiteten sich, nachdem sie ihre Herrschaft in Obergermanien durch unglückliche Kämpfe gegen Römer und Hunnen verloren und neue Wohnsitze im Juragebirge und auf der Westseite der Alpen gewonnen hatten, von hier nach und nach bis zur oberen Loire aus; in ihre alten Wohnsitze in Obergermanien rückten Alamannen ein; das niedere Germanien blieb in den Händen der Franken, unter denen die Salier, von ihrem König Chlogio geführt, eben damals ihre Sitze bis zu der Somme erweiterten. Das römische Reich bewahrte von dem gallischen Lande Nichts, als die Striche zwischen der Loire, Somme und Maas auf beiden Seiten der Seine.

Während die Germanen so überall in Gallien vordrangen, begannen sie auch bereits jenseits des Oceans in Britannien ihre Eroberungen. Von dem Schutz der römischen Legionen verlassen, waren die Briten, die längst die Führung der Waffen verlernt hatten, eine leichte Beute jedes Feindes. Von den Picten vom Norden her bedrängt, von den Scoten vom Westen, den sächsischen Seeräubern im Osten angegriffen, war das Land ohne Leitung und Führung in der hülflosesten Lage. Um das Jahr 430 gewannen die Briten noch einmal durch den Bischof Germanus von Aurerre, der von Gallien herüber gekommen war und durch die eindringliche Kraft seiner Rede die rechtgläubige Bevölkerung ermuthigt hatte, einen Sieg über die Picten und Sachsen: aber bald drangen die Feinde von Neuem in das offene Land, und vergeblich wandten sich die Briten im Jahre 446 an Rom um Beistand. „Die Barbaren," ließen sie Aetius melden, „treiben uns zum Meere, das Meer zu den Barbaren; wir werden erwürgt oder müssen ertrinken." Von Aetius zurückgewiesen, gaben sie sich endlich in den Schutz sächsischer

Digitized by Google

Häuptlinge und boten ihnen Land und Sold. So wurden die Picten besiegt, aber sofort verstärkten sich auch die siegreichen Sachsen durch nachziehende Schaaren ihres Volkes und der Angeln, eines im jetzigen Jütland damals weit-verbreiteten deutschen Stammes, griffen dann die Briten selbst an und gründeten das Königreich Kent, von dem sie ihre Macht weiter und weiter über die Insel ausdehnten. Die Briten, von der unwiderstehlichen Gewalt der Feinde zurückgedrängt, verließen zum Theil ihr Inselland und wandten sich zu ihren Stammgenossen an der Nordwestküste Galliens, wo sich das celtische Wesen noch am reinsten gegen das Römerthum behauptet hatte und durch sie jetzt neue Kräftigung erhielt. In dem allgemeinen Kriege Galliens suchten dann auch die Britannen, die der heutigen Bretagne den Namen gegeben haben, mit den Waffen sich gegen Gothen und Römer eine selbstständige Macht zu gewinnen.

Römer und Gothen, Franken und Burgunder, Alanen und Alamannen, Britannen und Sachsen — denn auch sächsische Seeräuber hatten sich wieder an den Mündungen der Loire festgesetzt — kämpften um den Besitz Galliens. Alles war hier noch in wildgährender Bewegung: da führte im Jahre 451 auch der Hunne Attila ein gewaltiges Heer (auf 700,000 Mann wird es angegeben) über den Rhein und drang bis in das Herz des Landes, bis zur Loire in glücklichen Kämpfen vor.

Einst schien sich an der unteren Donau der Kampf zwischen Römern und Deutschen entscheiden zu sollen, aber vor einem gewaltigeren Feinde hatten hier die streitenden Parteien den Kampfplatz geräumt. Die östlichen germanischen Stämme waren den Hunnen erlegen, Constantinopel zahlte demselben Feinde Tribut und hatte ihm die Donaumündungen geräumt: Römer und Germanen in gleicher Weise beugten sich im Osten vor den Mongolen. Aber im Westen hatten die Deutschen den Streit gegen Rom sofort aufs Neue begonnen und mit besserem Erfolge geführt, als je zuvor; nur der Kampfplatz war geändert, und auf gallischem Boden schien sich entscheiden zu sollen, was an der Donau nicht zum Austrag gebracht werden konnte. Schon neigte sich der Sieg augenscheinlich den Germanen zu, als der Mongole auch hier heranstürmte, um die auf dem neuen Plan streitenden Kämpen zu überfallen und in gleicher Weise sich zu unterwerfen. Nicht darum handelte es sich in diesem Moment, ob die Zukunft der Welt den Römern oder Germanen gehören, sondern ob ganz Europa den Hunnen dienstbar werden sollte.

Digitized by Goog

So fürchterlich schon früher die Beutezüge der hunnischen Horden gewesen waren, so gewannen sie doch eine neue, noch vernichtendere Gewalt, seitdem Attila die Herrschaft über alle Horden und die ihnen unterworfenen Stämme in seiner Hand vereinigt hatte. Plan und Zusammenhang kam jetzt erst in die mannigfachen Unternehmungen des siegreichen Volkes, dessen Schreckensherrschaft sich unter einem Haupte dauernd zu befestigen drohte. Alle Stämme des inneren Germaniens mußten sich Attila beugen, sobald sie angegriffen wurden. Die östlichen deutschen Stämme und die neben und unter ihnen wohnenden Slawen folgten willenlos dem mächtigen Chan; Constantinopel und Rom brachten ihm zitternd Tribute; vom Rhein bis zur Wolga, von der Donau bis zur Weichsel und zur Elbe war sein Wort allmächtig. Jene Zeit war an gewaltigen Persönlichkeiten nicht arm, aber sie alle verdunkelte die außerordentliche Erscheinung dieses Mongolenhäuptlings. Nur in einer Periode, wo alle inneren Bande und festen Ordnungen der Völker zusammengefallen, erschlafft oder gelöst waren, vermochte ein einzelner Mann, dem kaum andere Mittel zu Gebote standen, als ein heller Blick, fester Wille und kühner Muth, eine so einzige Stellung zu gewinnen.

An den östlichen Grenzen Daciens hatte er sich seine Residenz erwählt. In Eile war sie aufgeführt und bestand nur aus hölzernen Gebäuden, aber sie war weitläufig, volkreich und Alles mit reinlicher Sorgfalt gehalten; unermeßliche Schätze, die Beute der eroberten Länder, hegte sie in sich. An dem Hofe des Chans herrschte die ausgesuchteste Pracht, die sogar Griechen und Römer in Verwunderung setzte; selbst an geistigen Genüssen fehlte es nicht, denn aus den entferntesten Gegenden der Erde zog der Name des mächtigen Fürsten lebhafte Geister herbei. Gesandtschaften aus allen Theilen der Welt begegneten sich hier; neben der hunnischen Sprache wurden die gothische, lateinische und griechische am Hofe gehört. Attila selbst ließ in seiner Körperbildung seinen Ursprung nicht verkennen; er war von kleinem Wuchs, auf breiten Schultern ruhte ein großer Kopf, die Gesichtsfarbe war dunkel, die Nase aufgestülpt, die Augen klein und der Bart nur spärlich. Aber stolz trat er auf, und das Auge blitzte nach allen Seiten; Selbstbewußtsein und Herrschsucht sprachen aus seinen Mienen, die einen ernsten, fast finsteren Ausdruck hatten. Er lebte einfach; aus hölzernen Gefäßen nahm er Speise und Trank, und auch in Kleidung und Waffen unterschied er sich nicht von den anderen Hunnen. Aber darum wollte er doch

Digitized by Google

als Herr der Welt anerkannt und geehrt sein. Als man ihm einst ein Bild zeigte, auf dem die römischen Kaiser auf goldenem Thron sitzend dargestellt waren und zu ihren Füßen am Boden unterwürfige Hunnen, ließ auch er sich auf seinem Königsstuhl abbilden und vor ihm die römischen Kaiser, wie sie die Goldsäcke heranschleppten und zu seinen Füßen ausschütteten. Er war ein Barbar, aber ein Barbar, der mit seinem Blick die Welt überschaute. Es entging ihm nicht, was bei den Persern an Euphrat geschah, mit seinem Einfluß leitete er den Hof zu Constantinopel, zu Rom lauschte man auf sein Wort, zu Karthago bei dem Vandalenkönig fand man seine Gesandten. Voll fester Zuversicht auf das Schwert des Kriegsgottes, das er in Händen zu haben wähnte, glaubte er seinem Willen die ganze Welt beugen zu können.

Als Attila in Gallien eindrang, traf er zuerst auf die Franken, die seinen Zug nicht aufhalten konnten; dann griff er das Land der Römer und Westgothen an. Erst vor Orleans fand er Widerstand: die Stadt, durch den Zuspruch ihres Bischofs Namatius ermuthigt, schloß ihm die Thore und wunderbarer Weise erschien ihr noch in der letzten Stunde Hülfe. Aetius war es gelungen, bei der dringenden Gefahr, die von den Hunnen bedrohten germanischen Stämme in Gallien mit den Römern zu vereinigen. So wurde Orleans entsetzt, und Attila wandte sich zum Rückzug. Das vereinte Heer der Römer, Westgothen und salischen Franken folgte unverzüglich ihm nach, und auf den weiten Ebenen an der Marne, Aube und Seine zwischen Troyes und Chalons kam es zu einer jener mörderischen Schlachten, die auf Jahrhunderte hin über die Schicksale der Menschen entscheiden (451). Attila, besonders durch die Westgothen bedrängt, entging der Sieg, und mit dem Schlachtenruhm entschwand sein Glück. Es war in derselben Gegend, wo sich für immer das Glück von jenem größten Völkerbezwinger unserer Zeit wandte, in dem sie einen zweiten Attila gezeugt zu haben schien.

Attila ging über den Rhein zurück und nahm im folgenden Jahre seinen Weg gegen Italien und Rom. Ungehindert überstieg er die Alpen und drang bis zum adriatischen Meere vor. Aquileja und andere volkreiche Städte an dieser Küste wurden zerstört; zitternd flüchteten sich die Bewohner auf die nahe gelegenen Inseln, wo nun erst Venedig, eine Inselstadt eigenster Art, ihren Ursprung gewann. Das ganze nördliche Italien fiel in die Hände der Hunnen. Rom blieb vor ihrer Wuth verschont, doch retteten nicht die Heere des Kaisers die Stadt,

Digitized by Google

sondern die Bitten und Vorstellungen des römischen Bischofs Leo, der sich in das Lager der Hunnen begeben hatte. Noch einmal wagte Attila sich dann nach Gallien, doch noch einmal fand er dort an den Westgothen Widerstand. Als er sich dann abermals nach Italien wenden wollte, raffte ein plötzlicher Tod ihn dahin (453). Schnell wie sie entstanden war, endigte seine Herrschaft: die unterworfenen germanischen und slawischen Stämme machten sich frei, und die Hunnen kehrten bald in jene Steppen Asiens zurück, aus denen sie gekommen waren. Wie eine Feuerkugel zuweilen vom nächtlichen Himmel herabschießt, die mit ihrem Glanze die Sterne überstrahlt und weithin das Dunkel erhellt, wie dann aber plötzlich ihr helles Licht erlischt und keine Spur der Erscheinung zurückbleibt, nur daß die Menschen noch lange Wunderbares davon zu erzählen wissen: so sank Attilas Macht plötzlich in das Nichts, und keine Spur blieb von ihr auf Erden zurück, aber in Lied und Sage klang sein Name durch die Zeiten fort; in den Jahrbüchern der Römer, wie in unseren deutschen Heldenliedern lebt er bis auf den heutigen Tag.

Sobald die hunnische Macht gebrochen war, erhoben sich die germanischen Völker aufs Neue zur Freiheit, Roms Herrschaft aber ging im Abendlande mit schnellen Schritten dem Untergange entgegen. Aetius fiel durch Mord, und Kaiser Valentinian selbst war sein Mörder; doch Aetius fand seinen Rächer, und auch Valentinian endete bald nachher durch Mörderhand. Italien war ohne allen Schutz; die Vandalen, die mit ihrer Flotte das Mittelmeer beherrschten, plünderten die Küsten, drangen gegen Rom vor und eroberten abermals die Stadt, die von ihnen schonungsloser als einst von den Gothen behandelt wurde (455). Eine kaiserliche Macht gab es nicht mehr; die Männer, die in schnellem Wechsel mit dem kaiserlichen Namen bekleidet wurden, waren entweder ohnmächtige Werkzeuge in der Hand der Westgothen- und der Burgunderkönige oder abhängige Geschöpfe des Hofes zu Constantinopel oder endlich lediglich jenen barbarischen Kriegsschaaren dienstbar, die in Italien standen.

Eine selbstständige Macht entstand in diesem Lande erst wieder, als die Heruler, Skiren, Rugier, Gothen, Thüringer und andere Deutsche, die im römischen Solde dienten, Odoaker, einen aus ihrer Mitte, der als gemeiner Kriegsmann nach Italien gekommen war, zu ihrem König erhoben, um sich so eine feste Herrschaft hier zu gründen (476). Ein Drittel des Bodens nahm Odoaker für seine Germanen in Anspruch

Digitized by Google

und suchte eine neue Ordnung der Dinge in dem ganz zerrütteten Lande herbeizuführen. Aber nur siebzehn Jahr behauptete er sich. Der Kaiser von Constantinopel, von den Ostgothen, die in Pannonien Sitze genommen hatten, jetzt nicht minder bedroht, als einst von den Westgothen, richtete den kriegerischen Ungestüm dieses Volkes gegen den Westen und überließ dem jungen Theoderich aus dem königlichen Geschlecht der Amaler, der schon mit den ersten Würden des römischen Reichs geziert war, die italischen Länder. So stiegen die Ostgothen mit Weib und Kind von den Alpen hinab. Nach dreijährigem heißem Kampfe unterlag Odoaker (493), und Theoderich wurde nicht nur Herr von ganz Italien und Sicilien, sondern dehnte sein Reich auch über die Ostküsten des adriatischen Meeres und über weite Gegenden im Norden der Alpen in der Folge aus. Es unterwarfen sich ihm außer Rätien, zum größten Theile von Alamannen besetzt, auch die norischen Länder, die, seit langer Zeit verwüstet und völlig entvölkert, nun wieder neue Anbauer erhielten. Es waren Markomannen, wahrscheinlich mit Langobarden und gothischen Stämmen gemischt, die sich vom Lech bis zur Enns ansiedelten und die wir um das Jahr 550 mit dem gemeinsamen Namen Baiern, der den alten celtischen Bojern entlehnt ist, bezeichnet finden.

Das umstrittenste Land war noch immer Gallien. Im Süden erhielt sich die Macht der Westgothen, im mittleren Theile breitete sich das Burgunderreich aus, vom Norden her drangen die Franken unter ihrem kampflustigen König Chlodovech vor, während selbst nach dem Verfall des Westreichs sich noch Syagrius, ein römischer Befehlshaber, in den Seinegegenden als selbstständiger Herr gegen die Germanen zu behaupten versuchte. In der Schlacht bei Soissons schlug ihn Chlodovech endlich aufs Haupt und nahm das letzte freie römische Gebiet in Gallien, wie überhaupt im Abendlande, mit seinen Franken ein (486). Das römische Westreich hatte aufgehört, und der Kampf, der Jahrhunderte lang die Welt bewegt hatte, war beendet.

Alle deutschen Stämme hatten, wenn sie auch nicht nach einem gemeinsamen Plan handelten, doch an der großen Entscheidung Antheil gehabt; die Zerstörung des römischen Reichs war das Ergebniß ihrer vereinten Kraftanstrengungen, und ihnen allen, wie weit sich auch in der Folge ihre Wege trennten, blieb doch in gleicher Weise die Erinnerung an jene gewaltigen Kämpfe. Diese Erinnerung gestaltete sich zu einer reichen Sage, aus der die deutschen Sänger in derselben Weise

Digitized by Google

immer neue Nahrung schöpften, wie die griechischen Sänger einst aus der Sage vom Falle Trojas. Die Heldenlieder der früheren Zeit verklangen früh, nicht einmal Armins Name erhielt sich im Gesange; die vielgestaltige, immer neue Lieder zeugende Heldensage aber, die sich an die Gothen Ermanarich und Theoderich, an den Burgunder Günther und den Hunnen Attila anschließt, lebte fort und blieb allen deutschen Stämmen vertraut. Es ist, als ob die Deutschen doch eine Ahnung davon in sich trugen, wie groß die Geschicke waren, die sich damals um sie und durch sie vollzogen haben.

7.

Gründung germanischer Staaten auf römischem Boden.

Die Zeit jener gewaltigen Umwälzung aller Völker- und Staatenverhältnisse, einer Revolution Europas, wie niemals wieder eine gleiche erfolgt ist, pflegt man die Zeit der Völkerwanderung zu nennen. Denn es war nicht ein Wandern einzelner nomadisirender Horden oder ein unstätes Umherschweifen abenteuernder Kriegsschaaren, welches so gewaltige Veränderungen hervorrief, sondern große längst seßhafte Völker verließen mit Weibern und Kindern, mit ihrem Gesinde und ihrer Habe die alten Sitze und suchten sich in weiter Ferne eine neue Heimath. Die Lage der Einzelnen, der Gemeinden, der ganzen Völker wurde da mit Nothwendigkeit völlig verändert: die alten Besitzverhältnisse lösten sich auf, die bisherigen Bande der Gesellschaft wurden gelockert, die Grenzen der Staaten und Länder verloren ihre Geltung. Gleichwie durch ein Erdbeben wohl eine ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelt wird, so wurde durch diese massenhafte Völkerwanderung das ganze politische System der Vorzeit über den Haufen geworfen. Es mußte sich eine neue Ordnung der Dinge gestalten, wie sie den völlig veränderten Verhältnissen der Völker entsprach.

Die deutschen Völker waren vor allen anderen in den Strom dieser Wanderung hineingerissen worden; ihre Grenzen waren daher am meisten verrückt, ihre staatlichen Verhältnisse am meisten verschoben worden. Ueberblickt man den ungeheuren Wandel der Dinge, nachdem die Bewegung allmählich in Stocken und Stillstand gerieth, so zeigt sich zunächst,

Digitized by Google

wie viel der deutschen Volksthümlichkeit im Osten und Norden verloren gegangen war. An der unteren Donau, wo die Gothen eine Zeit lang so mächtig geboten, saßen als letzte dürftige Reste der deutschen Herrschaft nur noch die Stämme der Langobarden und Gepiden, und auch sie sollten bald diese Gegenden räumen. Die Länder an der Weichsel und Oder, wie die Küsten der Ostsee waren eingebüßt und slawischen Stämmen, die nun ungehindert vordrangen, geräumt; nur bis zur Elbe reichte noch das deutsche Land, und bald nahmen slawische Stämme auch Böhmen ein und rückten bis zur Saale und an den oberen Main vor. An der Niederelbe allein wohnten Sachsen noch auf das jenseitige fruchtbare Ufer hinüber, und in den Marschen an der Nordsee behaupteten sich die Friesen bis tief in die nördliche Halbinsel hinein. Doch war auch hier das Gebiet der Deutschen erheblich verkürzt, da Dänen und Jüten, als die Angeln die Halbinsel verlassen hatten, von Scandinavien und den Inseln her in das herrenlose Land eingefallen waren, welches sie fortan besetzt hielten. Nach Westen und Süden schien freilich doppelt und dreifach gewonnen, was im Norden und Osten eingebüßt war, da alle die einst so reichen und schönen Provinzen des Westreichs als Beute in die Hände der Deutschen gefallen waren: bis zum Ocean und zum Mittelmeere hin hatten sie als Sieger sich alles Land unterworfen und noch über die Meere hinaus in Britannien und Afrika ihre Macht festgestellt.

Nur wenige Stämme hatten, wie die Friesen und ein Theil der Sachsen und Thüringer ihre ursprünglichen Sitze bewahrt; die meisten waren weit von ihrer alten Heimath verschlagen worden. Völker, denen wir zuerst an der Ostsee begegnen, siedeln sich in Afrika an und gründen hier eine Herrschaft. Stämme von der Weichsel her sehen wir erst an den Donaumündungen, dann in den Pyrenäen sich niederlassen. Ein Volk, das einst an der Netze und Warthe wohnte, kommt an der Loire und Rhone zur Herrschaft. Namen, die am Fuß der Sudeten zuerst hervortreten, verklingen am Guadalquivir.

Es konnte nicht anders sein, als daß durch solche Wanderungen die deutschen Stämme auch in sich selbst die bedeutendsten Umgestaltungen erlitten. Wie wurden sie nicht gespalten und auseinandergerissen! Die Stämme, die einst zu dem großen Verbande der Gothen gehört hatten, treten meist unter ihren früheren Namen wieder hervor und erscheinen in voller Selbstständigkeit; überdies erweitert sich die Tren-

Digitized by Google

nung der Ostgothen und Westgothen zu zwei völlig geschiedenen Völkerschaften. Die Franken finden wir in salische und ripuarische Franken geschieden. Die Sachsen, die über den Ocean gegangen waren, verlieren allmählich jede Verbindung mit den daheimgebliebenen Stammgenossen, und diese selbst spalten sich in Westfalen, Ostfalen und Engern. Und auch wo eine solche durchgreifende Spaltung im Volke nicht eintrat, lösten sich doch häufig einzelne Gaue von der Gesammtverbindung des Volkes ab und zogen ihre besondere Straße. So schlossen sich Langobarden an die Sachsen auf ihrem Zuge nach Britannien an, und später begleiteten wiederum Sachsen die Langobarden nach Italien. So blieben Alanen in Gallien zurück, als die Hauptmasse des Volkes nach Spanien zog. Thüringer erscheinen an der Waal und in den Maasmündungen, wie unter den Heereshaufen des Odoaker, während die Hauptmasse des Volkes die alten Sitze desselben im Innern Deutschlands bewahrte. Und überall, soweit die Wanderungen der Deutschen reichten, begegnen uns zerstreut gothische und suevische Schaaren.

Es war zu befürchten, daß mit dem Verlassen der alten Wohnsitze auch der Bestand der alten Gemeindeverbindungen sich ganz und gar lockern würde; wir wissen ja, wie eng sie mit dem Boden zusammenhingen, wie sie vor Allem auf dem Grundbesitz ruhten. Auch ist gewiß, daß wo nun die Germanen inmitten der Römer saßen, jene gleichmäßige Vertheilung des Landes, auf die sich vornehmlich die alte Verfassung gründete, wie jene enge, nachbarliche Gemeinschaft, welche die freien Männer zur Gemeinde gleichsam von selbst zusammenschloß, nicht herzustellen war. Aber es lösten sich darum nicht ganz die alten Gemeinden auf. Meist scheinen die Gaugenossen sich vereint auf die Wanderung begeben und auch auf dem eroberten Boden ihre alte Gemeinschaft festgehalten zu haben, und wo sich der Gau auflöste, blieb mindestens die Hundertschaft zusammen und erhielt durch allen Wechsel hindurch die Eigenthümlichkeit der alten Verfassung. Kehrten die Germanen doch auch sonst bald zu ihren alten friedlichen Gewohnheiten zurück; kaum hatten die Westgothen in Spanien Land erlangt, so verfluchten sie, wie ein römischer Schriftsteller sagt, ihre Schwerter und ergriffen den Pflug. So erhielt sich mitten unter der römischen Welt mehr von der germanischen Gemeindeverfassung, als man hätte erwarten sollen. In dem Innern Deutschlands aber lebte sie im Allgemeinen ungebrochen durch diese Zeiten fort und wurde von hier auch auf die Gegenden übertragen, die

Digitized by Google

entweder mit dem deutschen Boden in unmittelbarer Nachbarschaft lagen oder in denen, wie zum Beispiel in Britannien, die alte Bevölkerung fast ganz von den Germanen verdrängt war. Mit der Gemeindeverfassung zugleich hat sich hier dann auch deutsches Wesen und deutsche Sprache dauernd befestigt.

Durch ihre alte Verfassung blieben den Germanen jener Freiheitssinn und jene Kraft bewahrt, die ihnen den Sieg über das römische Reich verliehen hatten, aber der lange Kampf hatte ihnen zugleich gezeigt, daß ohne eine starke leitende Gewalt dauernde Erfolge nicht zu erzielen seien. Alle die Völker, welche sich in den Kampf gegen die Römer stürzten, hatten unter Königen gefochten, unter ihnen die Macht der Römer zerstört und das weite Reich in Besitz genommen; sie erkannten bald, daß sie nur unter Königen sich im Besitz erhalten konnten. Die Sachsen und Friesen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, bestanden freilich auch ferner ohne Könige, doch auch unter jenen sächsischen Schaaren, die Britannien eroberten, hat sich sogleich das Königthum erhoben und befestigt. Als die Langobarden später unter der Führung von Königen Italien gewannen, machten sie einmal den Versuch sich der königlichen Gewalt wieder zu entledigen, aber sie gaben ihn bald genug auf; das Königthum war für sie, wie für die anderen erobernden Stämme, eine Nothwendigkeit geworden. Sobald die germanischen Stämme die Herrschaft über andere Völker gewonnen und sich ihre engen Verhältnisse erweitert hatten, mußten sie an ihre Spitze eine machtvolle Persönlichkeit stellen, in deren Hand sich die Herrschaft zusammenschloß, da ohne Einheit und Zusammenhalt jede Herrschaft auf die Dauer unmöglich ist. Und das Königthum war fortan unter ihnen nicht mehr eine schwache, leicht wieder zu beseitigende Gewalt, sondern durchdrang nun das Leben der Völker und war mit dem ganzen Sein und Wesen derselben innigst verwachsen.

Der König, aus dem Uradel seines Volkes hervorgegangen, auf Lebenszeit an die Spitze desselben gestellt, durch eine gewisse priesterliche Heiligkeit ausgezeichnet, war wesentlich und zuerst der oberste Kriegsherr und übte den Heerbann in Person oder durch seine Beamten über das ganze Volk. Wie aber die Germanen das Kriegswesen von der bürgerlichen Verwaltung nicht zu trennen gewohnt waren, ging auch diese vom Könige als der Quelle aller Gewalt aus, und durch dieselben Beamten, welche dem Heerwesen vorstanden, ließ er auch den Gerichts-

Digitized by Google

bann üben. Noch urtheilen wie seit Alters her die freien Gemeindegenossen und berathen über ihre nächsten und eigensten Angelegenheiten, aber es geschieht unter der Leitung und dem Vorsitz eines königlichen Beamten, und tritt das ganze Volk zusammen, sei es zur Heerschau, sei es zur Berathung über das allgemeine Wohl, so erscheint immer der König selbst an seiner Spitze. Schon wird jede Uebertretung königlichen Gebots mit der höchsten Geldbuße bestraft, und jede Verletzung der geheiligten Person des Königs zieht als unsühnbares Verbrechen den Tod des Schuldigen nach sich. Das Königthum ist den Germanen nicht von außen gekommen, sie haben es nicht von den Römern angenommen, aber auf die Entwicklung der königlichen Macht ist doch das Beispiel der römischen Kaiser nicht ohne Einfluß gewesen.

Ein starkes Königthum wird sich immer von einem glänzenden Gefolge umgeben zeigen, und die Glieder desselben müssen von selbst die Bedeutung eines bevorzugten Standes gewinnen. So erhebt sich denn auch in den neuen germanischen Staaten mit dem Könige und durch ihn seine Gefolgschaft zu einer hervorragenden Stellung. Alle, die im Gefolge des Königs stehen und zu persönlichem Dienst ihm verpflichtet sind, empfangen einen Abglanz von seinem Glanze und genießen die Vortheile seiner erhöhten Stellung mit. Denn höhere Ehren, reichlichere Schenkungen an Geld, an Land und eigenen Leuten konnte die Huld eines solchen Führers dem Gefolge bieten, als es vordem die armen Gaufürsten vermochten. Aus seinem Gefolge vorzugsweise wählte der König jene Beamten, welche seine Heere führten und die bürgerliche Verwaltung in seinem Reiche leiteten; Männer aus dem Gefolge waren es auch, die den Dienst am Hofe und um seine Person leisteten. Wie sich ein Hofstaat bald nach dem Muster des römischen gestaltete, wie die germanischen Könige die Abzeichen der römischen Herrscher annahmen, so stiegen auch die ersten und angesehensten Dienstmannen des Königs, der Marschall, Kämmerer, Truchseß und Mundschenk bald zu einer ähnlichen Bedeutung, wie sie die hohen Beamten am Hofe der Kaiser besaßen; sie erhielten neben dem Reichskanzler und Pfalzgrafen, deren Stellung römischen Einrichtungen nachgebildet war, ihren Platz. Zur Seite dieser hohen Würdenträger gewann dann eine große Zahl niederer Dienstleute am Hofe Raum, die alle nicht leer an Ehre und Auszeichnung blieben. Aus der Gefolgschaft des Königs bildete sich ein neuer Adel, aber dieser Hof- und Dienstadel bildete keinen erblichen Stand;

Digitized by Google

noch immer war, wie in den ältesten Zeiten, das Band zwischen dem Gefolgsherrn und seinen Mannen ein rein persönliches, und allein die Huld des Herrn bestimmte die Rangstufen in dem Gefolge, die Geltung und den Dienst der einzelnen Glieder. Eben dadurch unterschied sich dieser neue Dienstadel, den die Könige schufen, von jenem uralten germanischen Erbadel, aus dem sie selbst hervorgegangen waren und dessen Bedeutung jetzt neben ihnen mehr und mehr verschwand. Aus dem Kriegsgefolge der Heeresfürsten ging der neue Adel hervor und hat seinen kriegerischen Ursprung niemals in der Folge verleugnet.

In solcher Weise bildeten sich über den alten Ordnungen der Germanen nicht zufällig, sondern mit Nothwendigkeit neue Gewalten aus, die allerdings jene vielfach schwächten und zurückdrängten, aber doch keineswegs ganz zu beseitigen vermochten. Königsherrschaft und Volksfreiheit bedingten und beschränkten sich noch gegen einander auf die mannigfachste Weise; sie begegneten sich überall in der lebendigen Entwicklung der Dinge, welche auszugleichen und zu vermitteln wußte, was sich seiner Natur nach zu widerstreben schien. Das Königthum sammelte und leitete die Kräfte der Völker zu bestimmten Zielen; vor der Despotie schützten der Freiheitssinn der Germanen und die aus demselben geborenen alten Gemeindeordnungen.

Sobald die Germanen sich in dem Besitz der eroberten Länder gesichert glaubten, begannen sie die Verhältnisse derselben, die durch den langen Kriegszustand in die ärgste Verwirrung gerathen waren, so gut es ging, friedlich zu ordnen. Nur einen Theil des eroberten Landes nahmen sie für sich und ließen den anderen den alten Bewohnern zu eigener Bebauung. Ein gesetzlicher Zustand wurde hergestellt, die Rechtsverhältnisse wieder geordnet. Die Römer empfingen in ihrer Sprache und nach ihren Rechtsbegriffen von den germanischen Siegern neue Gesetzbücher, und selbst den Germanen, die nun inmitten einer römischen Bevölkerung saßen, ließen die Könige ihre alten Rechtsgewohnheiten und zwar in römischer Sprache verzeichnen. Ackerbau und Wohlstand hoben sich, sobald das Gefühl der Sicherheit wuchs, zumal die drückenden Abgaben der Kaiserherrschaft entweder erleichtert oder ganz aufgehoben wurden. Die Sittenstrenge, welche die Deutschen selbst in diesen wilden Zeiten nicht eingebüßt hatten, wie die Treue und Redlichkeit, welche von jeher als Grundzüge ihres Charakters galten, wirkten vortheilhaft auf alle öffentlichen Verhältnisse zurück. Bald wurde man inne, daß diese

Digitized by Google

Eroberer nicht, wie einst die Römer, vernichtend für die selbstständige Entwicklung der Völker waren, daß sie fremdes Recht schonten, andere Sitte und Sprache ehrten und ihr Freiheitssinn einen erdrückenden Zwang selbst gegen Ueberwundene nicht aufkommen ließ. So führte das Eindringen der Fremdlinge in das römische Reich nicht zu einer völligen Auflösung und Zerstörung aller gesellschaftlichen Ordnung, sondern bahnte vielmehr eine Umgestaltung derselben an, welche, so tiefgreifend und stark sie war, doch dereinst noch eine Erneuerung der römischen Welt herbeiführen konnte. Ein neues Reis wurde auf den alten Baum gepfropft.

Vieles ging freilich unwiederbringlich verloren: Länder, die seit Jahrhunderten zusammengehört und in allen Interessen verwachsen waren, wurden auseinandergerissen, dem Handel und Wandel die alten Bahnen und Richtungen genommen, Kunst und Wissenschaft verloren ihre Geltung und gingen mit reißenden Schritten dem Verfall entgegen, nützliche Staatseinrichtungen geriethen in unaufhaltsamen Ruin, das ganze Leben gestaltete sich rauher und kriegerischer. Und doch sahen viele Römer damals die Germanen nicht so sehr als Unterdrücker, wie als Befreier von dem unerträglichen Druck der Kaiserherrschaft an; sie fanden, diese rauhen Sieger seien ihnen eher Bundesgenossen als Herren und besser sei es mit ihnen frei und arm zu leben, als äußerlich glänzend unter dem Joch der Kaiser des Ostens und ihrer Beamten.

Die Reiche der Gothen und Burgunder.

Die Führer der Deutschen haben geglaubt, daß sich auf ruhigem Wege die weitere Entwicklung der Dinge gestalten, daß das römische Reichsgebiet, nachdem sie es mit ihren Heeren besetzt hätten, friedlich fortan Deutsche und Römer zugleich umfangen würde, ja sie hofften wohl gar durch weise Sorgfalt sich dauernd den Dank der Römer zu gewinnen. „Mögen andere Könige," schreibt der Ostgothe Theoderich, „ihren Ruhm in dem Untergang eroberter Städte suchen; unser Vorsatz ist es, unseren Sieg so zu benutzen, daß die Unterthanen nur beklagen sollen zu spät unsere Herrschaft erlangt zu haben." Die Könige der Germanen ließen sich, um den römischen Stolz nicht zu verletzen, so weit herab, daß sie sich selbst und ihre Völker nur als Fremdlinge bezeichneten, die gastliche Aufnahme im Reiche gesucht und gefunden hätten; sie er-

Digitized by Google

kannten zum Theil ausdrücklich ihre Länder nur als untergeordnete Theile des römischen Staates an, den sie nicht als einen neben anderen, sondern als den idealen Staat schlechthin zu betrachten gewohnt waren. Manche von ihnen sahen in dem Kaiser zu Constantinopel, so wenig sie sich auch von ihm Eingriffe in ihre Rechte gefallen ließen, doch geradezu einen Oberherrn, von dem sie Titel, Ehren und Würden mit nicht geringem Eifer nachsuchten und annahmen.

Die Gothen und Burgunder, wie sie einst im Dienstverhältniß zu den Kaisern gestanden und durch Vertrag ihre ersten Niederlassungen im Reich erhalten hatten, haben sich vornehmlich eines solchen Gefühls der Abhängigkeit vom römischen Staatsleben niemals entschlagen, und dies hat sogar auf die Bildung ihrer Herrschaften einen verhängnißvollen Einfluß geübt. „Euch gehört mein Reich," — schrieb der Burgunderkönig Sigismund an den Kaiser Anastasius — „und euch zu dienen gewährt mir größere Befriedigung, als zu herrschen. Wenn wir auch zu regieren scheinen, so glauben wir dazu doch keinen anderen Beruf zu haben, als den eure Beamten besitzen; ihr verwaltet durch uns nur die entlegenen Gebiete eurer Herrschaft, und unser Land gehört zu eurem Reiche." An denselben Kaiser Anastasius erklärte einst der Ostgothe Theoderich: es sei nicht genug, daß zwischen dem Abendreich — er meint damit seine Herrschaft — und dem morgenländischen Kaiserthum nur ein äußerlich gutes Vernehmen bestehe; sie müßten vielmehr sich mit ihrer Macht gegenseitig unterstützen, so daß *ein* Wille und *ein* Gedanke im ganzen Römerreiche lebe. Auch bezeichnete Theoderich seine Gothen wohl als den Kriegerstand des römischen Reichs, und es schien fast, als ob er sich einzig und allein für den Kriegsobersten eines Heeres hielte, dessen fremde Bestandtheile in dem Reiche nur deshalb Aufnahme gefunden und Bürgerrecht erhalten hätten, um die Grenzen desselben zu schützen und die innere Ruhe aufrecht zu halten. „Darin allein," sagt er einmal, „sind Gothen und Römer unterschieden, daß jene die Arbeit des Kriegs auf sich nehmen, diese aber in Ruhe und Frieden sich mehren."

Aber in Wahrheit war kein innerer Zusammenhang zwischen der germanischen und römischen Welt, und in den neubegründeten Herrschaften selbst bestanden die größten inneren Gegensätze, welche sich nicht leicht friedlich ausgleichen ließen. Zwei Bevölkerungen wohnten in ihnen neben einander, nicht allein mit verschiedenen Sprachen, Sitten und Lebensgewohnheiten, mehr oder minder kastenartig abgeschlossen — selbst

Digitized by Google

Familienverbindungen unter ihnen waren gesetzlich verboten oder wurden doch mindestens selten geschlossen — sondern beide hatten überdies ihr gesondertes Recht, verschiedene bürgerliche Einrichtungen und spalteten sich endlich, was am schwersten in das Gewicht fiel, in ihrem Glauben und in ihrem kirchlichen Leben.

Erst in diesen Zeiten, wo Alles zusammenbrach und unter den Trümmern des Reichs Alles begraben zu werden schien, hatte sich die römische Welt ganz mit dem Ernst des Christenthums erfüllt. Alles wahre geistige Leben hatte sich von dem Staate in die Kirche geflüchtet; die Massen, vordem durch kaiserliche Edicte nur äußerlich bekehrt, wurden jetzt erst durch Leiden innerlich zum Glauben geführt. Wie Viele haben damals in der Zurückgezogenheit von der Welt das Glück gesucht, nachdem das weltliche Leben allen Reiz für sie verloren hatte! In abgelegenen Gegenden schlugen Männer, welche das täuschende Weltleben mit Abscheu erfüllte, Einsiedeleien auf. Gerade während Theoderich in Italien regierte, stiftete der heilige Benedict das Kloster von Monte Cassino und begründete jene Ordensregel, die sich nachher über das ganze Abendland verbreitet hat; der Zudrang zu den Klöstern wurde bald so groß, daß man durch Gesetze ihn beschränken mußte. Die bischöflichen Kirchen, in großer Zahl längst im Reiche errichtet, wurden nun Mittelpunkte eines reichen, unendlich bewegten Lebens; schon waren sie nicht allein Stätten der Andacht, sondern hier fand der Leidende Hülfe, der Arme Unterstützung, der Rathlose Belehrung, hier ließen die Hadernden ihre Streitigkeiten schlichten. In den Bischöfen sah die römische Menge ihre natürlichen Vertreter und ihre Führer; dadurch erlangten sie eine Gewalt, die weit über ihre ursprünglichen geistlichen Befugnisse hinausging. Und was war da natürlicher, als daß die Lehrstreitigkeiten, die sie bewegten, auch das ganze Volk erfüllten, und daß die, welche sie als Irrgläubige bekämpften und von sich stießen, auch der Menge als fluchwürdige Ketzer galten? Wo daher die fremden Herrscher einem anderen Glauben huldigten, entbrannte alsbald gegen sie der Glaubenseifer der Menge, und die Verschiedenheit des Bekenntnisses zeigte sich als eine viel schroffere Scheidewand, als die Verschiedenheit der Nationalität. Nun aber gehörten Ostgothen, Westgothen und Vandalen seit der Annahme des Christenthums dem Arianischen Bekenntniß an, und auch die Burgunder hatten unter dem Einfluß der Gothen die katholische Kirche, in welche sie Anfangs ein-

Digitized by Google

getreten waren, verlassen und waren zum Arianismus übergetreten. So erfüllten denn endlose Glaubensstreitigkeiten sofort die Reiche dieser Völker und verscheuchten aus ihnen den inneren Frieden. Was das Schwert verbunden hatte, trennte das Symbol der Kirche, und die von den Germanen unterworfenen Römer sahen trotz alles Drucks der Kaiserherrschaft doch bald wieder sehnsüchtig nach dem Morgenlande hinüber, wo das Nicänische Bekenntniß siegreich herrschte, zumal sie sich immer noch eines inneren Zusammenhangs mit der römischen Welt des Ostens bewußt waren.

Unhaltbar war der Zustand der meisten germanischen Reiche, wenn es nicht gelang, eine engere Verbindung der germanischen Könige herbeizuführen, um durch dieselbe eine Einheit der abendländischen Welt herzustellen und dann mit vereinten Kräften das Römerthum in der Unterwürfigkeit der Germanen zu erhalten. Hierauf hat Theoderich mit unendlicher Ausdauer sein Streben gerichtet und es die undankbare Aufgabe seines Lebens sein lassen, die deutschen Fürsten unter seiner Leitung zu einigen. Er hielt sich vor Allen zu diesem Werke berufen, einmal weil er im Besitze Roms und Italiens stand, dann aber, weil er, vom Kaiser Zeno (wir wissen nicht in welchem Sinn und unter welchen Umständen) als Sohn adoptirt, sich kaiserlichen Geschlechts meinte rühmen zu können. Hierdurch glaubte er einen Vorrang vor den anderen deutschen Fürsten zu besitzen und suchte für die Anerkennung desselben auf alle Weise sie zu gewinnen, indem er mit den einen Verträge schloß, die anderen durch Verschwägerung sich enger verband; selbst die noch heidnischen Thüringer, welche im Innern der deutschen Länder ihre Herrschaft von der Elbe bis zur Donau ausgedehnt hatten, bestrebte er sich in seinen großen Völker- und Friedensbund zu ziehen.

Theoderich war der erste große deutsche Friedensfürst, und in ihm erkennen wir jenen weisen Dietrich von Bern, dessen hohe und ernste Gestalt in der Sage von einem Geschlecht zum anderen fortlebt. Aber so hochherzig seine Absichten waren, scheiterte doch der germanische Staatenbund an den kühn aufstrebenden Frankenkönigen, und auch die wunderbare Blüthe, zu der Italien unter Theoderichs weiser Herrschaft gediehen war, zerfiel nur allzubald. Nach seinem Tode zeigten sich sogleich deutliche Spuren, wie innerlich schwach und gebrechlich auch dieses Reich war, welches eine Zeit lang den anderen germanischen vorgeleuchtet hatte.

Digitized by Google

Das fränkische Reich.

Unter ähnlichen Verhältnissen, wie die anderen germanischen Reiche, war die Herrschaft der salischen Franken in Gallien von dem Merovinger Chlodovech begründet worden, und doch in ganz besonderer Weise. Nicht gleich auf einen Anlauf fiel Chlodovech Alles zu, sondern Schritt für Schritt rückte er vor; er suchte sich den alten Gewinn zu sichern, ehe er nach einem neuen sein Auge richtete. Aber auch so dehnte sich sein Gebiet mit wunderbarer Schnelligkeit aus. Nur in engen Grenzen auf belgischem Boden herrschte er Anfangs: Somme und Maas schlossen noch die Sitze der salischen Franken ein, und selbst in diesem kleinen Gebiet mußte er die Herrschaft mit anderen Stammeskönigen theilen; der Mittelpunkt seines Reiches war Tournay. Es gelang ihm — wir wissen nicht wann und wie — das ganze Gebiet der Salier zu vereinen; es gelang ihm überdies das letzte römische Heer in Gallien zu schlagen und zu vernichten (486). Das Land bis zur Seine und bald darauf bis zur Loire fiel so ihm zu; erst wurde Soissons, dann Paris die Hauptstadt des Reichs. Hatten die Salier in ihren alten Sitzen die celtisch-römische Bevölkerung des Landes so gut wie vernichtet und den Boden nach Willkür an sich gerissen, so verfuhren sie bei ihren neuen Eroberungen gegen die alten Bewohner mit Schonung; weder verdrängt wurden diese, noch geknechtet, sondern behielten ihren Grundbesitz, ihre persönliche Freiheit und ihr eigenes Recht. Nicht einmal eine Theilung des Landes schien erforderlich, wie sie die Gothen und Burgunder in Gallien vorgenommen hatten. Das Staatseigenthum, die verlassenen und die confiscirten Grundstücke reichten hin, um den König und sein Gefolge — die Antrustionen der Franken — reichlich auszustatten. Die Verhältnisse ordneten sich wie durch ein gütliches Abkommen.

Nicht lange, so trat Chlodovech selbst als der Beschützer Galliens auf. Die Alamannen, welche so oft Gallien verheert hatten, beherrschten damals noch in ungebrochener Kraft die beiden Ufer des Oberrheins bis nach der Gegend von Mainz hinab. Mit dem Beistande der ripuarischen Franken griff sie jetzt Chlodovech an und besiegte sie schnell (496). Sehr bemerkenswerth ist, daß er die stammesverwandten Alamannen weniger schonend behandelte, als zuvor die römischen Gallier. Die Gaue, die sich nördlich vom Remsthal über die mittleren Neckar-, Kocher-, Jart- und Taubergegenden bis zum Main ausdehnten, wurden Franken zur

Digitized by Google

Ansiedelung übergeben, und der fränkische Name verdrängte hier den alamannischen für alle Zeiten. Milder verfuhr er allerdings auf dem linken Rheinufer, im Elsaß, wo sich alamannische Art und Sprache erhielt. Nur der südöstliche Theil Alamanniens rettete sich damals vor dem fränkischen Eroberer, indem er sich unter den Schutz des Ostgothen Theoderich begab.

Durch List und Gräuelthaten beseitigte Chlodovech in der Folge das königliche Geschlecht unter den ripuarischen Franken, riß auch hier die höchste Gewalt an sich und mit derselben die Länder von der Maas bis zum Niederrhein. Hierdurch dehnte er sein Reich über weite Gebiete aus, die längst völlig germanisirt waren und ihn überdies in stätige Verbindung mit dem überrheinischen Mutterlande brachten. Die fränkische Herrschaft war nun nicht mehr, wie die der Gothen und Vandalen, von dem heimischen Boden gelöst: sie stand mit ihm im Zusammenhange und konnte aus ihm stets frische Volkskräfte saugen, während sie zugleich Gallien vor dem Vordringen anderer Stämme über den Rhein, vor einer neuen Völkerwanderung, schützte.

Chlodovech und seine Franken waren noch Heiden, als sie in Gallien ihre Macht gewannen. Aber bald gelang es dem Eroberer, sich bei den Eingeborenen in das glänzende Licht eines Vorkämpfers des katholischen Glaubens zu setzen. Als Chlodovech in der Schlacht gegen die Alamannen in große Gefahr gerieth, schwankte sein Glaube an die Götter, die er so lange mit Eifer verehrt hatte. „Ohnmächtig sind die," rief er, „die denen nicht helfen, die ihnen dienen." Er beschloß sich Christus, dem Gottessohne, anzugeloben, wenn er der Siegesgott sei. „Gewährst du mir den Sieg," betheuerte er, „so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen." Der Sieg fiel den Franken zu, und Chlodovech gab sich in den Dienst Christi, des Gottessohnes. Der Bischof Remigius von Reims wurde sein Lehrer im christlichen Glauben und wandte sein Herz dem Nicänischen Glaubensbekenntniß zu. Der König und sein Volk traten zur katholischen Kirche über, die nun die siegreichen Franken und die besiegten Gallier als Glaubensbrüder umfaßte und einte.

Als der Bischof den König taufte und in den Dienst Christi stellte, spornte er ihn zugleich zu heißem Glaubenskampfe für den Herrn an, dem er sich weihe. „Beuge still deinen Nacken, Sikamber," sprach er, „und verehre, was du bisher mit Feuer und Schwert verfolgtest, ver-

Digitized by Google

folge aber, was du verehrtest." Es hätte dessen kaum bedurft, denn mit voller Hingebung, wie ein Dienstmann dem Herrn dient, stand nun Chlodovech in den Waffen für seinen Herrn im Himmel. Schon in den Taufkleidern, als er durch Remigius vom Leiden Christi hörte, rief er aus: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte ihn gerächt!" Und kaum ein minderer Eifer beseelte die Franken. Sie begrüßten Christus, „der die Franken liebt," mit Jubelgeschrei; sie meinten besser zu sein als die Römer, welche die Märtyrer getödtet, während sie selbst über deren Gebeinen herrliche Kirchen errichteten, vor Allem aber besser als die anderen Germanen, welche sich mit der Arianischen Ketzerei befleckten und den Herrn Christus nicht als den wahren Gottessohn anerkennen wollten. Seitdem sahen die Römer, die in Gallien unter burgundischer und gothischer Herrschaft standen, voll Verlangen nach dem Frankenlande hinüber und wünschen Nichts sehnlicher, als die Ausdehnung der fränkischen Herrschaft. Schon weissagte der Bischof Avitus von Vienne dem rechtgläubigen König der Franken die allgemeine Herrschaft über die germanischen Völker: wie das Sonnenlicht werde seine Macht nach allen Seiten ihre Strahlen verbreiten.

Chlodovech ließ nicht lange auf sich warten, denn auch ihn verlangte Gallien von dem Joch seiner ketzerischen Gebieter zu befreien. Gegen den Burgunderkönig Gundobad wendete er zuerst seine Waffen, und Gundobad sah keinen anderen Rath, als die katholischen Bischöfe seines Landes zu versammeln und aufzufordern durch ihren Einfluß Chlodovech zum Rückzug zu bewegen. Diese antworteten ihm: das beste Mittel, den Frieden zu erhalten, sei die Bekehrung des Königs und seines Volkes zur katholischen Lehrer; sobald die Burgunder zum orthodoxen Glauben überträten, würden alle Feinde derselben ohnmächtig sein. Und in der That rettete sich Gundobad nur dadurch, daß er sich der katholischen Kirche geneigt bewies. Dann griff Chlodovech die Westgothen südlich der Loire an. „Es bekümmert mich sehr," sprach er zu den Seinen, „daß diese Arianer noch in Gallien sitzen. Laßt uns mit Gott aufbrechen und dies Land in unsere Gewalt bringen." Chlodovech siegte über das Heer der Westgothen und dehnte sein Gebiet bis zur Garonne aus (507). Nur das Land südlich an den Pyrenäen und jenseits derselben erhielt noch der weise Theoderich dem Reiche der Westgothen, während er die Provence für sich selbst in Besitz nahm; aber auch hier sehnte man sich nach Chlodovechs Herrschaft, der nicht als

Digitized by Google

Eroberer, sondern als Befreier von der katholischen Bevölkerung des südlichen Galliens aufgenommen wurde. War die Ungleichheit des Glaubens hauptsächlich die Schwäche des Gothen-, Burgunder- und Vandalen-Reichs, so wurde die Einheit des Bekenntnisses die Stärke des fränkischen Reichs; sie sicherte den errungenen Besitz und führte von Eroberungen zu Eroberungen.

Nach Chlodovechs Tode wurde sein Reich unter seine vier Söhne getheilt. Für den ersten Augenblick gelang es dann wohl dem Ostgothen Theoderich den weiteren Fortschritt des Merovingischen Reichs zu hemmen, aber bald traten Chlodovechs Söhne wieder in die Siegesbahn ihres Vaters. Das burgundische Reich wurde zerstört (534); zugleich drang Theoderich, der älteste und tüchtigste Sohn Chlodovechs, dem besonders die östlichen, vorwiegend germanischen Theile des Reichs zugefallen waren, siegreich in das Herz der deutschen Länder ein und machte dem Thüringerreich ein Ende. Mit den Sachsen im Bunde hatte Theoderich gestritten; sie erhielten als Lohn den nördlichen Theil des Thüringerreichs, die Gegenden an der Saale und Elbe bis südlich zur Helme und Unstrut; dagegen fielen die südlichen Theile um den Main bis gegen die Donau hin den Franken zu und wurden nach und nach fränkisches Land. Nur die Gegenden in der Mitte vom Waldgebirge bis zur Unstrut bewahrten den thüringischen Namen und erhielten später einen Herzog unter fränkischer Hoheit. Dann wurden die Provence und Alamannien vertragsmäßig von den Ostgothen dem fränkischen Reiche abgetreten. Schutzlos unterwarfen sich endlich auch die baierischen Herzöge der Herrschaft der Merowinger. So vereinigte das fränkische Reich nicht nur fast das ganze römische Gallien, sondern umfaßte mit Ausnahme von Sachsen und Friesland auch alle die Länder, wo sich deutsche Völker noch rein und unvermischt in ihren alten Sitzen erhalten hatten, und selbst sächsische Stämme zahlten schon den Franken Tribut. Ein Merovingischer König konnte sich gegen den Kaiser von Constantinopel rühmen, sein Reich erstrecke sich vom Weltmeere bis zur Donau und den Grenzen Pannoniens; er konnte mit einem Angriff auf Constantinopel drohen.

Was diesem Reiche Dauer und Festigkeit lieh, war nicht allein, daß die germanische und celtisch-römische Bevölkerung, durch das katholische Bekenntniß verbunden, friedlich neben einander saßen, sondern eben so sehr, daß alle lebenskräftigen Elemente des germanischen, wie

Digitized by Google

des römischen Lebens sich hier allmählich in eigenthümlichster Weise durchdrangen. Es ist unleugbar, daß das entwickelte Staatsleben der Römer auf die staatlichen Einrichtungen der Franken nicht ohne Einfluß blieb. Die königliche Gewalt, wie groß sie immer auch vor der Eroberung bei den Franken sein mochte, wurde doch erheblich erweitert, als die Rechte der Kaiser in Gallien auf die siegreichen Merovinger übergingen. Das römische Steuersystem wurde, obschon es manche Umgestaltungen erfuhr, von den Franken beibehalten. Aber trotzdem blieben die Grundlagen des fränkischen Staatslebens durch und durch deutsch. Die Heeresverfassung, der wichtigste Theil der Staatseinrichtungen in einer Zeit, wo nur mit dem stets gezückten Schwerte sich die Selbstständigkeit der Reiche behaupten ließ, blieb ganz die germanische, und die Besiegten mußten sie von den Siegern annehmen. Nicht minder deutsch war die Gerichtsverfassung des Reichs; in das Rechtsverfahren des Siegers mußte sich die alte Bevölkerung Galliens schicken. Alle Standesverhältnisse gestalteten sich gleichfalls nach fränkischer Weise: selbsteigener Besitz, gesicherte Freiheit und Dienst im Gefolge des Königs gaben Macht und Ehre, nicht mehr Brief-, Verdienst- oder Geldadel, wie zu den Zeiten der Kaiser. Endlich beruht auch das wesentlich auf deutscher Anschauung und Denkweise, daß den einzelnen Landschaften, Bezirken und Städten, wie den verschiedenen Nationalitäten, soweit der Bestand des Reichs dadurch nicht gefährdet wurde, ein weiter Raum zu freier Bewegung belassen wurde. So blieb den Römern in ihren Rechtsstreitigkeiten unter einander die Entscheidung nach eigenem Rechte, und selbst die bisherige Verfassung ihrer Städte erhielt sich noch einige Zeit. Aber auch die unterworfenen deutschen Stämme bewahrten ihr besonderes Recht und ihre eigenthümlichen Gemeindeverfassungen, so weit sie die königliche Macht nicht beschränkten.

Das ganze Reich der Merovinger war in Grafschaften getheilt, die sich in den germanischen Theilen meist nach den Gauen, auf dem früher römischen Boden nach den alten Stadtgebieten begrenzten; die Grafen ernannte der König nach freiem Ermessen und übertrug jedem in seiner Grafschaft die Aushebung und Anführung des Heerbanns, die Erhebung der Krongefälle, die Leitung der Rechtspflege und die Sorge für die Erhaltung des Landfriedens. Jede Grafschaft zerfiel dann weiter in kleinere Bezirke, die den alten Hundertschaften der Deutschen entsprachen; in diesen wurde vom Grafen theils in regelmäßig wiederkehrenden, theils

Digitized by Google

von ihm besonders gebotenen Versammlungen der freien Gemeindegenossen an den bestimmten Malstätten in alter feierlicher Weise das Gericht gehegt. Noch nahm die Gemeinde selbst lebendigen Antheil an dem Gericht, und zur Findung des Urtheils bestellte sie sieben Männer (Rachimburgen) aus ihrer Mitte, deren Spruch sie dann zu verwerfen oder zu bestätigen sich vorbehielt.

Ueber mehrere Grafschaften wurde gewöhnlich ein Herzog gesetzt, dessen Befugnisse sich aber wesentlich nur auf die Heeresverfassung bezogen. Auch der herzogliche Name hatte demnach seine alte Bedeutung verändert und bezeichnete in Gallien lediglich einen militärischen Beamten ohne eine freiere und ausgedehntere Gewalt. Anders war es in Baiern und Alamannien, wie später in Thüringen, wo die Herzoge an der Spitze der ganzen Landesverwaltung, gleichsam als Statthalter des Königs, standen und die Rechte desselben fast in ihrem ganzen Umfange, nur nicht in freier Macht, sondern als des Königs Beamte übten. Wie aber diese Herzoge meist altadligen Geschlechtern des ihrer Obhut vertrauten Landes angehörten, fehlte es ihnen auch nicht leicht an einem großen persönlichen Einfluß in ihren Gebieten, so daß sie oft mehr als Vertreter ihrer Stämme, denn als Diener des Königs, erschienen. Der Trieb nach Besonderung regte sich ohnehin fortwährend in diesen Stämmen und trat bald auch in Gallien wieder hervor; wenn auch in den ersten Zeiten die Königsmacht so stark war, daß der Einheit des Reichs kaum Gefahr drohte, so bildeten sich doch nach und nach provinzielle Gegensätze und Sonderbestrebungen sehr bedenklicher Art aus. Dies geschah um so leichter, als die königliche Gewalt fast allein die verschiedenen Theile des Reichs verband und allgemeine Landesversammlungen weder stattfanden, noch bei der Ausdehnung des Reichs stattfinden konnten. Chlodovech hielt noch die große Heeresversammlung des Volks am 1. März ab; nachher aber kam sie in Gallien in Vergessenheit, während sie in dem östlichen Theile des Reichs, der fast durchweg von germanischen Stämmen bewohnt war, noch bisweilen zusammentrat, vornehmlich auch um eine formelle Zustimmung des Volkes bei neuen Gesetzen einzuholen. Von Wichtigkeit waren diese Versammlungen nicht, und eine Landesvertretung ist mit Nichten in ihnen zu sehen. Da nun auch weder Versammlungen der alten Gaugemeinden fortan stattfanden, noch in den Grafschaften gemeinsame Zusammenkünfte aller Genossen abgehalten wurden, mußte sich das politische Leben der niederen Kreise des

Digitized by Google

Volkes in die Hundertschaften zurückziehen. Wenn aber hier der Graf an den alten Dingstätten die freien Männer versammelte, war es noch immer ein trotziges und freiheitsliebendes Geschlecht, mit dem er zu schaffen hatte.

Es waren, wie gesagt, die wichtigsten Einrichtungen des Staates tief in dem germanischen Wesen begründet, und die celtisch-römische Bevölkerung des Landes mußte sich den fremden Staatsformen fügen, aber sie that es um so leichter, als sie nur so eine gesicherte Zukunft hoffen konnte und durch die Kirche, welche durch und durch römischen Ueberlieferungen folgte, auch ihrerseits die fränkischen Sieger beherrschte. Die Sprache der Kirche war und blieb die lateinische; die ganze äußere Gestaltung derselben war unter römischen Einflüssen in Gallien erfolgt und erlitt durch die Eroberung der Franken keine Veränderung; die bischöflichen Stellen wurden mindestens in der ersten Zeit ausschließlich mit Römern besetzt, und das Ansehen der Bischöfe war unaufhörlich im Zunehmen, selbst in alle staatlichen Geschäfte griffen sie bald mit bedeutendem Einfluß ein. Wurden die Wahlen der Bischöfe auch von den Königen bestätigt und meist nach dem Willen derselben getroffen, so waren die Bischöfe selbst doch weit davon entfernt, ihre Stellung als ein Geschenk königlicher Gnade anzusehen. Ein starkes Gefühl der Selbstständigkeit regte sich vielmehr in ihnen, zumal sie sich als Glieder einer großen, über ganz Gallien verbreiteten Körperschaft wußten und bereits seit Chlodovech in Reichs- wie in Provinzialsynoden zusammentraten und vereint wirkten. Freilich wurden die Synoden nur mit königlicher Erlaubniß gehalten und ihre Beschlüsse bedurften der königlichen Sanction, aber darum bewegten sie sich nicht minder frei auf dem streng kirchlichen Gebiete und berührten oft genug auch die Kreise des Staates. Die Könige mußten einen Bruch mit der Geistlichkeit vielleicht noch mehr fürchten, als die Bischöfe den mit dem Staate.

Im Merovingischen Reiche kam es zuerst zu klarer Erkenntniß, daß der germanische Staat und die römische Kirche einander bedürften, wenn beide ihre Macht behaupten wollten, und in diesem Gefühl unabweisbarer Nothwendigkeit verbanden und durchdrangen sie sich auf das Innigste. Durch ihre Vereinigung gewannen aber alle Verhältnisse des Lebens eine neue Gestalt; die Gedanken der Menschen schlugen andere Richtungen und Wege ein, als vordem. Nicht auf einen Schlag, aber allmählich traten in Sitte, Sprache und Gewohnheit sich die germanische und römi-

Digitized by Google

ſche Welt näher und näher; es fanden ſich gemeinſame Mittelpunkte, in denen ſich die Nationalitäten, die ſich ſo lange feindlich gegenübergeſtanden hatten, begegnen und ausgleichen konnten. Die Entwicklung der kirchlich-politiſchen Verhältniſſe, die im Merovingerreiche begann, hat das ganze weitere Leben des Mittelalters beherrſcht.

Das langobardiſche Reich.

Während die fränkiſche Macht ſich befeſtigte, gingen die Reiche der Gothen und Vandalen entweder ihrem völligen Untergange oder doch einer bedenklichen Auflöſung entgegen.

Juſtinian, ein Bauernſohn aus Dacien, ſlawiſcher Abkunft, wie man meint, war durch wunderſame Schickſale, die ſeine ärmliche Familie betroffen hatten, auf den Thron des Oſtreichs erhoben worden. Ein Mann, den das Glück ſo begünſtigt hatte, konnte wähnen, es ſei Alles ihm möglich, und den kühnen Entſchluß faſſen, die verlorene Macht Roms im Weſten wiederherzuſtellen. Sobald er vor den Perſern im Oſten Ruhe gewonnen hatte, ſandte er ſein Heer gegen die Vandalen. Als Vertheidiger der rechtgläubigen Lehre gegen die Arianer begann er den Krieg, und in zwei Feldzügen wurde das vandaliſche Reich gänzlich vernichtet (534). Kaum war dieſer Kampf beendet, ſo wandte er ſeine Waffen gegen das oſtgothiſche Reich. Er nahm zu dieſem Kriege den Beiſtand der fränkiſchen Könige in Anſpruch. „Ihr müßt mit mir gemeinſame Sache machen," ſchrieb er ihnen, „denn es verbindet uns der wahre Glaube und deshalb gleicher Haß gegen die Gothen." Die Franken gaben Verſprechungen, aber ſie waren nicht gewillt dem Kaiſer ein Land unterwerfen zu helfen, auf das ſie ſelbſt ſchon ihr Augenmerk gerichtet hatten; ſie ließen vielmehr zeitweiſe den Gothen einen eigennützigen Beiſtand angedeihen. Aber trotz ihrer Hülfe, trotz eines erneuerten Angriffs der Perſer auf das Oſtreich, trotz des heldenmüthigen Kampfes der Oſtgothen ſelbſt fiel endlich die von Theoderich begründete Herrſchaft (554). Der Kaiſer erſtreckte ſeine Macht wieder über ganz Italien und konnte ſich rühmen die Einheit der Republik neu begründet zu haben.

Und ſchon wandte Juſtinian ſeinen Blick auch auf das weſtgothiſche Spanien: er ſandte Flotten und Heere dorthin, und von den Küſten

Digitized by Google

des Mittelmeeres aus drangen die Griechen tief in das Land ein. Sobald die Heere des rechtgläubigen Kaisers sich zeigten, erhob sich überall die römische Bevölkerung, welche unter gothischer Herrschaft lebte; die Sueven, bis dahin Arianer, aber von jeher der Westgothen Feinde, wandten sich mit ihrem Könige dem katholischen Glauben zu und traten mit den Griechen in Verbindung; zu derselben Zeit griffen die Franken die letzten Besitzungen der Westgothen im Norden der Pyrenäen an. Alles schien sich zum Untergange auch des Westgothenreichs zu vereinen. Dennoch erhielt es sich und erhob sich sogar nach Justinians Tode noch einmal zu großer Bedeutung. Die Aufstände der römischen Bevölkerung im Innern wurden niedergeworfen, eine Seestadt nach der anderen, wenn auch sehr allmählich, den Griechen wieder entrissen, das Reich gegen die Franken geschützt und der Herrschaft der Sueven für immer ein Ende gemacht. Aber nur dadurch wurde dies Alles ermöglicht, daß die Gothen sich dem Glauben der Römer zuneigten und König Reccared endlich zur katholischen Kirche förmlich übertrat. Seitdem gewannen die römischen Bischöfe auf alle Angelegenheiten Spaniens den erheblichsten Einfluß; die Gothen verbanden sich so eng der römischen Kirche und den Römern, daß sie endlich selbst ihre germanische Sprache und Sitte einbüßten. Der Gothe Reccared war der erste germanische König, der sich von einem Bischof salben und krönen ließ (586), nachdem es schon seit mehr als einem Jahrhundert Sitte war, daß die Kaiser zu Constantinopel aus den Händen der Patriarchen das Diadem empfingen.

Indessen hatte sich nach Justinians Tode auch der größte Theil Italiens dem Ostreiche wieder entzogen. In dem langandauernden Kriege zwischen Griechen und Gothen war das Land in entsetzlicher Weise verwüstet worden; verheert und verödet fiel es an das Ostreich zurück. Nur durch die äußerste Sorgfalt hätte es wieder zu der Blüthe gebracht werden können, in der es einst unter Theoderich stand. Aber an dieser Sorgfalt fehlte es Justinian, noch mehr seinen Nachfolgern. Italien sah sich als eine mißachtete Provinz behandelt, welche die Beamten des Kaisers fast nicht minder aussogen, als jener fürchterliche Krieg. Nicht lange, so verlangte man wieder nach der Herrschaft der Germanen, und sicher wäre das Land eine Beute der fränkischen Könige geworden, wenn nicht vierzehn Jahre nach der Zerstörung des ostgothischen Reichs die Langobarden über die Alpen gestiegen wären, um sich in der südlichen Halbinsel neue Wohnsitze zu suchen (568).

Digitized by Google

Mit den Gepiden hatten sich die Langobarden bis auf diese Zeit in den unteren Donaugegenden gehalten und hier zuletzt die germanische Herrschaft behauptet. Im stäten Kampfe mit den Kaisern zu Constantinopel, wie mit den Bulgaren und Avaren, türkisch-finnischen Nomadenstämmen, die auf den von den Hunnen eröffneten Wegen nach Europa vorgedrungen waren, hätten Gepiden und Langobarden nur durch das engste Zusammenhalten an der Donau ihre Macht sichern können, aber allen Gefahren zum Trotz stürzten sie sich in einen Vernichtungskrieg gegen einander. Das Gepidenreich unterlag den Langobarden; bald darauf mußten die Langobarden jedoch ihre Wohnsitze den Avaren räumen, die nun weit über Dacien und Pannonien hin ihre Macht ausbreiteten und selbst die östlichen Theile der Alpen bis zur dalmatischen Küste ihrer Gewalt unterwarfen. Die Langobarden stiegen nach Italien hinab. Unter ihren Königen Alboin und Cleph eroberten sie in siebenjährigem Kampfe die Gegenden um den Po, denen sie für alle Zeiten den Namen des Langobardenlandes gaben; dann drangen sie südwärts auf der Westseite des Apennins bis in die Nähe Roms vor, indem sie gleichzeitig im Friaul ein eigenes Herzogthum errichteten, um die Angriffe der Griechen und Avaren vom Osten auf die neugewonnene Herrschaft abzuwehren. Auch später noch dehnten sie ihre Eroberungen aus. Es gelang ihnen tiefer und tiefer in die Halbinsel des Apennin einzudringen und in der Mitte derselben das Herzogthum Spoleto, im Süden das Herzogthum Benevent zu begründen. Niemals jedoch erreichten sie die völlige Unterwerfung des italischen Landes. Die venetianischen Inseln, der ganze Küstenstrich von der nördlichen Pomündung bis nach Ancona hin, an dem Ravenna, damals der Hauptsitz der griechischen Macht in Italien, belegen war, die Südspitze der Halbinsel mit Sicilien, am westlichen Meere die Landschaften von Rom und Neapel — dies Alles blieb in den Händen der Griechen. Es entstand jene unheilvolle Spaltung Italiens, die bis in unsre Tage gedauert hat.

Die Langobarden waren, wie die Gothen, Arianer. Der religiöse Zwiespalt zwischen den Eroberern und den besiegten Bewohnern des Landes lebte demnach von Neuem auf, ja schien um so gefährlicher für die neubegründete Herrschaft, als die Langobarden sich nicht vollends zu Herren der Halbinsel machen konnten, sondern stets den Feind unmittelbar auf dem Nacken behielten; überdies war die königliche Gewalt bei ihnen noch minder fest begründet, als bei anderen germanischen Stäm-

Digitized by Google

men, und durch sie nur dürftig die Einheit des Reichs gewahrt. Wenn die neue Herrschaft sich dennoch befestigte, so geschah dies zunächst durch die schonungslose Härte, mit der die Langobarden ihre ersten Siege benutzten. Die römische Bevölkerung wurde vollständig als Kriegsbeute behandelt: sie büßte nicht nur alle politischen Rechte ein, sondern selbst ihre persönliche Freiheit wurde gemindert, das Grundeigenthum ihr völlig genommen oder nur gegen Abgabe eines Drittheils der Früchte zur Bestellung belassen, das römische Recht verlor seine öffentliche Geltung, und die Römer kamen ohne eigene Beamte unter die unmittelbare Gewalt der langobardischen Befehlshaber. Die Langobarden standen während der Eroberung in einer ausgebildeten Heeresverfassung, die sie auch nach derselben festhielten. Die Herzoge vertheilten unter sich die städtischen Territorien und nahmen selbst in den Hauptstädten derselben ihren Sitz, während ihre Kriegsmannen sich über das ganze Territorium verbreiteten; unter den Herzogen standen Schultheiße an der Spitze kleinerer Bezirke und der darin angesessenen Kriegsmannen, unter den Schultheißen Decane: sie alle zunächst militärische Befehlshaber, die aber zugleich die ganze bürgerliche Verwaltung und die Rechtspflege in Händen hatten.

Indem so die schroffe Trennung, die unter der gothischen Herrschaft zwischen dem germanischen und römischen Theil der Bevölkerung bestanden hatte, vermieden wurde, indem die Römer unmittelbar in die langobardischen Verhältnisse eingefügt wurden, mußte sich eine Verschmelzung der beiden Nationalitäten anbahnen. Als dann die Langobarden, die von Anfang an gerade die katholische Kirche ihre Härte am wenigsten hatten fühlen lassen, sich sogar mehr und mehr selbst dieser zuneigten und endlich etwa hundert Jahre nach der Eroberung dem Arianismus völlig absagten, als so der Glaube der Besiegten über die Sieger die Oberhand gewann, vollzog sich die weitere Verschmelzung mit reißender Schnelligkeit unter dem Römerthum günstigen Umständen. Schon sah man die Langobarden, bisher von römischer Bildung ganz unberührt, sich in Kunst und Wissenschaft als nicht ungelehrige Schüler der Römer zeigen; schon nahmen sie angesehene Römer, die sich der griechischen Herrschaft entzogen, freudig in ihr Reich auf und gestatteten ihnen nach eigenem Rechte zu leben; die früher so hart unterdrückte römische Bevölkerung wurde nun auf vielfache Weise gehoben und ihr das schmachvolle Zeichen der Besiegten genommen. Seitdem hatte das Land von

Digitized by Google

den Angriffen der Griechen und Franken, die sich stets wiederholten, nicht mehr ernstlich zu fürchten; die beiden Volksstämme in demselben wuchsen zu einer Nation zusammen, deren Staatsformen wesentlich an die deutsche Herkunft erinnerten, die aber in ihrem Glauben, ihrer Sprache und in den Anfängen ihrer Kultur den römischen Ursprung deutlich zu erkennen gab.

Indem der Südwesten Europas überall eine zahlreiche deutsche Bevölkerung und mit ihr viele Elemente deutschen Lebens in sich aufgenommen hatte, erfuhren hier alle Verhältnisse eine vollständige Umwandlung. Vor Allem hatten die Deutschen die römische Bevölkerung, die sie vorfanden, mit ihrem Freiheitssinn erfüllt und das verweichlichte Geschlecht wieder an den Gebrauch der Waffen gewöhnt. Wie tief diese Umgestaltung des Lebens Alles ergriff, was nur in irgend welche Berührung mit den Germanen kam, zeigt sich recht klar darin, daß selbst in dem griechischen Italien ein kriegerischer Geist aufs Neue erwachte. In Rom, Neapel und Ravenna griff die Bürgerschaft wieder zu den Waffen und zeigte einen selbstständigen, trotzigen Geist gegen die Griechen; auch hier bildeten sich neue Verhältnisse aus, sehr nahe denen verwandt, die das langobardische Italien beherrschten. Aber so stark die Einwirkungen der germanischen Eroberung auch waren, keineswegs gelangten die neuen Lebenselemente zu vollständiger Herrschaft. In den eroberten Ländern erhielten sich die römische Glaubenslehre und Kirchenverfassung, die römische Sprache und Bildung, viele Einrichtungen des römischen Staatslebens nicht nur bei den Besiegten, sondern übten ihre Macht auch an den Siegern. Von den Römern lernten die germanischen Herren nicht nur lesen und schreiben, sondern auch umfassendere Ordnungen in Staat und Kirche begründen. Der zahlreichere Stamm der Besiegten drückte überdies mit seiner Nationalität mit jedem Tage gewichtiger auf die der Sieger und nöthigte endlich diese aus ihrer starren Eigenthümlichkeit zu weichen. Nicht allein in Spanien und Italien zeigt sich diese Entwicklung, sie tritt ebenso in allen den Theilen Galliens hervor, wo sie eine dichte römische Bevölkerung erhalten hatte.

Auf diese Weise haben sich die romanischen Nationen gebildet; darin alle verwandt, daß sie auf einer Mischung und Verquickung römischer und germanischer Volkseigenthümlichkeit beruhen, aber jede in Sitte und Sprache doch wieder besonders und eigenthümlich, wie sie sich denn auch

Digitized by Google

staatlich in der Folge getrennt entwickelten. Die romanische Art hat sich in dem Besitz von Spanien, Italien und des größeren Theiles von Gallien behauptet, wenn letzteres auch den Namen des Frankenreichs dauernd behielt; überall sind hier die rein germanischen Elemente allmählich wieder zurückgedrängt worden. Nur die von den Alamannen und Baiern eroberten Donauländer, die von den Franken besetzten Gegenden an Mosel, Maas und Schelde und das von den Angelsachsen eingenommene Britannien wurden für alle Zeit dem germanischen Wesen gewonnen. Dieser Rest blieb den Germanen von ihren großen Eroberungen während der Völkerwanderung; sonst welkte Germaniens Kraft außerhalb Germaniens wieder dahin.

8.

Erhebung der Pippiniden.

Zersplitterung und Schwäche des Abendlandes.

Ohne gemeinsamen Plan hatten die germanischen Völker das römische Reich angegriffen und erobert, selbstständig dann ihre Herrschaften begründet und so den Zusammenhang früher auf das Engste verbundener Länder gelöst. Die Einheit Europas und des Abendlandes war zerrissen, und es war um so weniger Hoffnung dieselbe herzustellen, als die germanischen Könige, ohne jedes Gefühl für gemeinsame Interessen, sich unablässig unter einander bekriegten und die beherrschten Völker selbst unter der Einwirkung des germanischen Sondertriebs sich eher von einander zu entfernen, als sich zu nähern, geneigt schienen.

Wenn bisher in Spanien, Italien und Gallien noch größere Reiche zusammengehalten waren, so beruhte dies mehr auf überkommenen politischen und kirchlichen Einrichtungen aus der Römerzeit, als auf der staatenbildenden Kraft der Germanen. Wo es den Eroberern gelang die römischen Ordnungen mit Stumpf und Stiel auszurotten, wie in Britannien, zerfiel auch sofort die frühere Einheit des Landes, und was bisher verbunden war, löste sich in kleine Herrschaften auf. Nicht ein einiges Reich haben die Angelsachsen und die ihnen nachziehenden Jüten

Digitized by Google

auf den britannischen Inseln gegründet, sondern unter sieben oder vielmehr acht Herrschaften, die nur sehr lose Bande verknüpften und die häufig unter einander in Fehde standen, das Land getheilt. Die Besorgniß lag nahe, daß in ähnlicher Weise allmählich auch die größeren Reiche, welche sich erhalten hatten, zerfallen würden und daß mit ihrer Auflösung die letzte Aussicht auf eine Herstellung der abendländischen Einheit dahinschwinden könnte.

Wer die Verhältnisse jener Zeit aufmerksamer betrachtet, erkennt leicht, wie alle germanischen Reiche schon gegen Ende des sechsten Jahrhunderts in einem rasch sich vollziehenden Proceß innerer Zersetzung begriffen waren. Vieles trug dazu bei, diesen Proceß zu beschleunigen: zuerst und vor Allem daß die Thronfolge nirgends in heilsamer Weise geregelt war, indem sie entweder zwischen Wahl und Erblichkeit schwankte oder, wo sie allein auf Erblichkeit beruhte, mit Reichstheilungen verbunden war; dann daß das Königthum, durch die schwankende Thronfolge geschwächt, die immer mächtiger aufstrebende Aristokratie nicht mehr im Zaume zu halten vermochte und diese sich nun in den einzelnen Landestheilen eine selbstständige Gewalt zu gründen bedacht war; endlich daß die nationalen und lokalen Unterschiede, lange gewaltsam unterdrückt, sich jetzt entfesselt mit um so größerer Hartnäckigkeit wieder Geltung zu verschaffen suchten.

So geschah es vor Allem in Gallien, wo die Merovinger das Reich gleich wie einen Privatbesitz vererbten und, wenn mehrere Erbsöhne vorhanden waren, unter diese theilten. Durch solche Theilungen wurden Austrasien, der östliche, und Neustrien, der westliche Theil des eigentlichen Frankenlandes, von einander gerissen, erlangten Burgund, wie Aquitanien, das frühere westgothische Gebiet südlich von der Loire, wieder eine besondere Stellung. Daneben gewann auch die celtische Nationalität in der Bretagne immer freieren Spielraum und strebte nach politischer Selbstständigkeit; nur mit den Waffen gezwungen erkannten bisweilen die Häuptlinge der Britannen die Hoheit der fränkischen Könige an. Zugleich stiegen von den Pyrenäen die Gascogner herab, ein tapferes Bergvolk, das die südlichen Theile des Landes eroberte und nur nach harten Niederlagen zeitweise wieder in seine Berge zurückwich. Durchgreifende Unterschiede bildeten sich in allen Theilen des Landes aus. Es schied sich der südliche Theil des Frankenreichs vom nördlichen, jener weniger, dieser mehr von den Einflüssen der germani-

Digitized by Google

schen Sitte und Sprache berührt; es schied sich im nördlichen Theil der Westen weiter vom Osten, und während in jenem, in Neustrien, das römische Element wieder allmählich die Oberhand gewann, erhielt sich der Osten im Wesentlichen bei germanischer Sitte und Sprache.

Mit Austrasien war die Herrschaft über die jenseits des Rheins wohnenden germanischen Stämme verbunden. Aber schon lösten sich auch diese mehr und mehr von dem Verbande der Monarchie ab. Die Herzoge von Baiern aus dem Geschlechte der Agilolfinger übten bereits, obschon von den Königen gesetzt, eine wirklich landesherrliche Gewalt aus; sie setzten die Grafen im Lande ein, ernannten die Richter und ordneten die Verhältnisse Baierns unter späterer Theilnahme des Volkes, da sich die alte Gauverfassung erhalten hatte und jetzt sogar größere Bedeutung gewann. Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse bei den Alamannen, obgleich die herzogliche Gewalt öfters getheilt war und deshalb nicht zu gleicher Stärke gedieh. Auch Thüringen erhielt eigene Herzoge, die, wenn sie auch königlicher Gnade ihre Einsetzung verdankten, doch oft mit großer Selbstständigkeit auftraten. Wenn die Monarchie der Merovinger sich auch äußerlich noch in einem gewissen Zusammenhange erhielt und darstellte, so war dieser doch innerlich im siebenten Jahrhundert bereits völlig gelöst; das Reich bestand in Wahrheit aus einer Anzahl kleinerer und größerer fast selbstständiger Herrschaften, die fast unausgesetzt mit einander in Fehde standen.

In ähnliche Auflösung waren unter ähnlichen Verhältnissen auch die anderen germanischen Reiche gerathen; überall trennten sich die Theile mehr und mehr vom Ganzen los, überall begegnen wir inneren Streitigkeiten. Und diese Zerwürfnisse waren um so gefährlicher für den Bestand der Reiche, als auch die Kämpfe mit den äußeren Feinden in keinem Augenblick ruhten. Noch immer standen die Langobarden in den Waffen gegen das Ostreich, die Angelsachsen gegen die nach dem Westen ihres Inselandes zurückgedrängten Briten; die Franken hatten, während die Kriege mit den Westgothen, Friesen und Sachsen selten ruhten, überdies mit den Avaren an der Donau und mit den Slawen an der Elbe, gleich gefährlichen Feinden, zu kämpfen.

Nachdem die östlichen Gegenden Europas von den Germanen verlassen waren, hatten sich die ihnen bisher unterworfenen slawischen Stämme zur Freiheit erhoben und waren dann im sechsten Jahrhundert, von den Avaren fortgeschoben, theils nach Abend gegen die germanischen

Digitized by Google

Völker, theils nach Süden bis zu den Grenzen des morgenländischen Kaiserthums vorgedrungen. Slovenzen, Kroaten, Serben und Bulgaren — denn auch die letzteren galten, nachdem sie slawische Sitte und Sprache angenommen hatten, für Slawen — fanden endlich im griechischen Reiche Aufnahme und wurden in den Nordprovinzen vom adriatischen bis zum schwarzen Meer in den Gegenden an der Donau und Sau zur Vertheidigung der Grenzen, wie einst die germanischen Völker, angesiedelt. Indessen hatten die gegen Abend vorgedrungenen Stämme neue Wohnsitze gefunden, die sie zu Grenznachbaren der Deutschen an der Elbe, am böhmischen Waldgebirge, an der mittleren Donau und in dem östlichen Theile der Alpen machten. Von der Elbe bis über die Oder breiteten sich die zahlreichen Stämme der Wenden aus; das Land zwischen Saale und Elbe unterwarfen die Sorben; diesen verwandte Geschlechter ließen sich in den Gegenden am Main und der Rednitz nieder; das böhmische Land besetzte der Stamm der Czechen; von den Quellen der Elbe bis zu den Ufern der March dehnten sich die Mährer aus; von der Donau ausgehend, nahmen endlich die Karantanen oder Winden, ein Theil der Slovenzen, die östlichen Alpengegenden, die man jetzt mit dem Namen von Steiermark, Kärnthen und Krain bezeichnet, zum großen Theil in Besitz.

Längere Zeit haben die meisten dieser Slawenstämme die Herrschaft der Avaren über sich anerkennen müssen; endlich aber schüttelten sie das Joch derselben ab und gründeten unter ihrem Führer, dem Franken Samo, ein eigenes Reich, dessen Kern das Böhmenland war und das sich von hier aus südlich bis zu den steierschen Alpen, östlich bis an die Karpathen und nördlich bis an die Havel und Spree erstreckte (627). Es war das erste große Slawenreich, und wie die Germanen erst unter römischem Einflusse zur Gründung größerer Staaten gelangten, so entwickelten sich bei den Slawen unter deutscher Einwirkung die ersten Anfänge eines umfassenderen staatlichen Lebens. Fünfunddreißig Jahre hat Samo seine Herrschaft nicht nur gegen die Macht der Avaren, sondern auch gegen die Waffen seiner eigenen Stammesgenossen behauptet und viel dazu beigetragen, die Macht der Slawen im Osten Deutschlands für alle Zeit zu befestigen.

Den Kämpfen, die auf allen Seiten das Frankenreich bedrängten, zeigten sich die Merovingischen Könige nicht mehr gewachsen; ein entartetes und in Lüste versunkenes Geschlecht, hatten sie dem Dienstadel

Digitized by Google

die Zügel der Herrschaft längst völlig überlassen. Ein Glück war es, daß sich in der früher kaum hervorleuchtenden Stellung des Hausmeiers allmählich eine Gewalt herausbildete, welche für die unfähigen Könige in der allgemeinen Verwirrung die Leitung des Staates übernehmen konnte. Der Hausmeier galt fortan für den ersten Kron- und Hofbeamten, ohne dessen Rath und Mitwirkung kein Staatsgeschäft unternommen werden konnte; er war die Seele der inneren Verwaltung, wie der Anführer des Dienstgefolges im Kriege. Und schon mußten oft mit diesem allein die Kriege geführt werden, da es mindestens in den gallischen Ländern selten noch möglich war, ein Volksaufgebot zu Stande zu bringen. Als die Monarchie in die Reiche Austrasien, Neustrien und Burgund zerfiel, bedurfte jedes dieser Reiche auch eines besonderen Hausmeiers, da ohne denselben kein König mehr zu regieren vermochte. Bald aber wurden in allen Theilen der Monarchie die Hausmeier nicht mehr von den Königen ernannt, sondern ihnen durch die Wahl der Großen gesetzt und zeigten sich daher gewöhnlich auch als Gönner derer, denen sie ihre Erhebung verdankten. So war die Macht des alten Königthums bei den Franken völlig gebrochen. Auch das Reich schien seiner völligen Zersplitterung entgegenzugehen, welches unter allen germanischen den größten Umfang gewonnen hatte und allein noch eine neue Verbindung der abendländischen Welt anbahnen konnte.

Wohin man unter den Wirrnissen jener Zeit den Blick richtet, überall bietet sich das schreckbare Bild einer scheinbar unaufhaltsamen Auflösung dar, in welcher die abendländische Welt begriffen ist. Niemand konnte daran denken, die Kräfte der germanischen Reiche gegen die mit wilder Eroberungslust anstürmenden Barbaren zu sammeln. Kein großes gemeinsames Unternehmen stillte den Kriegsmuth der Völker. Statt dessen führten die germanischen Könige unter sich verheerende Kriege, und im Innern ihrer Reiche erhoben sich zahllose und endlose Fehden, welche nicht nur die äußeren Ordnungen der Staaten lösten, sondern auch alle sittlichen Banden lockerten. Willkür und Zuchtlosigkeit traten überall an die Stelle des Gesetzes. Freiheit und Wehrhaftigkeit schien der abendländischen Welt nur zu ihrem Verderben zurückgegeben; Gewaltthat und Sinnenlust herrschten bei Hoch und Niedrig.

Auch die christliche Kirche, welche allen Halt und Zusammenhang in der Auflösung der politischen Bande verlor, konnte dem immer weiter um sich fressenden Sittenverderbniß nicht mehr steuern; sie wurde vielmehr

Digitized by Google

selbst von der Fäulniß der Zeit nur allzu sehr ergriffen. Die Geistlichkeit versank in das eitelste und roheste weltliche Treiben, dem nicht einmal der äußere Schimmer geistiger Bildung blieb. Denn Kunst und Wissenschaft, vordem so kräftige Mittel, um tiefere Regungen in den Gemüthern zu wecken, so starke Bande, um die Völker geistig zu einen, hatten alle Anerkennung und Bedeutung verloren. Bis zu dem Ende des sechsten Jahrhunderts lassen sich die letzten Spuren altrömischer Kultur verfolgen; dann tritt ein Zeitalter entsetzlicher Barbarei ein, in dem fast nirgends im Abendlande ein Funke höheren Geisteslebens aufleuchtet. Alles, was uns aus dieser Zeit in Schrift- und Kunstwerken erhalten ist, trägt den Stempel der grauenhaften Verwilderung, die überall nun in jenen Ländern herrschte, die einst unter Roms Herrschaft in herrlichster Blüthe gestanden hatten. Es war, als ob die Menschheit sich selbst vergessen und von schwindelnder Höhe in den tiefsten Abgrund gestürzt hätte.

Der Zustand der abendländischen Welt schien hoffnungslos, doch war er es nicht; freilich erst nach langem und tiefem Verfall kam die Stunde der Erhebung.

Die Pippiniden als Hausmeier.

Es war in dem gefährlichsten Wendepunkt für die fränkische Monarchie und für die ganze Entwicklung des Abendlandes, daß sich in Austrasien ein tapfres Geschlecht alter Dienstmannen auf das Glänzendste erhob, welches die vergessenen Absichten Chlodovechs aufnahm, die Kräfte des Reichs aufs Neue sammelte, allen Ueberlieferungen des Volkes zum Trotz das angestammte Königsgeschlecht beseitigte und sich selbst auf den Thron schwang.

Aus diesem Geschlecht tritt zuerst Pippin von Landen hervor (628), der als Hausmeier für den unmündigen König Dagobert eine fast unumschränkte Gewalt in Austrasien gewann. Hauptsächlich dazu wandte er sie an, alle Kräfte des Merovingischen Reichs noch einmal, so weit es möglich war, zu verbinden. Er breitete die Gewalt Dagoberts auch über Neustrien und Burgund aus und gedachte die Macht des vereinten Reichs nun zu den größten Unternehmungen zu benutzen. Das Reich des Samo, die Avaren, alle Völker bis zu den Grenzen des morgenländischen Kaiserthums sollten unterworfen werden und die fränkischen

Digitized by Google

Waffen so zu neuen Ehren gelangen. Aber gerade damals brachen die alten Fehden zwischen Neustrien und Austrasien von Neuem aus, der Ausgang des Kampfes mit den auswärtigen Feinden war für den König unglücklich, die abhängigen deutschen Stämme verweigerten den Gehorsam, und die kaum hergestellte Einheit des Reichs löste sich alsbald von Neuem auf. Dagobert wurde den Austrasiern seinen unmündigen Sohn Sigibert III. zum Könige zu geben gezwungen, während ihm selbst kurz darauf in der Herrschaft über Neustrien und Burgund sein anderer Sohn Chlodovech II. folgte. Willkürlich herrschten dann in Neustrien zügellose Factionen des Adels, während in Austrasien Grimoald, Pippins Sohn, die Ordnung mit Kraft und Entschlossenheit schützte. Als er aber nach Sigiberts Tode den verwegenen Entschluß faßte seinen eigenen Sohn auf den Thron zu erheben, empörte sich das Volk gegen ihn; er wurde mit seinem Sohne erschlagen und die königliche Herrschaft den Merovingern zurückgegeben (656).

Grimoalds Sturz war nicht der Sturz seines Hauses. Bald sammelte sein Schwestersohn Pippin von Heristal von Neuem alle Macht Austrasiens in seinen Händen. Er nannte sich Herzog der Austrasier und stellte sich an die Spitze des austrasischen Heerbanns. Zuerst mochte er daran denken, sich in diesen deutschen Gegenden, die er mit seinem Ansehen beherrschte, eine ähnliche Stellung gegen die Könige zu sichern, wie sie die Herzoge der anderen deutschen Stämme im Lande der Alamannen, Baiern und Thüringer sich bereits gewonnen hatten. Aber in dieser Stellung bedroht und zugleich aufgefordert gegen den übermüthigen Adel Neustriens seine Waffen zu wenden, schritt er weiter und dehnte seine Herrschaft auch über die romanischen Theile der fränkischen Monarchie aus. Durch die Schlacht bei Testri wurde er Herr von Neustrien und setzte hier einen seiner Söhne zum Hausmeier ein (687). Seitdem ruhte in den Händen Pippins, „des Herzoges und Fürsten der Franken", das Schicksal der ganzen Monarchie; den Merovingern blieb Nichts, als die leeren Titel und die werthlosen Abzeichen des Königthums.

Als die königliche Gewalt, die hauptsächlich in den romanischen Theilen der Monarchie ihren Sitz gehabt hatte, verfiel, weil die Kraft des Königshauses den verderblichen Einflüssen der Römerwelt erlegen war, erhob sich, wie wir sehen, ein neues ruhmliebendes und waffenlustiges Geschlecht, das sich in ungebrochener Kraft für berufen

Digitized by Google

hielt den erblichenen Glanz des fränkischen Namens wieder hell vor der Welt leuchten zu lassen. Die Wurzeln seiner Macht lagen aber in den deutschgebliebenen Theilen des Reichs, und vor Allem in dem Lande der Ripuarier, jenes Frankenstammes, in dem sich deutsches Recht und deutsche Sitte bei weitem reiner als bei den Saliern erhalten hatten, wo das deutsche Freiheitsgefühl noch in dem Herzen des Volkes lebte, wo das alte Märzfeld noch zusammentrat, wo die Gemeinde und das Volksgericht noch in alter Weise bestanden. Von hier aus wurden neue Lebenskräfte auch den romanischen Theilen der Monarchie zugeführt und die zerrütteten Verhältnisse des Reichs aufs Neue befestigt. Aber von den alten Königsstädten an der Loire, Seine, Marne und Aisne wurden die Sitze der Herrschaft jetzt an den deutschen Rhein verlegt, der Mittelpunkt des Reichs aus den romanischen Gegenden in die germanischen übertragen.

Welch ein Glück für die Welt war es, daß so eine kraftvolle und streitbare Macht wieder im Herzen Europas entstand! Denn schon stürmten die Araber, nachdem sie in Asien und Afrika eine Provinz nach der anderen dem Kaiser von Constantinopel entrissen und sieben Sommer nach einander seine Hauptstadt belagert hatten, gegen das Abendland vor. Von der Nordküste Afrikas setzten sie über die Meerenge des Hercules, der sie für alle Zeiten einen neuen Namen liehen, und schon bei dem ersten Zusammenstoß wurde die Macht der Westgothen vernichtet (711). Ein Theil der Bevölkerung Spaniens flüchtete sich in die nördlichen Gebirge der Halbinsel, um sich mindestens die persönliche Freiheit und ungestörte Religionsübung zu retten; die große Masse der Christen mußte sich den Ungläubigen unterwerfen, die bald bis zu den Pyrenäen ihre Herrschaft ausdehnten und an den Grenzen der fränkischen Monarchie standen. Der Kampf mit den Arabern war unvermeidlich. Es war ein Kampf mit einem Volke voll fanatischer Begeisterung für „den größten Propheten des ewigen Gottes" und die schwärmerische Lehre dieses Propheten, mit einem Volke voll des stolzesten Bewußtseins einer Geschichte, die es nun fast hundert Jahre von Siegen zu Siegen führte. Auch war Einheit und zusammengehaltene Kraft in allen seinen Unternehmungen; denn noch stand die Macht des Chalifen, der als Nachfolger des Propheten Kriegsherr und geistliches Oberhaupt des ganzen Volkes in einer Person war, ungebrochen da, und seine Feldherren vollstreckten in Asien, Afrika und Europa gehorsam seine Befehle. Nie

Digitized by Google

hätte die fränkische Monarchie solcher Macht widerstehen können, wenn nicht Pippin die Kräfte des Ganzen im rechten Zeitpunkte von Neuem gesammelt hätte.

Für einen Augenblick war freilich nach Pippins Tode (714) die Zukunft seines Hauses aufs Neue in Frage gestellt, aber sein großer Sohn Karl — Martellus, „der Hammer," mit Recht zubenannt — gewann schließlich doch die volle Macht des Vaters wieder und erhob sie zu noch höherem Glanze. Karls ganzes Leben war Kampf und Streit. Vom Kerker aus, in den ihn seine Stiefmutter gesperrt hatte, begann er seine ruhmvolle Laufbahn. Aus den Streitigkeiten mit seiner Familie, aus den Kämpfen mit den übermüthigen Großen in allen Theilen des Reichs — den kleinen Tyrannen des Landes, wie sie genannt werden — mit den aufsässigen und trotzigen Herzogen der deutschen Stämme, aus den Kriegen mit den Sachsen und Friesen, welche die Grenzen des Reichs bedrohten und von denen er mindestens die Friesen zum größten Theil sich unterwarf, — aus allen diesen Kämpfen ging er als Sieger hervor und besaß als Herzog und Fürst der Franken so vollständig die königliche Gewalt, daß es kaum bemerkt wurde, ob ein Merovinger noch den Königsnamen führte oder der Thron, wie es zeitweise der Fall war, unbesetzt stand. Was aber das Wichtigste war, es gelang Karl die Araber, die schon in das Reich eingedrungen und bis zur Loire vorgerückt waren, gänzlich auf das Haupt zu schlagen und zurückzutreiben. Im Jahre 732 — gerade hundert Jahre nach dem Tode des Propheten — erlitten die Araber bei Poitiers eine vollständige Niederlage, und als sie nach sechs Jahren abermals in die Provence einfielen, gewann Karl bei Avignon (738) und Narbonne über sie neue Siege. Das waren Thaten, die seiner Familie nicht nur die Herrschaft im Frankenreiche sichern, sondern auch die Augen der ganzen abendländischen Christenheit auf den großen Siegesfürsten richten mußten. Die Langobarden trugen sich ihm als Bundesgenossen an; der Bischof von Rom, von Langobarden und Griechen bedrängt, lieh ihm den Titel eines römischen Consuls und übersandte ihm die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus; die Christen in Spanien hofften von ihm Hülfe und Errettung aus ihrer Bedrängniß. In der von Pippin hergestellten fränkischen Monarchie war durch die Siege des ruhmreichen Karl in der That ein neuer Mittelpunkt für die ganze abendländische Welt gewonnen worden.

Digitized by Google

Nach Karls Tode (741) theilten seine Söhne das Reich, das sie schon als ihr Erbgut betrachteten. Der fähigste Sohn Karls Pippin, der Kleine mit Zunamen, gewann aber endlich die Alleinherrschaft und gedieh zur vollen Gewalt des Vaters, nachdem er in langen Kämpfen den Widerstand seines Halbbruders Grippo gebrochen hatte. Noch einmal erhoben sich gegen ihn die lokalen Gewalten, nicht mehr freilich jene kleinen Tyrannen, deren Bedeutung bereits vernichtet war, wohl aber die großen Herzoge, die sich als die Vertreter der unterworfenen Nationen ansahen. Doch unterlagen auch sie in dem ungleichen Kampfe: dem alamannischen Herzogthum wurde ein Ende gemacht, die Herzoge von Thüringen verschwanden, in Aquitanien und Baiern mußten die Herzoge wenigstens für den Augenblick sich dem mächtigen Frankenfürsten beugen. Die Einheit des Reichs wurde größer, als sie jemals gewesen. Aber nur durch eine starke Kriegsmacht ließ sie sich erhalten, und schon der Vater und Großvater Pippins hatten erkannt, daß in den germanischen Theilen des Reichs allein jene alte Tapferkeit und muthige Hingebung fortlebten, die zu großen Dingen die Kraft bieten, daß sie hier ihre Heere aufbieten müßten, wenn sie des Siegs gewiß sein wollten. Nichts ließ daher Pippin unversucht, um die überrheinischen Stämme enger mit dem Reiche zu verbinden, mit dem sie so lange nur in losem Zusammenhange gestanden hatten. Da aber schien Nichts ihm wichtiger, als diese Stämme, die noch zum Theil Heiden waren, durch das Band gleichen Glaubens und einer gemeinsamen Kirchenverfassung dauernd an die fränkische Monarchie zu knüpfen, und hier begegneten sich seine Pläne mit den Bestrebungen eines Mannes, der im Dienste Roms das Evangelium längst den heidnischen Deutschen predigte und durch ein neues Band der Gemeinschaft die germanische Welt mit Rom zu verbinden suchte. Es war Bonifacius, der Apostel der Deutschen, der Dienstmann des römischen Papstthums.

Die römische Kirche und das Königthum der Pippiniden.

Durch die Zerstörung der Römerherrschaft im Abendlande hatte auch die christliche Kirche schwere Verluste erlitten. In Gegenden, wo bereits das Christenthum tiefe Wurzeln geschlagen hatte, war es völlig wieder vernichtet worden. Die heidnischen Angelsachsen hatten in Britannien,

Digitized by Google

ſo weit ihre Macht reichte, die Kirchen zerſtört, und nur in dem weſtlichen Theil der Inſel unter den Briten, die alle Vernichtungskriege der Sachſen nie ganz hatten vertilgen können, hatte der chriſtliche Glaube eine freie Stätte behalten. Mit größter Inbrunſt griff das unglückliche Volk der Briten nach den Tröſtungen des Glaubens, und zu derſelben Zeit, wo unter den Schrecken der Völkerwanderung in Italien das Kloſterleben ſo weite Ausdehnung gewann, gedieh es auch hier im Norden zu der höchſten Blüthe. Die Klöſter füllten ſich mit Schaaren von frommen Mönchen und wurden die Mittelpunkte des geſammten religiöſen Lebens, bald auch Ausgangspunkte zahlreicher Miſſionen. Männer voll Glaubensmuth gingen von hier hinaus in die Welt und predigten den Heiden das Evangelium; unter den Picten und Scoten, im Norden ihrer Inſel und in Irland, fanden ſie bereites Gehör und gründeten ſie chriſtliche Kirchen, während die Sachſen, voll Haß gegen alles britiſche Weſen, die Worte des Evangeliums nicht nur nicht annahmen, ſondern die Diener des Herrn auf die grauſamſte Weiſe verfolgten.

Auch in den Donaugegenden, in Rätien, Noricum und beſonders in Pannonien, wo das Chriſtenthum ſchon in großem Segen geſtanden, wo von zahlreichen Biſchofsſitzen aus ſich chriſtliche Ordnungen überall hin verbreitet hatten, war es unter den Stürmen der Völkerwanderung faſt ganz verſchwunden; die heidniſchen Alamannen und Baiern hatten in die von ihnen eroberten Länder dann ihren Götzendienſt übertragen. Selbſt in den Gegenden am Rhein, an der Moſel und Maas, wo Trier, Köln und Mainz ſchon ſeit dem Anfang des vierten Jahrhunderts Biſchofsſitze und Mittelpunkte eines weitverbreiteten kirchlichen Lebens waren, hatte das Chriſtenthum lange mit den heidniſchen Ripuariern zu kämpfen gehabt, aber hier doch endlich die Oberhand behalten, als die herrſchenden Franken den Glauben Roms annahmen. Hier erhob ſich bereits Trier als Metropole und Erzbisthum über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun; eine ähnliche Stellung gewann Köln über dem Bisthum Tongern, das ſpäter nach Maſtricht und dann nach Lüttich verlegt wurde, wie Mainz über den Bisthümern von Worms, Speier und Baſel, die erſt in der fränkiſchen Zeit begründet zu ſein ſcheinen.

Einzelne Erwerbungen machte die chriſtliche Kirche nach und nach wieder, aber die Verluſte blieben ſehr bedeutend, und nirgends fühlte man dies ſchmerzlicher als in Rom, wo man ja längſt einen Anſpruch auf

Digitized by Google

die kirchliche Herrschaft über die ganze Christenheit zu haben glaubte. Denn bereits in den letzten Zeiten des abendländischen Reichs hatte das römische Bisthum als die Kirche des heiligen Petrus, des Ersten der Apostel, unter den anderen Patriarchaten einen allgemein anerkannten Vorrang und eine gewisse schiedsrichterliche Gewalt über alle Kirchen erlangt; Beschlüsse von Synoden und kaiserliche Befehle hatten den Primat Petri förmlich anerkannt und den Päpsten eine allgemeine Oberleitung der gesammten Kirche zugesprochen. Aber die nachfolgenden Ereignisse hatten Rom gewaltige Einbußen an der schon gewonnenen Macht erleiden lassen. Auf der einen Seite wurde die rechtgläubige Kirche im Abendlande vom Arianismus und dem Heidenthum der siegreichen Germanen zurückgedrängt; auf der anderen Seite schloß sich die griechische Kirche, die sich in der Sprache, in der Auffassung des Lehrbegriffs und dem Ceremoniel von der lateinischen mehr und mehr trennte, immer enger an den Patriarchen von Constantinopel an, dem schon seit geraumer Zeit der erste Rang nach dem Bischof von Rom angewiesen war und der durch die Nähe des Kaisers ebenso sehr gehoben wurde, wie mit der politischen Bedeutung Roms die geistliche Autorität des dortigen Bischofs sank. Als dann der Arianismus erstarb und die germanischen Eroberer sich der katholischen Kirche zuwandten, stieg zwar im Abendlande überall das Ansehen der Landesbischöfe zu einer früher niemals erreichten Höhe, doch blieb dies bei der Spaltung der abendländischen Welt und der abgesonderten Stellung der einzelnen Landeskirchen zunächst für den römischen Bischof ohne erhebliche Folgen. Wie sehr sich auch des Papstes Macht in der Stadt und dem unmittelbaren Gebiete Roms hob, der Primat Petri hatte im Abendlande fast alle Anerkennung verloren.

Die bischöflichen Kirchen in den germanischen Reichen bestanden ohne jede andere Aufsicht, als die des Staates; denn selbst die Gewalt der Metropoliten war fast überall in Verfall gerathen. Ohne geistliche Aufsicht versanken die Bischöfe fast ganz in die weltlichen Interessen der Herrscher. Die Concilien gestalteten sich beinahe wie Reichsversammlungen und schmolzen mit diesen zusammen; die Geistlichkeit stellte sich als eine ebenbürtige Aristokratie dem Kriegsadel zur Seite und stritt mit ihm um den Einfluß auf die Person der Könige und die Geschicke der Reiche. Und wenn es schon als der erste und der hauptsächlichste Zweck des Staates hingestellt wurde, die christliche Kirche zu schirmen,

Digitized by Google

sahen die Bischöfe diesen Schutz hauptsächlich in der Erhaltung und Vermehrung des Kirchenguts. Die reichsten und schönsten Besitzungen fielen ihnen zu, für die sie durch königliche Privilegien nicht allein Freiheit von den öffentlichen Lasten, sondern bald auch Befreiung vom Zutritt der öffentlichen Beamten und Gerichtsbarkeit durch eigene Schirmvögte erhielten.

So war es auch im fränkischen Reiche, und schon etwa hundert Jahre nach der Begründung desselben brach König Chilperich in die Klage aus: „Unser Schatz ist verarmt und aller Reichthum den Kirchen zugefallen; unsere Macht ist dahin und aller Orten herrschen die Bischöfe." Diese fränkischen Bischöfe führten meist ein völlig weltliches Leben; es bekümmerte sie die Predigt des Evangeliums in ihren Gemeinden wenig, noch weniger die Mission unter den Heiden, obwohl sie doch fast inmitten derselben wohnten. Nicht von ihnen wurde das Christenthum in den alamannischen Gegenden, so nahe sie ihnen auch lagen, wieder erweckt, sondern von schlichten irischen Mönchen geschah es, die aus Liebe zum Herrn die Heimath verließen, um das himmlische Licht den Völkern zu bringen, die noch im Schatten des Todes wandelten.

Einer dieser Iren, Fridolin mit Namen, predigte am oberen Rhein und gründete auf einer Rheininsel das Kloster Seckingen; ein anderer, Columban, lehrte mit seinem Schüler Gallus am Bodensee, wo bald das berühmte nach Gallus benannte Kloster erstand; ein dritter, Trudpert, wurde der Apostel des Breisgaus. Allmählich wurde im siebenten Jahrhundert ganz Alamannien christlich; längst eingegangene Bisthümer lebten auf und neue wurden begründet; es ordneten sich die Sprengel von Straßburg, Basel, Constanz und Chur, zu denen später noch das Bisthum Augsburg hinzutrat. Auch nach Baiern drangen dann die irischen Missionen vor. Als der erste Apostel der Baiern wird allerdings ein fränkischer Bischof gefeiert, der heilige Rupert, ein Verwandter des Merovingischen Hauses, dem das Bisthum Worms übertragen war. Er war es, der die Kirche des h. Petrus zu Salzburg um das Jahr 700 in das Leben rief. Doch einer der nächsten und bedeutendsten Nachfolger Ruperts war ein irischer Mönch, mit Namen Virgilius. Von dem Kloster Hy auf der kleinen Hebrideninsel Jona war er ausgegangen; immer blieb er in Verbindung mit diesem Kloster, von dort ließ er sich seinen Gehülfen Dobdagrek kommen. In Ostfranken und Thüringen wurde durch einen irischen Mönch, den Priester Kilian, der mit seinen Gefährten Coloman und Totnan sich auf die Wanderung

Digitized by Google

gemacht hatte, zuerst das Evangelium gepredigt; in Würzburg haben sie hier das erste Kloster errichtet. Zahlreiche andere geistliche Stiftungen rühren von diesen wandernden Iren her, die überall den Samen des göttlichen Worts ausstreuten, wo sie auf Frucht rechnen konnten, aber auf feste kirchliche Ordnungen weniger Gewicht legten, als die römische Kirche, und mit dem Papste zu Rom in keiner unmittelbaren Verbindung standen.

Indessen so das Christenthum tiefer und tiefer in die deutschen Länder eindrang, waren auch die Angelsachsen bereits demselben gewonnen. Papst Gregor der Große hatte seinen Klosterbruder Augustinus mit vierzig Begleitern zu ihnen geschickt, und König Aethelbert von Kent, der aus den Händen der verhaßten Briten das Christenthum verschmäht hatte, nahm es willig von den Römern an. Noch etwa sechzig Jahre kämpfte das römische Bekenntniß dann theils mit den heidnischen Lehren der Angelsachsen, theils mit den freieren Formen und Ansichten der britischen Kirche; da entschied sich endlich König Oswiu und mit ihm alle Angelsachsen offen für Rom (664), weil der heilige Petrus den Schlüssel zur Himmelspforte besitze und sie von ihm, wenn sie dereinst an dieselbe klopfen würden, nicht zurückgewiesen sein wollten. Es war gleichsam ein persönliches Verhältniß, das sie mit dem heiligen Petrus schlossen. Alle religiösen Unterweisungen suchten und erhielten sie fortan von Rom. Geistliche und Laien pilgerten schaarenweise zum Grabe Petri; eine Schule zur Bildung angelsächsischer Geistlicher wurde in Rom angelegt und zum Unterhalt derselben der Romschoß, von jedem Hause im Lande ein Pfennig, erhoben; die Kirchen und Schulen wurden daheim nach den Vorschriften des Papstes geordnet. Ganz England diente fast in gleichem Sinne jetzt dem heiligen Petrus und seinem Nachfolger, dem römischen Bischof, wie Chlodovech einst mit seinen Franken sich dem Herrn Christus geweiht hatte.

Bald gingen nun auch angelsächsische Priester und Mönche, der Spur ihrer irischen Vorgänger folgend, über die See zu den heidnischen Deutschen und verbreiteten hier mit dem Evangelium zugleich die Verehrung des heiligen Petrus. Zuerst waren die Absichten der angelsächsischen Missionare auf die ihnen stammverwandten Friesen und Sachsen gerichtet. Nach mehreren unglücklichen Versuchen gelang es Willibrord, dem Christenthum unter den Friesen eine bleibende Statt zu gewinnen, und nachdem er vom Papst schon lange zum Bischof der

Digitized by Google

Friesen ernannt war, gaben ihm die Siege Karl Martells einen festen Bischofssitz zu Utrecht (719). Unter Willibrords Gefährten zeichneten sich durch lebendigen Eifer für die Mission der schwarze und der weiße Ewald aus, die den Sachsen predigten, aber den Tod der Märtyrer starben; mehr noch Winfried, ein Angelsachse aus Kyrton in Wessex, der dazu bestimmt war endlich der deutschen Kirche feste Ordnungen zu geben, sie aber zugleich mit den stärksten Banden an Rom zu fesseln.

Nach den Vorschriften Roms und in der genauesten Verbindung mit Papst Gregor II., der ihm den Namen Bonifacius beigelegt hatte, begann Winfried sein großes Missionswerk im Innern der deutschen Länder. Ostfranken, Thüringen, Hessen und Friesland waren das weite Feld seiner reichen Glaubensthätigkeit, indem er theils das Christenthum hier zuerst anpflanzte, theils die schwachen Keime aus früherer Predigt pflegte, theils die Auswüchse freierer Lehren und Formen, die Rom nicht dulden wollte, beseitigte und ausmerzte. Das Heidenthum erstarb nun allmählich in diesen Ländern; an der Stelle der heiligen Eichen, die Bonifacius oft mit eigener Hand fällte, entstanden christliche Bethäuser; den heidnischen Opfermahlzeiten wurde für immer ein Ende gemacht. Das eifrige Wirken Winfrieds erkannte Papst Gregor III. an und ernannte ihn zum Erzbischof der neubekehrten Länder, womit er ihm zugleich die Vollmacht ertheilte, die bischöflichen Kirchen in denselben einzurichten. Aber Karl Martell lieh den Rathschlägen Winfrieds nicht ein so geneigtes Ohr, als es der Papst erwartet hatte. Gewogener zeigte sich ihm Herzog Odilo von Baiern, der im Jahre 739 die bischöflichen Kirchen von Salzburg, Passau, Regensburg und Freising durch Bonifacius ordnen ließ; aber noch bei weitem wichtiger wurde, daß der Sohn Karl Martells, Pippin, sich von der Wirksamkeit dieses angelsächsischen Mönchs die größte Förderung seiner eigenen Absicht, die deutschen Stämme der fränkischen Monarchie fester zu vereinen, versprach und sich deshalb sogleich mit dem größten Eifer desselben annahm.

Sofort wurden nun in den neubekehrten Gegenden Bisthümer gestiftet: Würzburg für Ostfranken, Büraburg für Hessen, Eichstädt für die im Norden der Donau belegenen Gegenden des Nordgaus, Erfurt für Thüringen, von denen Erfurt und Büraburg später mit Mainz vereinigt sind. Schon im Jahre 742 saß Bonifacius als Erzbischof einer Versammlung deutscher Bischöfe vor, wie sie in den nächsten Jahren fast regelmäßig dann abgehalten wurde. Die Einführung römischer

Digitized by Google

gottesdienstlicher Ordnungen, römischer Kirchenzucht, der bischöflichen Hierarchie, der von Rom gebilligten Klosterregel des heiligen Benedict, vor Allem aber die Anerkennung des Primats Petri — das war hier und auf den folgenden Synoden der Gegenstand aller Beschlüsse. „Wir haben" — schreibt Bonifacius von einer solchen Synode — „beschlossen und bekannt bis an unser Ende an dem katholischen Glauben festzuhalten, wie an der Einheit und dem Gehorsam gegen die römische Kirche; wir haben ferner beschlossen dem heiligen Petrus und seinem Nachfolger unterthan zu sein, als Metropoliten das Pallium von dem Stuhle Petri nachzusuchen und in allen Stücken den Vorschriften desselben Folge zu leisten, wie es recht und billig ist. Dies unser Bekenntniß haben alle angenommen und unterschrieben, wir haben es zum Grabe des heiligen Petrus geschickt, und der Papst mit der römischen Kirche hat es mit Freude empfangen." 748 wurde Bonifaz Mainz als erzbischöflicher Sitz angewiesen, und nicht nur die neugestifteten Bisthümer ihm untergeben, sondern auch ältere, wie Worms, Speier und Utrecht; selbst Köln mit Tongern wurde auf einige Zeit von Mainz abhängig. Und schon erstreckte sich die Wirksamkeit des rastlosen Mannes sogar über die Grenzen der deutschen Länder hinaus auf die Verfassung der ganzen fränkischen Kirche. Auch in den romanisirten Theilen des Reichs stellte er überall den gelösten Metropolitanverband her und versetzte die Erzbischöfe in Abhängigkeit von Rom, indem sie das Pallium von dort zu holen angewiesen wurden. Erst dadurch gelangte der Primat Petri im Abendlande von Neuem zu allgemeinerer Anerkennung; ja es wurde ihm fortan in England und im ganzen Frankenreich eine bei weitem größere Bedeutung beigelegt, als er jemals vordem besessen hatte.

So erhob sich das römische Bisthum zu einer weithin anerkannten Stellung gerade zu derselben Zeit, als die fränkische Monarchie sich verjüngte, und die germanischen Stämme, welche sich am reinsten erhalten hatten, waren es, die den beiden neu aufstrebenden Mächten hauptsächlich die Kräfte zu diesem bedeutsamen Aufschwunge darboten. Nahe bei einander lagen die Wurzeln, von denselben Quellen genährt, aus denen zwei kräftige Stämme in wunderbar schnellem Wachsthum emporschossen.

Um ungehindert die neue ihnen vorgezeichnete Bahn beschreiten zu können, mußten der fränkische Hausmeier und der römische Bischof noch

Digitized by Google

in gleicher Weise sie lange zwängende Fesseln zerreißen: Pippin mußte die Merovinger vom Throne entfernen und denselben für sein Geschlecht in Besitz nehmen, der Papst dagegen sein bisheriges Verhältniß zu dem Kaiser zu Constantinopel, der noch immer sein Herr war, auf immerdar lösen. Beide waren zur That entschlossen, und gerade, indem sie zu derselben schritten, wurden sie erst recht inne, wie eng ihre Interessen verbunden waren; gegenseitiges Bedürfniß trieb sie zu einer der wichtigsten und folgenreichsten Verbindungen für die Geschichte der Menschheit.

Im Jahre 751 entthronte Pippin, nachdem er die Billigung des Papstes für diesen Schritt gewonnen hatte, den letzten König aus dem Merovingischen Geschlecht und schickte ihn in ein Kloster; nach alter Weise ließ er sich dann auf dem Märzfelde zu Soissons von den Franken zum König wählen und auf den Schild erheben, nach neuer Weise aber von den Bischöfen des Reichs salben, um der gegen das Herkommen gewonnenen Königsmacht eine besondere Weihe zu geben. Als wenige Jahre darauf Papst Stephan III. schutzflehend nach Frankreich kam, wiederholte er selbst, Petri Nachfolger, an Pippin die Salbung und weihte ihn und seine Söhne Karl und Karlmann zu Königen der Franken (754); unter Androhung aller zeitlichen und ewigen Strafen ermahnte er das Volk, dem neuen König unverbrüchlich die beschworene Treue zu halten.

Aber unverzüglich verlangte der Papst für solche Dienste den Gegendienst. Vor der Macht des Langobardenkönigs Aistulf hatte er aus Rom weichen müssen. Obwohl Aistulf auch die griechischen Besitzungen im nördlichen Italien mit Gewalt an sich gerissen hatte, obwohl der Kaiser der natürliche Verbündete und Schutzherr des Papstes gewesen wäre, konnte dieser doch — soweit war die Spaltung gediehen — auf Beistand von Constantinopel nicht mehr rechnen und mußte sich dem Franken in die Arme werfen; mit dem dunklen und vieldeutigen Namen eines Patricius der Römer begrüßte er seinen neuen Schutzherrn und bat ihn um thatkräftigen Beistand.

Und wie hätte Pippin nun zaudern können die Rechte des heiligen Petrus und Roms gegen die anwachsende Macht der Langobarden zu vertheidigen? In zwei Feldzügen nöthigte er Aistulf alle seine Eroberungen auszuliefern; mit ihnen auch den Exarchat und die Pentapolis, d. h. den ganzen Küstenstrich südlich von der Pomündung bis nach An-

Digitized by Google

cona hin, vom Reno und dem Rücken des Apennin im Westen begrenzt, ein Land, das bis dahin dem griechischen Reiche gehört hatte. Durch eine Schenkung überließ Pippin diese Gegenden dem heiligen Petrus, der römischen Kirche, d. h. dem Papste, und, wie es weiter lautet, dem römischen Reiche — nicht dem Ostreiche, wie Pippin ausdrücklich erklärte, sondern dem Westreiche, auf dessen Herstellung seine Gedanken unfraglich schon damals gerichtet waren. Auch darüber kann kaum ein Zweifel obwalten, daß Pippin als Patricius bereits in Rom selbst schutzherrliche Rechte geübt hat. Oefters bedurfte seines Beistandes der Papst, der bald mit der aufrührerischen Bevölkerung der Stadt, die seiner tumultuarisch erworbenen Herrschaft widerstrebte, bald mit den Langobarden und „den gottlosen und ketzerischen" Griechen im Streite lag und nur mit Mühe zum Besitz der geschenkten Landschaften und Städte gelangte.

Augenscheinlich war es, daß der Papst ebenso einer starken weltlichen Macht von Nöthen hatte, die ihn in seinen Ansprüchen stützte, wie Pippin einer allgemein anerkannten geistlichen Gewalt, welche sein neues Königthum sicherte und durch das Band der Kirche die widerstrebenden Elemente seiner Herrschaft zusammenhielt. Der deutsche Kriegsfürst und der römische Bischof bedurften sich in gleicher Weise einander und mußten sich zu dauerndem Bunde die Hände reichen.

Der Herstellung eines abendländischen Kaiserthums reifte Alles zu, eines neuen Römerreichs, in dem Germanien aber nicht eine unterworfene Provinz, sondern Kern und Mittelpunkt war. Und schon strahlte im Glanze jugendlichen Lebens das Haupt, dem die neue Kaiserkrone bestimmt war.

9.

Herstellung des abendländischen Kaiserthums.

Wie lange hatte jener den germanischen Völkern tief innewohnende Trieb, in enger begrenzten Kreisen das Leben zu gestalten, zerstörend auf die Staaten des Abendlandes gewirkt, wie oft waren kaum beginnende Bildungen gehemmt oder gänzlich vernichtet worden, und wie

Digitized by Google

groß zeigte sich nicht stets von Neuem die Gefahr, daß die ganze bisherige Entwicklung Europas zuletzt doch der Vernichtung verfallen könnte, daß nicht die Kultur des Alterthums allein, sondern mit ihr selbst das Christenthum, schon von den Aposteln hier auf den fruchtbarsten Boden gepflanzt, von fanatischem Unglauben mit der Wurzel ausgerottet würde. Jahrhunderte schreckbarer Finsterniß — wer kann es leugnen! — waren den Zeiten der germanischen Eroberung gefolgt, und jene Freiheit, welche die deutschen Kriegsschaaren der Welt zurückgaben, schien eher zum Fluch als zum Segen der Menschheit auszuschlagen; kaum leuchtete aus dem Dunkel noch hier und da ein matter Schimmer auf, der die Hoffnung ließ, daß die Sonne doch endlich wieder die Wolken durchbrechen müsse.

Aber schon nahte eine bessere Zeit, wo sich die zerstreuten Kräfte wieder sammelten, wo sich zusammenschloß, was sich so lange geflohen hatte, wo sich das Abendland wieder in großartiger Einheit darstellte und sich dann zeigte, daß Keime lebendigeren Glaubens und höherer Gesittung in dem von dem Eisen der Germanen umackerten Boden lagen und aus ihm aufschossen, als je vordem auf diesem Grunde gediehen waren. Die germanischen und romanischen Nationen traten einer inneren Verschmelzung in allen ihren staatlichen und kirchlichen Verhältnissen näher und näher, und wie zersetzend bis dahin auch germanisches Wesen gewirkt haben mochte, Germanen waren es jetzt, welche die Einigung des Abendlandes förderten und zum Ziele führten. Dem Angelsachsen Winfried war es gelungen, die fränkische Kirche mit der Verehrung des heiligen Petrus zu erfüllen, und wie sich die Franken einst unter Chlodovech Christus zu eigen geweiht hatten, so gaben sie sich jetzt dem Ersten der Apostel als Dienstmannen hin: sie bereiteten nun dem Bischofe zu Rom, den sie als den Nachfolger und Stellvertreter des Apostelfürsten anerkannten, die Wege zur Herrschaft über die Kirche des ganzen Abendlandes. Und während sich die Kirche unter der Leitung eines gemeinsamen Oberhauptes mehr und mehr einheitlich gestaltete, erhob sich auf den Grenzen Galliens und Germaniens ein neues Herrscherhaus, das nicht nur in diesen Ländern schnell alle Fülle der Gewalt gewann, sondern auch bereits tief in die Angelegenheiten Italiens eingriff und dadurch, so weit die abendländische Christenheit reichte, zu einer außerordentlichen Machthöhe aufstieg. Ueberall begegneten sich fortan die Interessen des Papstthums und dieses neuen Kö-

Digitized by Google

nigshauses: im Kampfe gegen einander würden sie sich nicht allein geschwächt, sondern ihre ganze Zukunft vernichtet haben, im Bunde mit einander erstarkten sie mit jedem neuen Schritte, den sie vorwärts thaten, und mußten an das Ziel der staatlichen und kirchlichen Einigung des Abendlandes mit Nothwendigkeit gelangen. An weltumfassenden Anschauungen hat es Rom nie gefehlt, auch nicht den Päpsten jener Zeit; es bedurfte nur eines Fürsten auf dem fränkischen Thron, der sich über die Beschränktheit der deutschen Natur zu großen politischen Ideen erhob, um diese Entwicklung zum Abschluß zu bringen. Dieser Fürst wurde der Welt in Karl dem Großen gerade im rechten Augenblick geschenkt. Glänzendere Herrschergaben haben sich selten in einem Manne vereinigt, und vielleicht nie hat das Genie eines Regenten eine günstigere Zeit zu unsterblichen Thaten gefunden.

Karl folgte als Jüngling seinem Vater auf den Thron (768); er war damals sechsundzwanzig Jahre alt, und viel fehlte daran, daß alle Vorzüge seiner reichen Natur bereits entwickelt gewesen wären. Aber von früh an erkannte man in ihm jene eiserne Willenskraft, jene rastlose Thätigkeit, jenen dem Höchsten zustrebenden Sinn und jene Bildsamkeit des Geistes, die ihn den ersten Fürsten aller Zeiten an die Seite gesetzt haben. Die Natur hatte Alles für ihn gethan. Ein stattlicher Körper bei dem schönsten Ebenmaß der Glieder, klare Augen, gewinnende Gesichtszüge, Wohllaut der Stimme, ein durch und durch männliches Auftreten fesselten die Aufmerksamkeit und die Neigung der Menschen beim ersten Blick an ihn. Nie hemmte der Leib die Thätigkeit seines Geistes; mehr als dreißig Jahre seiner Regierung hat ihn keine Krankheit befallen, obwohl er sich niemals schonte, keine Rast bei der Arbeit kannte. Oft stand er des Nachts vier- bis fünfmal von seinem Lager auf und wandte sich den gerade vorliegenden Arbeiten zu; selbst beim Ankleiden verhandelte er über die Geschäfte mit seinen Räthen oder ließ Parteien vor, die seinen Richterspruch suchten; beim Mahle ließ er sich geschichtliche oder theologische Bücher vorlesen: jede Stunde wußte er zu nutzen. Dabei war er stets klaren und freien Sinns; nie hat er im Unmuth ein Unrecht begangen. Im engen Kreise der Seinen fühlte er sich glücklich und besorgte mit gewissenhaftester Sorgfalt den eigenen Haushalt; aber sein Blick erfaßte mit derselben Sicherheit und Klarheit das Entfernteste, wie das Nächste. Die Lage der Welt lag nicht minder durchsichtig vor ihm, wie das seinem leiblichen Auge Er-

Digitized by Google

reichbare; mit gleicher Befriedigung lebte er in den großen Dingen, wie in den nächsten Interessen seiner Familie. Die Athener haben an Themistokles, dem größten Helden, den ihre Stadt erzeugte, vor Allem jene geistige Kraft bewundert, die ihn auch ohne tiefere Bildung überall das Richtige erkennen ließ; dieselbe wunderbare angeborene Unterscheidungsgabe wohnte Karl bei. Im Waffendienst erzogen, lernte er erst als König die Anfangsgründe der Wissenschaften, wie sie jener Zeit überliefert waren, und blieb selbst im Alter in ihnen ein Schüler. Aber ob die Spuren altgermanischer Barbarei unvertilgbar seinem Geiste anhafteten, es gab doch in den Verhältnissen von Staat und Kirche keine Aufgabe so schwierig und verwickelt, daß sein Scharfblick sie nicht gelöst hätte. Man kann behaupten, jedes wichtige Problem, mit dem sich in den folgenden Jahrhunderten die Staatskunst abmühte, hat seinen Geist schon beschäftigt.

Die Verhältnisse gestalteten sich bei seiner Thronbesteigung nicht sonderlich günstig. Die neue Dynastie hatte von der alten jene unglückliche Erbfolgeordnung übernommen, die abermals zu einer Reichstheilung führte; Karl mußte sich im Anfange mit seinem Bruder Karlmann über die Herrschaft auseinandersetzen, und bald geriethen die Brüder in ärgerliche Streitigkeiten. Ueberdies hatte Karl seiner Mutter zu Liebe eine Tochter des Langobardenkönigs Desiderius geheirathet: diese Verbindung drohte zugleich auch den Bund mit Rom zu lösen und hinderte Karl auf dem Wege seines Vaters fortzuschreiten. Aber bald hoben sich alle Hemmnisse. Karlmann starb schon im vierten Jahre seiner Regierung, und die Franken schlossen dessen Söhne von der Nachfolge aus; Karl trennte sich von der Langobardin, und das alte Verhältniß zu Rom stellte sich sofort her. Seitdem verfolgte Karl mit voller Entschiedenheit die Bahn, welche die begonnene Entwicklung der Dinge dem fränkischen Königthume gewiesen hatte.

Jede selbstständige Gewalt, die sich noch in dem alten Reiche der Merovinger zu behaupten wagte, wurde überwältigt. In Aquitanien hielt sich noch ein erbliches Herzogthum, von Pippin bekriegt, nicht besiegt: Karl machte demselben ein Ende. Die Britannen widerstrebten seit Jahrhunderten dem Gebot der Frankenkönige: ihr Widerstand wurde nach langen Kämpfen gebrochen. Baiern bestand unter dem Agilolfinger Tassilo noch als besonderes Herzogthum und hatte sich bereits unter Pippin wieder trotzig erhoben: Tassilo wurde gedemüthigt, und wenn

Digitized by Google

er seine Gewalt noch längere Zeit bewahrte, so dankte er es nur der persönlichen Freundschaft Karls und der Verwendung des Papstes; endlich mußte auch er weichen und in ein Kloster gehen (788).

Es war eine Lebensfrage für das neue Königshaus, welches seine Macht vor Allem auf die deutsch gebliebenen Theile des Reichs begründet hatte, der Freiheit des sächsischen Stammes ein Ende zu machen. Seit Jahrhunderten von den Frankenkönigen bekriegt und oft in blutigen Schlachten besiegt, hatten die Sachsen sich doch von jeder Niederlage wieder erhoben und in den letzten Zeiten sogar allgemach ihre Herrschaft im Südwesten weiter gegen das Frankenland ausgedehnt. Jeder Aufstand gegen die fränkische Königsherrschaft fand bei ihnen, dem letzten freien deutschen Stamme, bereitwillige Unterstützung; auch die Ausbreitung des Christenthums in den inneren deutschen Ländern, von den Königen jetzt zur Befestigung ihrer Herrschaft auf alle Weise begünstigt, wurde durch die Sachsen gehemmt. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Pippin unaufhörlich mit diesem Volke gekämpft; Karl übernahm den Krieg als eine Erbschaft vom Vater, entschlossen um jeden Preis ihn durchzuführen, um die Königsherrschaft und das Christenthum für ewige Zeiten unter allen Germanen zu sichern. In der Bezwingung des letzten freien und heidnischen deutschen Stammes erkannte er die Hauptaufgabe seines Lebens.

Seit einem halben Jahrtausend hatten die inneren Verhältnisse bei den Sachsen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, keine wesentliche Veränderung erfahren. Die alte Volksfreiheit hatte sich gegen die Königsherrschaft, der alte Glaube gegen das Christenthum hier behauptet, die Sitte der Vorderen war treu bewahrt; die Sachsen jener Zeit waren noch die ächten Söhne der Cherusker, die einst Armin gegen die Römer führte. An der Spitze der nicht sehr umfangreichen Gaubezirke, in welche das Land zerfiel, standen wie in den Urzeiten Gaufürsten, von den Gemeinden gewählt, um das Gericht zu hegen und den Heerbann zu führen. Eine gemeinsame Obrigkeit für das ganze Volk fehlte, aber alljährlich versammelte sich zu Marklo an der Weser die große Landesgemeinde, zu der von allen Gauen aus den drei freien Ständen des Volkes Abgeordnete erschienen. Hier wurden die allgemeinen Angelegenheiten berathen, hier über Krieg und Frieden entschieden und Herzoge erwählt, wenn das Heer gegen einen Landesfeind zu führen war. Dem Stande nach zerfielen die freien Männer des Volkes in

Digitized by Google

die nicht sehr zahlreichen, aber mächtigen Edlinge, die Frilinge, d. h. die Vollfreien, und die Laffen, eine zahlreiche Klasse abhängiger Männer ohne eigenen Besitz, die aber persönliche Freiheit genossen. Geographisch schieden sich die Sachsen in die Westfalen an der Sieg, Ruhr und Lippe, wie auf beiden Seiten der Ems, in die Engern an beiden Ufern der Weser bis zur Leine hin und in die Ostfalen bis zur Elbe; von ihnen werden noch die Nordleute oder Nordalbinger unterschieden, die auf der rechten Seite der unteren Elbe bis zur Eider hin jene Gegenden behauptet hatten, in denen zuerst der Sachsenname gehört worden war.

Ein großes kampflustiges und streitbares Volk in ungebrochener Naturkraft, voll wilden Freiheitstrotzes und barbarischer Verschlagenheit war es, gegen das Karl seine Waffen hier wendete. Allerdings war es ohne feste Einheit und starken Zusammenhalt und deshalb in einzelnen Kämpfen unschwer zu besiegen; aber alle einzelnen Siege trugen wenig für die endliche Entscheidung des Krieges aus, Gau für Gau mußte unterworfen, eine Gemeinde nach der anderen einzeln vernichtet werden. Der Krieg, den Karl gegen die Sachsen führte, war derselbe, in dem einst die Römer unterlegen waren; gegen dieselben Stämme, in denselben Gegenden wurde er geführt, und auch jetzt galt es die germanische Freiheit der Herrschaft eines Einzelnen zu beugen und der Verbindung eines großen Reichs einzufügen. Aber zugleich war der Krieg nun ein Kampf für den Glauben der Christen: mit den Reliquien der Heiligen zog Karl in den Kampf, Missionare begleiteten den Zug seiner Reisigen.

Auf dem Maifelde zu Worms wurde im Jahr 772 der Krieg gegen die Sachsen beschlossen. Das Heer zog aus. Die Eresburg, die Hauptfeste der Sachsen an der Diemel, wo jetzt Stadtberge liegt, wurde genommen; der geweihte Bezirk im Eggegebirge, wo die Irminsul stand — ein gewaltiger Stamm, der nach dem Glauben der Sachsen das All trug, — fiel der Zerstörung anheim; alles Land bis zur Weser wurde mit Feuer und Schwert verwüstet. Die Sachsen wagten sich den kriegsmächtigen Franken nicht zum offenen Kampfe zu stellen, und als diese tiefer in das Land drangen, gelobten die meisten Gaue Unterwerfung und gaben dem Könige Geiseln. Christliche Priester durchzogen sofort das Land und predigten mit dem Christenthum Unterwerfung unter die Königsherrschaft der Franken. Sie predigten tauben Ohren; kaum hatte Karl die sächsischen Grenzen verlassen, so erhob sich das Volk zu Hauf,

Digitized by Google

besetzte die Eresburg wieder, nahm die Siegburg an der Ruhr ein und überfiel das fränkische Gebiet.

Im Jahre 775 mußte Karl den Krieg von Neuem beginnen. Er gelobte das „treulose und eidbrüchige" Volk der Sachsen zu unterwerfen oder für immerdar zu vernichten. Alle Streitkräfte seines Reichs hatte er aufgeboten und rückte mit ungeheurer Heeresmacht in Sachsen ein. Im offenen Kampfe stellte sich auch jetzt der Feind nirgends den Franken; nur einmal wagten die Westfalen, von Widukind geführt, einen nächtlichen Ueberfall. Karls Heer drang unter schrecklichen Verheerungen bis zur Oker vor; die Ostfalen, Westfalen, Engern unterwarfen sich und stellten Geiseln. Und doch war die Unterwerfung des Landes noch nicht entschieden. Sobald Karl das Land verlassen hatte, erhob sich der Feind ihm im Rücken und nahm die kaum gewonnene Siegburg von Neuem. Da kehrte der König mit unwiderstehlicher Heeresmacht im Jahre 776 zurück. Die Sachsen gaben sofort jeden Widerstand auf; kaum war Karl bis zu den Quellen der Lippe gelangt, so gelobten sie Annahme des Christenthums und Unterwerfung; Viele fügten sich sogleich der Taufe. Karl ließ nun Zwingburgen in Sachsen bauen, nahm selbst einen längeren Aufenthalt daselbst und hielt zu Paderborn das Maifeld im Jahre 777. Der Adel und die freien Männer des Landes erschienen hier vor dem mächtigen König; kein Widerstand wurde laut, aller Trotz schien gebrochen. Die Sachsen gelobten, unweigerlich den Befehlen des Königs zu gehorchen, fehlten sie in der Pflicht, so möchte er ihnen ihre Freiheit und ihr Land auf immer entziehen. Schaarenweise ließ sich das Volk jetzt taufen; Sachsen schien in der That unterworfen. Nur Widukind, in dem etwas vom Geiste Arminis lebte, wollte sich nicht dem Franken beugen und flüchtete sich zu dem Dänenkönig Siegfried.

Nichts war Karl hinderlicher, um seine Erfolge in Sachsen zu sichern und die Herrschaft hier schnell zu befestigen, als die Kriege, die er als Bundesgenosse des Papstes gleichzeitig gegen die Langobarden zu führen hatte. König Desiderius war durch die Scheidung seiner Tochter Karls erbittertster Feind geworden; freudig hatte er die vom Throne ausgeschlossenen Söhne Karlmanns bei sich aufgenommen, sie als Frankenkönige anerkannt und vom Papst Hadrian ihre Salbung verlangt. Aber was Desiderius auch that, um den Papst von Karl zu trennen, der Papst blieb „demanthart"; selbst da wankte er nicht, als Desiderius mit Heeresmacht gegen Rom anzog und den größten Theil der von

Digitized by Google

Pippin dem heiligen Petrus geschenkten Städte besetzte. Der Hülferuf des Papstes erging im Jahre 773 an Karl, und dieser zögerte keinen Augenblick ihm zu folgen. Die Alpenpässe wurden schlecht vertheidigt; ohne erheblichen Widerstand drang Karl in die lombardische Ebene ein. Auch hier widersetzte sich Desiderius nicht in einer offenen Feldschlacht, sondern beschränkte sich auf die Vertheidigung seiner Städte, die einzeln belagert werden mußten.

Während das fränkische Heer hiermit beschäftigt war, begab sich Karl Ostern 774 nach Rom, um sich als ihr Patricius der Stadt zu zeigen und persönlich seinen Bund mit dem Papst zu erneuern. Mit allen Ehren, die bei dem Einzug eines Exarchen oder Patricius des griechischen Kaisers üblich waren, wurde er empfangen. An der Peterskirche trat ihm der Papst entgegen; unter dem Gesange: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ schritten beide zum Grabe des Apostels und beteten hier vereint. Dann wurde das Osterfest mit der größten Pracht begangen und nach demselben dem Papste von Karl die Schenkung seines Vaters nicht nur bestätigt, sondern noch durch neue Verleihungen erweitert. Karl erklärte, wie einst sein Vater, er habe den Kriegszug gegen die Langobarden nicht um Gold oder Silber, Land und Leute zu gewinnen unternommen, sondern nur um die Rechte des heiligen Petrus zu schützen und zur Erhöhung der römischen Kirche. Wenn aber der Papst hieraus die Hoffnung schöpfte, Karl werde alle die Theile des langobardischen Reichs, auf die Rom nach einem einst von Pippin gegebenen, aber unerfüllt gebliebenen Versprechen Ansprüche erhob, dem heiligen Petrus übergeben, so fand er sich bitter enttäuscht. Denn als nach langer Belagerung Pavia fiel und Desiderius in die Gewalt seiner Feinde gerieth, ließ Karl sich selbst von den Langobarden huldigen und nannte sich fortan „König der Franken und Langobarden“. Desiderius wurde als Mönch in ein fränkisches Kloster geschickt.

Das Verhältniß Karls zum römischen Bisthum wurde, seitdem er ein ausgedehntes Reich in Italien gewonnen hatte und der mächtige Nachbar des Papstes geworden war, der selbst nach der weltlichen Herrschaft hier strebte, wesentlich geändert. An Reibungen fehlte es fortan nicht; Ansprüche mancherlei Art wurden gegenseitig erhoben und zurückgewiesen. Aber der Gang der Dinge machte es unmöglich, daß sich der durch alle Forderungen der Zeit gebotene Bund lockerte oder löste. Schon im Jahre 776 zeigte sich von Neuem, wie untrennbar das In-

Digitized by Google

teresse des Papstes mit der Macht des Frankenkönigs verknüpft war. Desiderius Sohn, Adelchis, der sich nach Constantinopel geflüchtet hatte, bedrohte Italien; es unterstützte ihn sein Schwager Arichis, der stolze, noch unbezwungene Herzog von Benevent; andere langobardische Herzoge standen mit beiden im geheimen Bunde. Der Papst war nicht minder gefährdet als die Herrschaft der Franken. Da eilte Karl abermals über die Alpen. Die drohende Gefahr wurde durch sein kraftvolles Auftreten schnell unterdrückt, neuen Aufständen durch eine Umgestaltung aller Verhältnisse des langobardischen Reichs vorgebeugt. Die herzogliche Gewalt wurde bis auf Spoleto, wo der Papst oberherrliche Rechte in Anspruch nahm, überall aufgelöst, das Land in Grafschaften getheilt, die fränkische Kriegs- und Gerichtsverfassung eingeführt, die politische Stellung der Bischöfe und Aebte gehoben, kurz Alles den Einrichtungen der fränkischen Monarchie möglichst nahe gebracht. Dennoch gab Karl vier Jahre später dem langobardischen Reiche in seinem fünfjährigen Sohne Pippin einen eigenen Unterkönig. Auf eigener Grundlage ruhend, zu besonderen Zwecken bestimmt, den Angriffen gefährlicher Feinde fortwährend ausgesetzt, schien das Land einer getrennten Verwaltung zu bedürfen. Noch war keineswegs hier Alles vollendet. Benevent unterwarf sich erst später und blieb von schwankender Treue. Die Griechen, die ihre Ansprüche und Absichten auf Italien nicht aufgaben, suchten mit den Herzogen von Benevent immer aufs Neue Verbindungen einzuleiten. So lange der Papst gegen die „ruchlosen und ketzerischen" Griechen und gegen das „meineidige und stinkende" Volk der Langobarden keinen anderen Schutz sah, als in dem erlauchten Königsgeschlecht der Franken, blieb ihm keine Wahl, als dasselbe von Ehren zu Ehren zu erheben; er salbte Pippin und seinen jüngeren Bruder Ludwig schon bei Lebzeiten des Vaters zu Königen der Franken.

Ludwig, dem jüngsten Sohne Karls, war Aquitanien als Königreich bestimmt; noch in der Wiege wurde das Knäblein in sein Reich getragen. Denn da sich hier an den Südwestgrenzen der Monarchie die Aussicht zu großen Eroberungen zeigte, wollte Karl auch hier den tapferen Bestrebungen seiner Getreuen einen eigenen Mittelpunkt geben. Eben damals gaben sich nämlich die ersten Spuren der Auflösung in dem großen Reich, welches die Araber unter den Chalifen gewonnen hatten, zu erkennen. Abderrhaman, der letzte Sprößling vom entthronten Chalifengeschlecht der Ommaijaden, war nach Spanien geflohen und

Digitized by Google

hatte in diesem Lande eine selbstständige Herrschaft begründet, deren Sitz zu Cordova war. Aber die Statthalter der spanischen Städte beugten sich nicht alle willig dem neuen Gewalthaber, und Soliman Ibn al Arabi, der zu Barcelona befehligte, rief sogar gegen den Chalifen ein Christenheer über die Pyrenäen. Im Jahre 778 griff Karl die Ungläubigen, von seinen Vorfahren einst von den Fluren Galliens vertrieben, zuerst in ihrer spanischen Herrschaft an. Siegreich drang er bis vor Saragossa; die muhamedanischen Befehlshaber zwischen dem Ebro und den Pyrenäen stellten ihm Geiseln. Ein glänzender Kriegszug in seinen Anfängen, aber nicht ohne empfindliche Verluste in seinem Ausgange. Auf dem Rückzuge überfielen die kampf- und beuteluſtigen Basken das fränkische Heer in den Pyrenäen, und in dem Thal von Roncesvalles erlitt es eine schwere Niederlage. Karls Mißgeschick ermuthigte die Araber, und die Eroberungen der Franken in Spanien gingen für den Augenblick wieder verloren. Aber der Krieg an den Grenzen dauerte fort, und mit ihm erhielt sich die Hoffnung, die Ungläubigen vom spanischen Boden zu verdrängen.

Der Schlag, der Karls Heer in den Schluchten der Pyrenäen getroffen hatte, machte sich seiner Macht auch an der Weser und am Rheine fühlbar: in so enger Verbindung standen damals alle Verhältnisse des Abendlandes. Die Sachsen erhoben sich wieder. Die eben gebauten Kirchen wurden zerstört, die Priester erschlagen, die Franken verjagt und das Frankenland selbst angegriffen. Bis zum Rheine ergossen sich die sächsischen Heereshaufen, von Deutz bis Coblenz wurde Alles verwüstet. Sofort sandte Karl ein Heer von Ostfranken und Alamannen gegen die Sachsen, die auch alsbald aus den rheinischen Gegenden wichen und bis zur Eder verfolgt wurden; in den Jahren 779 und 780 zog er dann selbst mit großer Heeresmacht in das empörte Land. Von Neuem unterwarfen sich ihm alle Gaue und versprachen Treue und Annahme des Christenthums. Aber, durch schlimme Erfahrungen belehrt, traute Karl solchen Versprechungen nicht mehr und dachte auf Mittel den Gehorsam des Volks zu erzwingen. Zahlreiche Befestigungen legte er rings um das Land an, namentlich an der fränkischen Grenze und an der Elbe; starke Besatzungen in diesen Burgen zwängten vom Osten und Westen die Sachsen ein und erhielten in der That eine Zeit lang Ruhe. Diese Zeit benutzte Karl, um Einrichtungen durchzuführen, welche den alten Götterdienst und die angestammte Volks-

Digitized by Google

freiheit zugleich auf immerdar zu brechen vermöchten. Die fränkische Heeres- und Gerichtsverfassung wurde nun hier, wie kurz vorher im langobardischen Reiche eingeführt, das Land in Grafschaften eingetheilt und fränkische Große oder sächsische Edlinge, die sich Karl ergeben hatten, an ihre Spitze gestellt; auch die Eintheilung des Landes in bischöfliche Sprengel wurde begonnen, christliche Priester angesiedelt und das Volk, wenn es nicht willig die Lehren Christi annahm, zur Taufe, zu kirchlichem Leben und zur Entrichtung der Zehnten gezwungen. Im Jahre 782 hielt der König einen großen und glänzenden Reichstag an den Quellen der Lippe; es schien, als ob er frei in Sachsen jetzt walte, wie in seinem eigenen Hause. Schon ging er damit um, über Sachsen östlich hinaus zu den slawischen Stämmen sein Reich auszubreiten. Ein Heereszug gegen die Sorben, die zwischen Saale und Elbe wohnten, wurde beschlossen und ausgeführt; zum ersten Male mußten auf demselben auch die Sachsen dem Könige Heeresfolge leisten. Dem kriegerischen Geiste des Volkes wollte der König, wie es scheint, nach einer anderen Seite hin Beschäftigung bieten.

Die neuen Einrichtungen Karls schnitten tief in das innerste Leben des Volkes ein. Die alte germanische Freiheit blutete aus tödtlichen Wunden; zu erschöpft, um sich länger aufrecht zu halten, besaß sie doch noch zu viel Lebenskraft, als daß sie nicht in krampfhaften Zuckungen gegen die Vernichtung angekämpft hätte. Als Rächer der sinkenden Freiheit erschien jetzt wieder Widukind unter den Sachsen; zur Vertheidigung des alten Glaubens und des ererbten Rechts rief er sein Volk auf. Ganz Sachsen griff zu den Waffen, und auch die Friesen schlossen sich Widukind an; ein großer gemeinsamer Entschluß beseelte die letzten Kämpfer für die altgermanische Freiheit. Kaum war Karl fern, so stand Alles in Aufruhr. Die Priester wurden erschlagen, die Edlinge, die sich den Franken ergeben hatten, aus dem Lande vertrieben; man rüstete sich zum Kampfe auf Tod und Leben. Das gegen die Sorben gerichtete Heer mußte umkehren und sich sofort gegen Widukind und seine Schaaren richten, aber am Süntel, unfern der Weser, erlitt es eine völlige Niederlage; ein vom Rhein gesandtes Hülfsheer barg kaum die spärlichen Reste. Doch schon rückte Karl selbst mit neuer Heeresmacht an. Vor seiner persönlichen Erscheinung schien auch diesmal der Widerstand zu erlahmen; Widukind gab die Freiheit Sachsens verloren und flüchtete sich abermals zu den Dänen. Als strenger Rächer und Richter forderte

Digitized by Google

Karl nun Rechenschaft von dem eidbrüchigen Volke. Er verlangte die Auslieferung der Schuldigen; 4500 Sachsen wurden seinen Händen übergeben, und an einem Tage ließ er sie alle bei Verden enthaupten. Mit einem gewaltigen Schlage sollte die mit dem Tode ringende Freiheit zu Boden geschlagen werden und rasch sich verbluten.

Mit furchtbarem Ernste verfolgte Karl sein Ziel, die Sachsen völlig zu unterwerfen. Mit dem Blutbade von Verden glaubte er es erreicht zu haben. Aber so sehr die entsetzliche That die Sachsen beugte, noch mehr hatte sie dieselbe mit Ingrimm und Rachelust gegen die Franken erfüllt. Alsbald stand das ganze Land wieder in den Waffen, und noch einmal kehrte Widukind von den Dänen zurück. Mit allen Kräften seines Reiches mußte Karl im Jahre 783 abermals gegen die Sachsen in den Kampf ziehen, die sich jetzt zum ersten Male in großen, offenen Feldschlachten ihm stellten. Sie thaten es zu ihrem Verderben; erst bei Detmold, dann an der Hase unweit Osnabrück siegte Karl in den blutigsten Kämpfen. Die Jugend des Volkes fiel, und die Streitkräfte des Landes begannen zu versiegen. Bis zur Elbe drang der König, ohne namhaftem Widerstand mehr zu begegnen, plündernd und verwüstend vor. Dennoch hielt Widukind noch ferner ihm Stand, bis verheerende Züge Karls in den Jahren 784 und 785 endlich die letzte Widerstandskraft des Landes erschöpften. Da erschien Widukind, der Aufforderung des Königs folgend, in dessen Pfalz zu Attigny, unterwarf sich und nahm selbst die Taufe. Jetzt war Sachsen besiegt, und mit Blutgesetzen wurden das Christenthum und das Königthum zugleich den Sachsen aufgedrungen. Mit Todesstrafen wurde die Taufe erzwungen, die heidnischen Gebräuche bedroht; jede Verletzung eines christlichen Priesters wurde, wie der Aufruhr gegen den König und der Ungehorsam gegen seine Befehle zu einem todeswürdigen Verbrechen gestempelt.

Stille des Todes war nachdem mehrere Jahre im Sachsenlande, und schon konnte Karl daran denken, seine Waffen gegen die Wenden jenseits der Elbe zu richten. Im Jahre 789 ging er über den Fluß und griff die Wilzen an, die zwischen der mittleren Elbe und Oder wohnten. Ihre Nachbaren, die Abodriten im Norden und die Sorben im Süden, waren Karl verbündet und unterstützten sein Unternehmen; auch die Sachsen mußten ihm Heeresfolge leisten. Bis zur Peene drang der Frankenkönig vor, und die Fürsten der Wilzen huldigten ihm als

Digitized by Google

ihrem Gebieter. So war die Herrschaft der Franken auch im Rücken der Sachsen begründet. Abermals brachen dann wohl unter ihnen noch einzelne Aufstände aus, die der König mit bewaffneter Hand überwältigen mußte, wie im Jahre 798 in den Gegenden zwischen der unteren Weser und Elbe; aber gefährlich sind sie der Herrschaft der Franken nicht mehr geworden. Schon war auch der Bestand des Christenthums gesichert, und das Land empfing feste kirchliche Einrichtungen. Das sächsische Nordthüringen erhielt seinen eigenen Bischofsstuhl zu Halberstadt. In Engern theilten sich die Bischöfe, die zu Paderborn, Minden, Verden und Bremen eingesetzt wurden. Ueber Westfalen erstreckten sich die neubegründeten bischöflichen Sprengel von Münster und Osnabrück; zugleich wurde das Kölner Bisthum bis in diese Gegenden ausgedehnt. Mainz erweiterte über die südlichsten Theile des Landes seinen Sprengel und gewann mit Köln Metropolitanrechte über die neubegründeten Bisthümer. Als seine kirchlichen und staatlichen Einrichtungen in Sachsen tiefere Wurzeln zu schlagen anfingen, glaubte Karl jener schreckenden Blutgesetze überhoben zu sein und ließ sie allmählich in Vergessenheit kommen. Ein geordneter Zustand kehrte zurück, und Karl selbst ließ später die Rechtsgewohnheiten der Sachsen, die noch nicht aufgezeichnet waren, zusammenstellen; er gab so den Sachsen, wie früher den Thüringern, ein geschriebenes Recht, wie es die anderen Stämme schon seit längerer Zeit besaßen.

Während Karl im Nordosten die Grenzen seines Reichs bis in die wendischen Gegenden ausdehnte, waren auch im Südosten große Eroberungen gemacht worden. Die letzte Auflehnung des Herzogs Tassilo von Baiern hatten die Avaren, trotzdem ihr Reich schon in tiefem Verfall war, mit Waffenmacht unterstützen wollen und griffen nach dessen Sturz das fränkische Reich an. Sie erregten dadurch Karls Zorn, aber noch im Jahre 790 ließ er sich mit ihnen in Verhandlungen ein; man konnte sich um die Grenzen der beiderseitigen Reiche, vielleicht auch um die Herrschaft über die slawischen Stämme in Karantanien, welche sich seit längerer Zeit unter dem Beistande der baierischen Herzöge von dem Joch der Avaren befreit hatten, nicht gütlich vertragen, und Karl griff endlich zum Schwerte. Im Frühjahr 791 überzog er mit großer Heeresmacht den Khakan, das Oberhaupt der Avaren, und drang in einem Zuge, ohne herzhaftem Widerstand zu begegnen, von der Enns bis zur Raab vor. Der Kampf wurde dann weiter fortgesetzt, obwohl

Digitized by Google

Karl an demselben keinen unmittelbaren Antheil mehr nahm. Im Jahre 795 ging Markgraf Erich von Friaul mit dem Karantanenherzog Woinimir über die Donau und erstürmte den Hauptring der Avaren in den Gegenden zwischen Donau und Theiß; im folgenden Jahre vollendete König Pippin die Eroberung des Landes. Der Khakan versprach Unterwerfung und huldigte Karl. Umsonst versuchte er sich später der Abhängigkeit wieder zu entziehen; Niederlage folgte auf Niederlage, und wenige Jahre nachher ging das Reich der Avaren, vom Osten her zugleich von den Bulgaren bedrängt, gänzlich unter. Noch ein Menschenalter hörte man von Resten des avarischen Volkes, dann verschwindet es spurlos. Das Avarenland zwischen Donau und Theiß blieb lange verödet liegen; die westlichen Gegenden aber wurden theils von deutschen, besonders baierischen Ansiedlern besetzt, theils von Slowenen und Kroaten in Anbau genommen. Bis tief in die mittlere Donauebene hinein erstreckte sich jetzt die fränkische Herrschaft, und das Christenthum erhob sich wieder in Ländern, wo es längst erstorben war. Als ein thätiger Heidenapostel erwies sich vor Allen der Bischof Arno von Salzburg; wegen seiner Verdienste um die Bekehrung der Karantanen und Avaren geschah es hauptsächlich, daß Salzburg zum erzbischöflichen Sitz und zur Metropole Baierns erhoben wurde.

Durch Waffengewalt hatte Karl das überkommene Reich in seinem Umfange verdoppelt, durch unbesiegliche Energie jede widerstrebende Gewalt in demselben gebeugt und den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen desselben eine Einheit gegeben, wie sie seit der Römer Zeiten das Abendland nicht gekannt hatte. Von den Pyrenäen und den friesischen Küsten bis zu den östlichen Ebenen an der Donau, Elbe und Oder, von der Eider bis in die höchsten Theile der Apenninen erstreckte sich die Herrschaft der Franken, zusammengefaßt von der Hand eines einzigen Mannes, dem nicht nur alle weltlichen Gewalten in dem weiten Reiche dienstbar waren, sondern den auch die gesammte Geistlichkeit unweigerlich als ihr Haupt anerkennen mußte. Was allen Jahrhunderten vorher unmöglich erschienen war, alle Stämme der inneren deutschen Länder unter eine Herrschaft zu bringen, den starren Freiheitssinn aller Germanen unter Königsgebot zu beugen: Karl war es gelungen, und zugleich hatte er die wichtigsten Länder des weströmischen Reichs, seit dem Verfall desselben getrennt, unter seinem Scepter wieder vereinigt; die ersten Städte des alten Reichs waren in seinem Besitz, Rom

Digitized by Google

selbst erkannte seine Macht an. Der Kampf, der Gegensatz zwischen Römern und Germanen bewegte seit Jahrhunderten das Abendland: der Kampf schien ausgekämpft, der Gegensatz ausgeglichen, da Germanen und Römer nun ein Reich umschloß, eine Kirche umfing.

So hatte sich das fränkische Reich durch Karl zu einer weltgebietenden universalen Bedeutung erhoben; eine wahrhaft kaiserliche Macht war im Abendlande erwachsen, und zwar zu einer Zeit, wo das Kaiserthum des Orients in die schlimmste Mißachtung gerieth. Denn eben damals war es, daß die herrschsüchtige Irene, nachdem sie längere Zeit für ihren Sohn die vormundschaftliche Regierung geführt hatte und dann vom Regiment verdrängt war, auf die verruchteste Weise die Herrschaft wieder an sich riß; durch Empörung wider ihr eigenes Kind, das sie blenden ließ, gewann ein Weib gegen alle Ueberlieferungen der Vorzeit den kaiserlichen Namen, den sie mit unsäglicher Schande bedeckte. Wer mochte es da dem Papstthum verdenken, wenn es das lockere Band, das es noch an den kaiserlichen Thron von Constantinopel zu fesseln schien, nun mit einem Riß für immerdar trennte? Die Wahrheit zu gestehen, der Bischof von Rom hatte kaum noch die Wahl; er mußte Constantinopel den Rücken wenden und den fränkischen König als seinen Kaiser und Herrn anerkennen.

Was hatte der Nachfolger Petri nicht Alles Pippin und Karl zu danken? Der Tyrannei der Langobarden und Griechen war er nur durch ihren Beistand entrissen; als gehorsame und liebreiche Söhne des heiligen Petrus hatten sich dann die Frankenkönige gezeigt, eine weltliche Herrschaft dem römischen Bisthum begründet und damit erfüllt, was seit geraumer Zeit von den Päpsten als heißester Wunsch im Stillen genährt war; das Band gläubigen Gehorsams, durch welches Bonifacius die fränkische Kirche an Rom fesselte, hatten die Könige fester und fester gezogen und über alle Länder ausgedehnt, die sie ihrer Gewalt unterwarfen; der Primat Petri hatte durch sie eine größere und ausgedehntere Anerkennung erhalten, als er jemals vorher besessen. Papst Hadrian, der dreiundzwanzig Jahre mit großer Umsicht die Stelle des höchsten Priesters der Christenheit verwaltete, lebte in seinen letzten Lebensjahren in der vertrautesten Freundschaft mit Karl; denn fein und richtig erwog er alle Vortheile, welche ihm aus der innigen Verbindung mit dem mächtigen König erwuchsen. Auf Hadrians Wunsch befestigte Karl den immer noch ziemlich losen Metropolitanverband der bischöflichen

Digitized by Google

Stühle seines Reichs und ordnete ihn, wo er noch fehlte; auf Hadrians Verlangen wurde die von Rom anerkannte Sammlung der Kirchengesetze und päpstlichen Verordnungen im ganzen Umfange des fränkischen Reichs eingeführt; Nichts geschah in den kirchlichen Dingen, ohne den Rath des Papstes zu hören. Der geistige Einfluß des Papstthums wuchs so mit wunderbarer Schnelligkeit zu einer nie gekannten Höhe; er verbreitete sich in Gegenden, die ihn früher nie erfahren hatten; er gewann unbestrittene Anerkennung, wo er früher vielfach angefochten war; gerade in Italien selbst befestigte er sich eigentlich erst durch die fränkische Eroberung. Aber — man darf dieses nicht unbeachtet lassen — die äußere Machtentwicklung des Stuhls Petri hielt nicht von ferne gleichen Schritt mit dem geistlichen Einfluß, den derselbe erreicht hatte. Noch war der römische Bischof rings von Feinden umdrängt, selbst in seiner eigenen Stadt nicht sicher; weder die gewonnene äußere Herrschaft, noch die geistlichen Ansprüche seiner kirchlichen Stellung konnte er ohne die Hülfe des Frankenkönigs behaupten. Nicht die Dankbarkeit, die zwingende Noth seiner Lage mußte ihn zuletzt dahin treiben, Karl als seinen Herrn anzuerkennen und die kaiserliche Gewalt für Rom und das ganze Abendland herzustellen. Sobald das Papstthum noch einmal in Bedrängniß gerieth, mußte es sich zu diesem letzten entscheidenden Schritt entschließen, der seine eigene Stellung, wie die Lage der Welt durch und durch umwandelte.

Papst Hadrians letzte Jahre verflossen in Ruhe, stürmisch aber waren die Anfänge seines Nachfolgers. Als Hadrian am Ende des Jahres 795 abschied, folgte ihm Leo III., der sogleich die Schlüssel vom Grabe des heiligen Petrus mit dem Banner von Rom an Karl übersandte, ihm Treue gelobte und ihn aufforderte Gesandte nach Rom zu schicken, um von den Einwohnern der Stadt sich huldigen zu lassen. Der neue Papst unterwarf sich und Rom von Anfang an dem Franken; er faßte die Rechte des Patriciats so weit, als wäre Karl schon Kaiser; er suchte einen Schutzherrn und bedurfte nur allzubald seiner Hülfe. Im Frühjahr 799 brachen wilde Parteikämpfe unter dem römischen Adel aus; der Papst, überfallen und mißhandelt von seinen Feinden, flüchtete sich aus der Stadt und eilte hülfeflehend nach Paderborn vor den Thron König Karls. Fränkische Große führten ihn im Herbst nach Rom zurück und schafften ihm augenblickliche Ruhe vor seinen Widersachern; aber ohne Karl schwebte er auch jetzt noch in Gefahr. Und schon eilte der

Digitized by Google

König selbst nach Rom; die Herstellung des abendländischen Kaiserthums war beschlossen.

Als Karl am Weihnachtsfest des Jahres 800 im Gewande des römischen Patricius in die Peterskirche kam, setzte ihm der Papst eine goldene Krone auf das Haupt. Die Kirche hallte von dem Zuruf der Menge wieder: „Heil und Segen dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Kaiser der Römer Karolus Augustus!“ Der Papst warf sich dem germanischen Kriegsfürsten zu Füßen und huldigte ihm in derselben Weise, wie die römischen Bischöfe vordem dem römischen Kaiser zu Constantinopel gehuldigt hatten.

10.

Das Reich Karls des Großen.

Als Karl den Kaiserstuhl Roms bestieg, war ein Ziel erreicht, dem hochstrebende deutsche Fürsten seit Jahrhunderten nachgetrachtet hatten. Von Rom hatten die Deutschen die ersten Eindrücke eines großen staatlichen Lebens empfangen; unter dem Einfluß derselben waren alle germanischen Reiche begründet worden. Die Größe des römischen Kaiserstaates, die Einheit seiner schlagfertigen Heere, der Glanz des kaiserlichen Hofs, die Herrschaft des Gesetzes waren und blieben das Ideal der germanischen Könige; selbst als im Abendlande das geschwächte Reich der Cäsaren dem Andrang germanischer Kriegsschaaren erlegen war, schien es den edelsten Häuptern derselben doch nur die höchste Aufgabe eines mächtigen Fürsten zu sein, mit eigener Kraft und eigenen Mitteln den zerstörten Bau herzustellen. Wie aber sollte dies gelingen, so lange sich die deutschen Stämme selbst, ohne inneren wie äußeren Zusammenhalt, in einer fast ununterbrochenen Reihe von Kriegen schwächten und aufrieben, so lange die Fürsten über Völker geboten, die dem Zwang der Gesetze und jeder durchgreifenden Herrschergewalt mit trotzigem Freiheitssinn widerstrebten? So hatte der Westgothe Athaulf, so der Ostgothe Theoderich, so endlich die ersten Merovinger ihre kühnen Pläne, das abendländische Reich herzustellen, sogleich beim ersten Angriff aufgeben müssen; genug, daß es ihnen gelang, einzelne Theile

Digitized by Google

des großen Ganzen ihrem Königsgebot zu unterwerfen und zu besonderen Reichen zu gestalten.

Aber der erste germanische Fürst, dem es glückte die Selbstständigkeit der Gemeinden für immer zu brechen und der Königsherrschaft zum letzten entscheidenden Siege über die Volksherrschaft zu verhelfen, der zugleich dahin gedieh, alle deutschen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, in seinem Reiche zu vereinen und sie wieder mit den ausgewanderten bereits romanisirten Germanen zu verbinden, nahm auch sofort das römische Kaiserthum auf und stellte sich als Nachfolger der alten Imperatoren hin. So erst schien der lange Kampf zwischen Rom und den Germanen friedlich geschlichtet zu werden, bei dem es sich ja von Anfang an weniger um die Vernichtung des alten Weltreichs gehandelt hatte, als um die Aufnahme der deutschen Stämme in den großen Staatsverband der gebildeten Völker, nicht um die Zerstörung der bisherigen Kultur, sondern um die weitere Verbreitung aller Geistesgüter, die Roms Herrschaft in sich faßte und hegte. Nicht freilich als Sklaven, nicht von Roms Legionen bezwungen, waren die Germanen dem Reiche einverleibt worden; mit den Waffen in der Hand hatten sie sich Bürgerrecht und Herrenrecht in demselben erkämpft, und als sie hier Alles mit den Elementen ihres Wesens erfüllt und umgewandelt hatten, gab die freie Entwicklung der Dinge einem deutschen Fürsten das kaiserliche Scepter des Abendlandes in die starke Rechte. So trat Karl die Regierung jenes großen germanisch-romanischen Reichs an, in das sich die alte Römerherrschaft umgestaltet hatte.

Doch das Kaiserthum war noch etwas Anderes, als jenes höchste politische Ideal, dem die deutschen Machthaber seit Jahrhunderten zugestrebt hatten; auch der religiöse Glaube der christlichen Kirche hatte die Idee desselben erfaßt, in sich aufgenommen, auf eigenthümliche Weise aus- und umgebildet. Die Ueberzeugung der alten Römer, daß ihre Republik bestimmt sei, alle Völker bis an das Ende der Welt einem Gesetze zu unterwerfen, war in der christlichen Zeit nicht erstorben, sondern hatte vielmehr neues Leben durch den Glauben gewonnen, daß alle Bekenner des Heilands zu einer Heerde gesammelt, zu einer großen Gemeinschaft verbunden werden sollen; das christliche Rom nährte mit dem Glauben an die eine christliche Kirche auch den Glauben an die Einheit des christlichen Staates und theilte diesen Glauben allen Anhängern des katholischen Bekenntnisses mit. Das römische Reich sahen die recht-

Digitized by Google

gläubigen Christen so als eine unmittelbare, ewigfeste Ordnung Gottes an und erblickten in dem Kaiser den von Gott selbst gesetzten Oberherrn der Welt, dem jede andere weltliche Gewalt sich von Rechtswegen unterordnen müsse. Des Kaisers Pflicht und sein Beruf vor Allem sei es, meinte man, die Christenheit gegen alle ihre Feinde zu schützen, über Ordnung und Frieden aller Orten zu wachen, die Kirche und ihre Diener gegen die Angriffe der Welt zu vertheidigen, die Wittwen und Waisen, die Unglücklichen und Verfolgten zu schirmen, die Predigt des Evangeliums mit der Macht seines Armes zu unterstützen und ihm Bahn zu brechen bis an das Ende der Welt, auf daß sich so Alles erfülle und Christus der Herr werde der ganzen Welt. Nach dieser Vorstellung von der Gewalt des Kaisers wurden alle Könige, Fürsten und Herren zu Werkzeugen seiner Macht herabgesetzt, alle Christen mußten den Willen Gottes in dem Gebot des Kaisers verehren und wurden ihm dadurch zu weit größerem Gehorsam und zu weit höherer Achtung verpflichtet, als sonst die weltliche Obrigkeit von ihnen beanspruchen konnte.

Es war eine überaus ideale Auffassung des Kaiserthums, zu der sich die katholische Christenheit gerade inmitten der Auflösung des Reichs erhoben hatte. Als die Herrschaft der Kaiser dann doch im Abendlande verfiel, hofften die römischen Christen die Herstellung ihres kaiserlichen Gottesreiches von Constantinopel, bis der Bischof von Rom und mit ihm Italien sich von dem irrgläubigen Gebieter des Ostens auf immerdar trennte. Als dies geschehen war, wandte man seinen Blick, auch jetzt nicht verzweifelnd, zu den Germanen, und aus ihrer Mitte erstand in Karl ein Fürst, der sich ganz mit den universellen Ideen jenes einigen christlichen Staates durchdrang, der das römische Kaiserthum im Sinn der rechtgläubigen Kirche erfaßte und nicht nur den Willen, sondern auch die Macht besaß, um den Glauben der Christen an ein Gottesreich, so weit er in einer so sturmbewegten Welt überhaupt durchzuführen war, zu verwirklichen.

Wahrlich nicht dahin hat Karl als Kaiser getrachtet, die Zwingherrschaft des heidnischen Roms über die Welt herzustellen, in Vergessenheit gerathene Rechte der alten Imperatoren wieder in das Leben zu rufen und so eine schrankenlose Gewalt sich zu gründen; seine Vorstellung von der neuen Macht, die ihm als Kaiser zufiel, beruhte vielmehr durchaus auf jener religiös-politischen Idee, welche die abendländische

Digitized by Google

Kirche vom Kaiserthum in sich ausgebildet hatte. Mehr die Theokratie des alten Bundes, als die Despotie des römischen Kaiserstaats bot die Maximen dar, denen er in Ausübung der ihm übertragenen Weltherrschaft folgte. In dem Kreise seiner Freunde ließ Karl sich König David nennen; vergleicht man ihn seinen kaiserlichen Vorgängern, so stellt man ihn nicht den Juliern oder Flaviern, sondern einem Constantin oder Theodosius, den Begründern der römischen Staatskirche, zur Seite. So ruht denn der neue Kaiserstaat wesentlich auf kirchlichen Grundlagen: sein Ideal ist kein anderes als das Gottesreich auf Erden, in dem der Kaiser von Gott selbst zu seinem Statthalter eingesetzt ist, damit er alles Volk, nach Nationen, Ständen und Rangstufen gesondert und geordnet, den göttlichen Absichten gemäß leite und regiere. In diesen gesonderten Klassen des Volkes stellen sich die natürlichen Glieder des großen Gottesreiches dar, dessen einiges Haupt der Kaiser ist; wie er an seiner Stelle, so haben auch sie in ihrem Kreise einzeln ihre besondere Aufgabe in der göttlichen Weltordnung und müssen zur Erfüllung derselben vom Kaiser angehalten werden; jeder Einzelne aber muß nach dem Willen und dem Gesetze Gottes leben, und der Kaiser hat das Schwert erhalten, alle Uebelthäter zu strafen.

In diesem Sinne erfaßte Karl seine Stellung; in diesem Sinne begann er seine kaiserliche Regierung. Bald nach seiner Rückkehr von Rom ließ er zu Aachen die gesammten geistlichen wie weltlichen Gesetze, die in seiner Herrschaft Geltung hatten, durchsehen und Alles ausmerzen, was dem göttlichen Gebot zu widersprechen schien; dann schickte er Königsboten geistlichen und weltlichen Standes nach allen Seiten aus, um die verbesserten Gesetze in das Leben zu führen und um ihm zugleich von allen Unterthanen des Reichs, die das zwölfte Jahr überschritten hatten, einen neuen Huldigungseid schwören zu lassen, einen Eid, der viel höhere Pflichten, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, gegen seine kaiserliche Hoheit auferlege, als der bisher dem Könige geleistete Schwur. Geradezu apostolische Aufträge gab Karl diesen seinen Boten mit: sie sollten das Volk von jeder Uebertretung der göttlichen Gebote mit Eifer abmahnen, die christlichen Tugenden ihm an das Herz legen, Alle darauf hinweisen, daß sie dereinst vor dem Richterstuhl Christi Rechenschaft von ihrem Leben ablegen müßten.

Hatte das germanische Königthum von jeher einzelne geistliche Rechte in sich aufgenommen, so scheint es nun, zur kaiserlichen Gewalt

Digitized by Google

erhoben, fast die ganze Machtfülle des höchsten Priesterthums an sich zu reißen. Und Karl wird in der That schlechthin als „der Regent der heiligen Kirche" bezeichnet; die Kirchenversammlungen bedürfen nicht nur seiner Erlaubniß, um zusammenzutreten, er ergänzt ihre Beschlüsse, er ändert das Mangelhafte ab, und hat bei ihnen durchaus die entscheidende Stimme; nicht minder ist er es, der den gesammten Klerus seines Reiches reformirt und ihm mit durchgreifender Strenge das kanonische Leben aufzwingt, dessen Ordnungen der Klosterregel des heiligen Benedict großentheils entlehnt waren. Ueberall greift Karls Gesetzgebung in das kirchliche Gebiet hinüber, und noch in den späteren Sammlungen der Kirchengesetze finden sich seine Gesetze neben den Schreiben der Päpste und den Beschlüssen der Concilien. Der Papst sinkt, ob die abendländische Kirche ihr geistliches Haupt in ihm verehrte, neben diesem hohenpriesterlichen Kaiser doch fast nur zum ersten Rathgeber in allen kirchlichen Angelegenheiten, zum Vorsteher der ersten Körperschaft des Reichs herab. Und in welche wunderbare Stellung gerieth nun die Kirche zu dieser neuen Staatsgewalt, die mit ihr auf derselben Grundlage ruhte, zu demselben Ziel hinstrebte, so viele ihrer eigenthümlichen Rechte für sich in Anspruch nahm! Der Kaiser schien der devoteste Knecht der Kirche und war doch ihr erster Gebieter; der Kaiserstaat konnte ihr Bahn brechen zum letzten und größten Siege, aber ebensowohl konnte auch sie zuletzt nur zum Werkzeug einer Gewalt herabsinken, die doch zunächst aus rein weltlichen Verhältnissen erwachsen war und immerdar um ihres Bestandes willen den weltlichen Charakter festhalten mußte, nach diesem aber manche Zwecke mit Nothwendigkeit verfolgte, die mit den christlichen und kirchlichen wenig oder nichts gemein hatten.

Denn als König der Franken, als oberster Kriegsherr und Richter seines Volkes, war Karl zur Kaiserherrschaft gelangt; von dem Heer- und Gerichtsbann, den er über die freien Franken und über alle ihnen unterworfenen Völker übte, war seine ganze Gewalt ausgegangen, sie beruhte auf diesem Grund und sank zusammen, sobald er wankte oder ihr entzogen wurde. Sollte Karls Reich erhalten bleiben, so kam Alles darauf an, die Königsgewalt unter den Franken selbst unerschütterlich fest zu stellen, jene freiaufstrebenden Elemente, welche so oft sie geschwächt und untergraben hatten, ihr dauernd dienstbar zu machen, zugleich aber die unterworfenen Theile des Reichs dem fränkischen Staats-

Digitized by Google

leben so eng einzuverleiben, daß sie sich von ihm nie mehr zu trennen vermochten: kurz eine Organisation dem weiten Reiche zu geben, bei der alle Kräfte und Mächte desselben, indem sie sich unter einander im Gleichgewicht hielten, nur der Stärkung des Staatsoberhaupts und der Durchführung seiner Absichten dienten. Eine unermeßliche, unendlich schwierige Aufgabe, zumal Karl nie daran denken konnte, den Despotismus des sinkenden Roms seinem Reiche aufzudrängen, mit der Schwere seiner Allgewalt das eigenthümliche Leben der einzelnen Stämme zu erdrücken, ein Gesetz und Recht, gleiche Formen der Verwaltung von einem Ende seines Reichs bis zum anderen durchzuführen. Schon sein Ideal des christlichen Staates hielt ihn hiervon ab, noch mehr aber die eigene Sinnesart und die Natur der von ihm beherrschten Völker. Aus deutschem Geiste, der nicht schaffen und treiben kann, wo nicht freie Entwicklung dem Besonderen belassen ist, mußte die politische Schöpfung Karls hervorgehen, wenn sie unter Völkern, die entweder durch und durch deutsch oder doch von germanischen Lebenselementen im Innersten umgewandelt waren, irgend welchen Bestand gewinnen sollte; sie mußte überdies an das Altherkömmliche sich eng anschließen und mehr durch persönliche Einwirkung, als durch einen todten Mechanismus die Kräfte des Staates regeln, sammeln und leiten.

Mit ewig staunenswerther Weisheit und Geistesgröße hat Karl diese Aufgabe gelöst. So gewaltig und folgenreich seine Kriegsthaten sind, strahlt doch sein Ruhm als Gesetzgeber bei weitem heller durch die Geschichte der Menschheit. Ueber die persönlichen und Volksrechte, die er zum Theil selbst erst hatte aufzeichnen lassen, erhob er durch seine Capitularien — Edicte und Verordnungen, welche er entweder aus eigener Entschließung oder unter dem Beirathe der Reichsversammlungen erließ, — ein allgemeines Reichsrecht, eine Staatsgesetzgebung umfassendster Art, die bald die großen Verhältnisse der Gesammtheit regelte, bald zu den lokalen Zuständen hinabstieg, um sie dem Ganzen anzupassen. Das Unternehmen, an dem man so lange verzweifelt hatte, die trotzigen, freiheitsstolzen Germanenstämme unter ein Staatsgesetz zu beugen, sie dem Staatszweck dienstbar zu machen, führte er guten Theils durch. Die allgemeinen Ideen, auf denen alle höhere staatliche Gemeinschaft beruht, gewannen so den Sieg über die natürlichen Triebe zahlreicher Völker, deren Leben sich bis dahin lediglich nach Sitte und Herkommen geregelt hatte; das verworrene Treiben und Drängen getrennter Massen

Digitized by Google

wurde zu gemeinsamen Zielen geleitet und das Bewußtsein in den Seelen geweckt, daß eine höhere Weltordnung über den engen Kreisen steht, in denen sich das Leben des Einzelnen bewegt. Ein Riesenschritt in der Entwicklung des deutschen Geistes geschah durch Karls Gesetzgebung, und man glaube nicht, daß sie, weil ein erster, darum ein roher, ungefüger Versuch war, aus barbarischem Geiste geboren.

Wenn wir mit Recht die höchste Kunst des Gesetzgebers darin sehen, jeden Keim sittlichen Lebens, den er in Sitten und Einrichtungen seines Volkes vorfindet, mit scharfem Blick zu erkennen und so zu pflegen, daß die schönste Frucht, die er treiben kann, aus ihm gewonnen wird, so war Karl einer der größten Gesetzgeber, welche die Welt gesehen hat. Keinen Urtrieb germanischen Wesens hat er verkommen lassen, jeden aber in Zucht genommen, veredelt, und so fähig gemacht, herrlichere Blüthen und nützlichere Frucht zu zeitigen als zuvor. Wie überhaupt das fränkische Staatsleben, sieht man von den kirchlichen Institutionen ab, vorzüglich auf germanischer Grundlage beruhte, so sind auch deutsche Elemente vor Allem bei Karls politischer Schöpfung in Anwendung gebracht; der Inhalt seiner Gesetze ist von den theokratischen Beimischungen abgesehen durch und durch deutsch, obwohl die Capitularien, wie die Volksrechte in lateinischer Sprache abgefaßt wurden. In gewissem Sinne mündet die ganze Vergangenheit der germanischen Völker in diese Gesetze, strömt alles weitere Leben derselben von ihnen aus. Die Römer haben ihr Zwölftafelgesetz den Quell ihres gesammten Staatslebens genannt, mit gleichem Rechte könnten die Deutschen, ja alle Nationen Europas dasselbe von Karls Gesetzen sagen. Mit Ehrfurcht und heiliger Scheu schlägt man die Capitularien des großen Kaisers auf, das erste große Gesetzbuch der Germanen, ein Werk, dem mehrere Jahrhunderte vorher und nachher kein Volk ein gleiches an die Seite gesetzt hat. Das Bild des Karolingischen Staates tritt uns in voller Gegenwärtigkeit hier vor die Seele; wir sehen, wie Großes erreicht, wie das Höchste erstrebt wurde.

Was vor Allem das Kaiserreich zusammenhielt, war die römisch-katholische Kirche; sie verbreitete *einen* Glauben, *ein* Sittengesetz, gleiche religiöse Ordnungen über Nationen, die bis dahin durch Sprache, Sitte und Gesetz vielfach geschieden waren, und umschloß sie mit ihrem kunstreichen enggeschlossenen Organismus wie mit einem dichten Netz. Um so einflußreicher war aber die Kirche auf den Staat, je tiefer sie

Digitized by Google

in alle Interessen desselben bereits verwickelt, je geistlicher längst die Könige, je weltlicher die Bischöfe geworden waren. Synoden und Reichsversammlungen traten gewöhnlich vereint zusammen, und die Stimme der Geistlichkeit war auch auf diesen von dem gewichtigsten Einfluß; die Bischöfe galten als die geschicktesten Werkzeuge bei allen politischen Verhandlungen, sie standen mit gleichem Ansehen den Grafen zur Seite, sie waren reiche Gutsbesitzer wie die weltlichen Großen, führten ihre Dienstleute oft selbst in den Krieg und vertauschten nicht selten den Krummstab mit dem Schwerte. War die Geistlichkeit früher überwiegend römischer Abkunft gewesen, so weihten sich jetzt auch viele deutsche Männer dem geistlichen Stande; man fing an in deutscher Sprache zu predigen, Religionsbücher in das Deutsche zu übersetzen. Der Klerus trat dadurch der eigenthümlichen Art und Weise der germanischen Völker näher, diente aber den universellen Zwecken seines Standes und des Reichs deshalb nicht minder wirksam, zumal der einheitliche Verband der Kirche in den letzten Zeiten mehr befestigt als gelockert war.

Ein zweites, obwohl nicht gleich starkes Band für das Kaiserreich war die fränkische Nationalität und die auf derselben ruhenden staatlichen Einrichtungen. Mit ihrem Schwerte hatten die siegreichen Franken die Herrschaft über das Abendland gewonnen, sich zu Gebietern der germanisch-romanischen Welt gemacht; das Kaiserreich, obwohl es ein römisches hieß, war wesentlich doch nur das erweiterte Reich der Franken. Der fränkische König war der Herr des Kaiserreichs; die Theile desselben, die Landschaften, Gaue, Hundertschaften oder wie sie sonst nach provinzieller Weise bezeichnet werden mochten, wurden zumeist von fränkischen Großen regiert; in dem weiten Reichsgebiet stieß man überall auf Pfalzen und Höfe der fränkischen Könige, auf Burgen und ausgedehnte Besitzungen des fränkischen Adels; die Grundzüge der fränkischen Verfassung waren auf die eroberten deutschen Länder wie auf das unterworfene Italien übergetragen. So durchschlang und umschlang das fränkische Volk mit seinen Staatseinrichtungen das ganze Abendland; nicht stark genug, die anderen Nationalitäten zu vernichten, war es doch zu solcher Kraft gelangt, daß es dieselben für den Augenblick niederhalten und sich dienstbar machen konnte.

Als Oberhaupt der abendländischen Kirche und als fränkischer König verband der Kaiser, in dem sich die Einheit des Reichs äußerlich

Digitized by Google

darstellte, eine Summe von Rechten und Machtbefugnissen in seiner Person, die ihm nicht nur die Leitung des Ganzen in die Hand gab, sondern ihm auch ermöglichte, durch alle Kreise und Schichten der ihm unterthänigen Völker seinem Willen Geltung oder mindestens Achtung zu verschaffen. Von dem Kaiser wurde, wie bereits gesagt, die Kirche geradezu regiert. Die Bischöfe, wenn auch oft nicht unmittelbar von ihm, doch immer nach seinem Willen gewählt, erscheinen fast nur als die Organe seiner Absichten. Und nicht minder geht von ihm die ganze bürgerliche Verwaltung des Staates aus. Er allein ernennt die Grafen, die in seinem Namen in ihren Grafschaften den Heer- und Gerichtsbann üben; sie gelten lediglich als Staatsbeamten, die versetzt und entlassen werden können, wenn es das Wohl des Ganzen erheischt. Er bestimmt die Königsboten, welche alljährlich paarweise die einzelnen Landschaften des Reichs durchziehen, die Beamten beaufsichtigen, Beschwerden gegen sie entgegennehmen, die Rechte des Thrones in allen Theilen der Monarchie wahrnehmen und diese mit dem Kaiser in stäter Verbindung erhalten. Er selbst ist der höchste Richter, dessen Jurisdiction keine Schranke gesetzt ist; über seine Großen steht ihm allein das Gericht zu, doch kann er auch jedes Gericht über Andere an sich ziehen. Der Kaiser verfügt ferner über alle Streitkräfte des Reichs, er bietet den Heerbann der Völker auf, entscheidet über Krieg und Frieden, führt das Heer in Person an oder setzt ihm den Oberbefehlshaber, wie er auch Herzoge für den Heerbann einzelner Völker auf die Dauer des Kriegs ernennt. Auch die Staatsgesetzgebung ruht wesentlich in seinen Händen, obwohl er sich für sie des Beiraths der Reichsversammlung und seines Staatsraths bedient.

Die Reichsversammlung bestand aus allen weltlichen und geistlichen Großen, d. h. den hohen Hofbeamten, den Bischöfen, Aebten, Herzogen, Grafen und den angesehenen Männern des königlichen Dienstgefolges; sie versammelte sich in jedem Frühjahr, meist in Verbindung mit der großen Heerschau des Maifeldes, und wurde bei allen wichtigen Staatsgeschäften oder bedeutenden Reichsgesetzen zu Rath gezogen. Der Staatsrath war dagegen nur aus den hohen Hofbeamten und den Magnaten des Reichs zusammengesetzt, die der Kaiser eines besonderen Vertrauens würdigte und entweder zeitweise oder dauernd in seine Nähe berief. Im Herbst trat gewöhnlich der Staatsrath zu besonders wichtigen Sitzungen zusammen, die meist zu Vorberathungen für die nächste Reichs-

Digitized by Google

versammlung dienten, und wurde zu dem Ende durch angesehene Diener des Kaisers aus allen Theilen der Monarchie verstärkt, so daß er als eine kleine Reichsversammlung gelten konnte.

Die geistlichen und weltlichen Großen des Reichs erscheinen neben dem Kaiser nur als seine Rathgeber und als die Vollstrecker seiner Gebote. Aber diese Magnaten waren doch unter der schwachen Herrschaft der Merovinger schon zu einer sehr bedeutenden Macht gediehen, die sich ihnen nicht mehr entwinden ließ. Sie hatten ihren Grundbesitz mehr und mehr erweitert, große Länderstrecken, die überdies von den öffentlichen Lasten und der Gerichtsbarkeit der königlichen Beamten befreit waren, vom Krongut an sich gerissen und mit diesem ausgedehnten Besitz nicht nur große Massen von Knechten, sondern auch eine beträchtliche Anzahl freier Hintersassen gewonnen. War die Kirche durch ihren großen Besitz und ihre ausgedehnten Privilegien den Königen gefährlich geworden, wie viel bedenklicher war nicht ein solcher Machtzuwachs bei dem weltlichen Dienstadel! Schon sammelten diese kriegerischen Herren, die zu Ehre, Reichthum und Macht im königlichen Gefolge gelangt waren, eigene Gefolge von freien Leuten um sich, wie es ehedem die Gaufürsten thaten. Ein Recht, was seither im Frankenreiche den Königen allein vorbehalten war, maßten sie so sich an und machten sich aus Dienstleuten der Könige selbst zu Gefolgsherren. Denn bei der drückenden Herrschaft, die der Adel schon über die niederen Leute übte, verpflichteten sich gar manche Freie, besonders in den gallischen Ländern, zu Kriegs- und Ehrendiensten gegen einen reichen Grundherrn, wenn dieser ihnen dagegen Schutz und Unterhalt versprach. Der Freie gelobte dann durch Handreichung und einen seinem Herrn persönlich geleisteten Eid, ihm zu aller Zeit treu und gewärtig zu sein, ihm zu folgen, wohin er entboten würde, und ihn in keiner Noth zu verlassen; er ließ sich den Namen eines Vassen oder Vasallen gefallen, der vordem nur die Knechte zu bezeichnen pflegte, mit welchen sich der Adel zu Diensten im Hause oder zu seiner Vertheidigung umgab, der aber nun recht eigentlich zur Bezeichnung der freien Gefolgsgenossen des Adels üblich wurde. Die meisten weltlichen Großen gewannen nach und nach eine größere Anzahl solcher Vasallen, mit denen sie erst ihre eigenen kleinen Fehden ausfochten, die sie später aber oft genug selbst zum Kampf gegen die Könige benutzten. Da die Macht dieser Großen hauptsächlich auf vererblichem Grundbesitz beruhte, hatte sich aus ihnen bereits

Digitized by Google

eine erbliche Aristokratie gebildet, die, obwohl sie nicht geschlossen war und durch den Dienst des Königs sich immer von Neuem erweiterte, doch in ihren hervorragendsten Häuptern schon zu solcher Kraft gediehen war, daß sie vornehmlich das Königthum der Merovinger zu Fall gebracht hatte.

Das Geschlecht Pippins war selbst aus diesem Dienstadel hervorgegangen; es erhob sich, indem es, von der Wehrkraft der deutschen Stämme unterstützt, die anderen Gefolgsherren entweder im Kriege vernichtete oder sich beugte, indem es sich dann selbst an die Spitze des Vasallenthums in Gallien stellte und mit den Vasallenheeren und dem deutschen Heerbann die äußeren Feinde des fränkischen Staates überwand. Als Pippin der Kleine die Macht seines Hauses dauernd in der Herrschaft zu sichern suchte, war es schon unmöglich die Vasallenverbände aufzulösen und die geistlichen und weltlichen Großen wieder in die engen Schranken der Vorzeit zurückzuweisen; nur darauf kam es an, die übermächtige Aristokratie der neuen Herrschaft dienstbar zu machen und zu verhindern, daß sie nicht Zwecke verfolgte, die den Staat aufheben mußten. Den geistlichen Herren verband sich Pippin, wie bekannt, auf das Engste, aber indem er ihren kirchlichen Einfluß unendlich steigerte, mußten sie zugleich die größten Einbußen an ihrem weltlichen Besitze erleiden. Eine massenhafte Einziehung des Kirchenguts wurde durchgeführt, und gerade hierdurch erlangte Pippin die Mittel, um den weltlichen Adel sich zu gewinnen. Gegen eine abermalige Erweiterung ihres Besitzes traten die meisten Großen selbst als Vasallen in den Dienst des neuen Herrschers, mit dessen Vasallenschaft sich nun keine andere nur von fern vergleichen konnte. Und nicht der Vasalleneid allein band jetzt diese Herren an Pippin, sondern eben so sehr das eigene Interesse. Denn nicht zum Erb- und Eigenthum hatte Pippin die neuen Güter den Vasallen übergeben, sondern nur leih- und bedingungsweise, d. h. als Lehen, sie ihnen ertheilt. Sie konnten das Lehngut nicht allein nicht auf ihre Nachkommen vererben, sondern dasselbe kehrte in gewissen Fällen schon bei Lebzeiten des Beliehenen an den Verleiher zurück, wie es denn regelmäßig nur auf die Lebensdauer des Letzteren ausgethan war. Diese leihweise Austheilung war von Alters her bei dem Kirchengut die gebräuchliche gewesen; es ist möglich, daß sie Pippin beibehielt, weil er eine Zurückerstattung des eingezogenen Kirchenguts der Geistlichkeit in Aussicht stellen mußte, wahrscheinlicher aber, daß er, durch die Vergeudung des

Digitized by Google

Kronguts, welche sich die Merovinger hatten zu Schulden kommen lassen, gewarnt, die Maxime der Kirche, daß ihr Eigenthumsrecht unveräußerlich sei, auch auf den Staat übertrug. Bald wurde es allgemeiner Brauch, Vasallendienste durch lehensweise Uebertragung von Beneficien zu entgelten. Der Dienstadel ging damit in den Lehnsadel über, und das Lehnswesen fing an einen überaus wichtigen Einfluß auf alle Verhältnisse des fränkischen Reichs auszuüben. Als Pippin zu der königlichen Macht auch den königlichen Namen erhielt, war sein Recht unbestreitbar, entscheidend in alle Vasallenverhältnisse einzugreifen, da alle Gefolgsherren mit ihren Gefolgsgenossen von ihm nun als Unterthanen abhängig wurden; jeder Vasall war ihm fortan nicht minder als dem Gefolgsherrn zur Treue verpflichtet.

Nachdem die Macht der großen Herzoge vernichtet war, an deren Herstellung Karl niemals dachte, zeigten sich in der That die anderen weltlichen Großen des Reichs, fast schon ausnahmslos Vasallen der Krone, in einer so abhängigen Stellung von der königlichen Gewalt, daß diese durch das neue Vasallenthum eher gestärkt als geschwächt zu werden schien. Das ganze Gefolgswesen beruhte von Anfang an auf Kriegsdienst, und auch die Vasallen waren vorzugsweise ein ritterlicher Kriegsstand, ihre Beschäftigung meist kriegerische Uebung; der Roßdienst, auf dem hauptsächlich die Kraft der fränkischen Kriegsmacht ruhte, wurde vor Allem von ihnen verstanden und geleistet. Der König gewann also durch die Vasallenschaften ein schlagfertigeres, besser geübtes und durch persönliche Verpflichtungen fester zusammengehaltenes Heer, als aus dem Heerbann hervorgehen konnte, wie es aber das immer von Feinden umdrängte Reich bedurfte. Karl erkannte die Schwäche der militärischen Institutionen seines Reichs, an welche er wiederholentlich die bessernde Hand gelegt hat, und das Vasallenthum schien ihm die beste Grundlage für ein geordneteres Heerwesen zu bieten. So hat er die Ausbreitung von Vasallen- und Lehnsverbänden nirgends gehemmt, doch mit der größten Achtsamkeit darüber gewacht, daß das Band zwischen der Krone und ihren Vasallen sich in keiner Weise lockere, daß das als Lehen vertheilte Reichsgut nicht in Eigenthum verwandelt oder verschlechtert werde und die königlichen Rechte über die von den Magnaten abhängigen Vasallen in voller Geltung blieben. So tief es irgend möglich war, griff er mit gesetzlichen Bestimmungen in die inneren Verhältnisse der Lehensverbände ein. Eingefügt in den staatlichen Zusammenhang, schien ihm das

Digitized by Google

Vasallenthum nur eine Stütze mehr für die königliche Gewalt zu sein; den waffenfähigsten Theil der Nation verband es durch Gelübde unverbrüchlicher Treue mittelbar oder unmittelbar dem Herrscher.

Vasallenthum und Lehnswesen hatten die äußeren Verhältnisse auch der Kirche bereits ergriffen; auch die Bischöfe und Aebte waren Gefolgsherren geworden und mußten als solche dem Könige Kriegsdienste leisten und ihre Kriegsschaaren ihm stellen. Aber doch richtete Karl ihre Thätigkeit vornehmlich nach einer anderen Seite, die dem ursprünglichen Charakter ihrer geistlichen Würde mehr entsprach und geziemte. In ihnen sah er die Träger nicht allein des Evangeliums, sondern jeder höheren geistigen Bildung; von ihnen versprach er sich die Wiederbelebung der Kultur des Alterthums auf christlicher Grundlage in dem neuen Kaiserreiche.

Die Werke alter Kunst und Wissenschaft hatten Karls Geist früh berührt; unter den Ruinen der großen Vorwelt war er in Italien gewandelt, mit alten Kunstwerken hatte er seine Pfalzen und die neuen Kirchen in seinem Heimathslande geschmückt. So war ihm aufgegangen, daß ein eigenthümlicher Hauch göttlichen Wesens Kunst und Wissenschaft durchwehe, und auch aus den von Anderen mißachteten deutschen Liedern wehte ihm dieser frische Athem eines urkräftigen geistigen Lebens entgegen. Karl erhob seinen Blick weit über die engen Schranken, in welche die abendländische Kirche Kunst und Wissenschaft eingezwängt hielt, wo nur die römische Gelehrsamkeit, von der Geistlichkeit in ihrem Sinne umgebildet, Raum behalten hatte; er fühlte, daß das Christenthum in sich die Tendenz zu einer universellen Bildung der Menschheit trage, die aber deshalb auch alle höheren geistigen Elemente, die sich in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationen zerstreut finden, in sich aufnehmen müsse. Vor Allem begriff er, wie Keiner vor ihm, welche geistigen Schätze in seiner deutschen Muttersprache ruhten und aus ihr zu heben seien. Aus diesem Grunde wandte er der deutschen Sprache und Poesie besondere Theilnahme zu, versuchte sich selbst an der ersten deutschen Grammatik und war der Erste, der eine Sammlung deutscher Heldenlieder aufschreiben ließ; er hielt die Geistlichkeit an den Deutschen deutsch zu predigen, sie in deutscher Sprache zu unterrichten. Nur so konnte auch die Grundlage für eine deutsche Volksbildung gewonnen werden; denn nicht weniger, als die Bildung des Volkes in seiner Gesammtheit, schwebte Karl als letztes Ziel vor Augen.

Digitized by Google

Die Idee einer allgemeinen Volksbildung, welche erst die neuere Zeit und überdies höchst unvollkommen in das Leben gerufen hat, ist in der That bereits von dem Geiste des großen Kaisers erfaßt worden. Aber die Volksbildung konnte nur von der gelehrten Bildung, obwohl diese, wie sie fast allein unter der Geistlichkeit sich erhalten hatte, längst vorherrschend einen theologischen Charakter trug, ihren Ausgang nehmen. Schon deshalb mußte Karl diese theologisirende Gelehrsamkeit, der er ohnehin den höchsten Werth beilegte, auf alle Weise hegen und pflegen. Die ersten Gelehrten zog er an seinen Hof, nicht nur aus Italien, sondern auch vornehmlich aus England, wo die neulateinische Wissenschaft und Literatur, mit dem Christenthum aus Rom verpflanzt und durch frische Nahrung gekräftigt, zu schöner Blüthe gediehen war. Karl selbst war der eifrigste Schüler dieser Männer, die er seiner Geistlichkeit zum leuchtenden Vorbild hinstellte und deren Beispiel in der That Ungemeines wirkte. Denn wenn auch die letzten Absichten des Kaisers nicht von weitem erreicht wurden, so blühten doch schnell die Schulen an den bischöflichen Kirchen und in den Klöstern empor; die fränkische Geistlichkeit zeichnete sich bald durch ihre Gelehrsamkeit aus, und selbst die Laien wurden zum Theil von dem neuen geistigen Leben ergriffen. Die theologische Literatur brachte wieder Werke von nachhaltiger Wirkung hervor; die lateinische Dichtkunst wurde fleißig geübt, die deutsche gewann Regel und künstlerische Ausbildung; eine zuverlässige Geschichtsschreibung, die Dichtung und Wahrheit zu scheiden wußte und die großen Dinge in ihrer wirklichen Gestalt erfaßte, entstand damals erst unter den Deutschen. In dem Allen sehen wir fast allein ein Werk der Geistlichkeit, die sich von dem Geiste des Kaisers leiten ließ. Er suchte die Bischöfe und Aebte recht geflissentlich den weltlichen Sorgen zu entziehen und befahl ihnen zur Ausübung der Gerichtsbarkeit und zur Einziehung der Stiftseinkünfte Weltliche als Vögte und Amtleute einzusetzen, damit sie lediglich ihrem geistlichen und geistigen Berufe mit ungetheilter Kraft leben könnten.

Welche große und erhabene Aufgabe war da dem fränkischen Klerus zugewiesen! Nicht allein daß er das geistige Element in den höchsten Kreisen des Staatslebens vertrat, mit seiner geistlichen Autorität den Hof und den Adel beherrschte, in alle Verhältnisse des Reichs eingriff und alle kirchlichen Ordnungen handhabte; er drang zugleich bis in die tiefsten Schichten des Volkes hinab, um hier Alles mit christlichen Lebens-

Digitized by Google

elementen und zugleich mit den Anfängen einer höheren Bildung und Gesittung zu erfüllen. In dem Klerus vereinte sich die geistige Kraft des Reichs, von ihm ging die geistige Bewegung desselben aus; ihm war es nächst dem Kaiser am meisten zu danken, daß das neunte Jahrhundert sich in der Geschichte der Kunst und Wissenschaft als eine Zeit lebendigen Aufschwungs darstellt und zugleich als die Zeit, in der sich das deutsche Wesen zuerst zu den höheren Regionen geistiger Thätigkeit Bahn brach.

Aber zu einer wie mächtvollen und einflußreichen Stellung auch der geistliche und weltliche Adel theils durch königliche Gunst, theils durch Uebergriffe mannigfacher Art bereits gediehen war, die eigentliche Kraft des Volkes beruhte doch noch in dem Stande der freien Männer; er war noch immer die breite Unterlage des germanischen Staatslebens geblieben. Nur die starre Kraft und die Einfalt strenger Sitte, wie sie sich namentlich in den deutschen Theilen der fränkischen Monarchie erhielten, hatten das Reich der Merovinger vor dem gänzlichen Untergange bewahrt und den Pippiniden die Herstellung der königlichen Gewalt möglich gemacht. Niemand wußte es besser als Karl, daß hier die Wurzeln seiner Macht ruhten und daß sie selbst mit jenen absterben und dahinschwinden müsse. Mit unermüdlicher Sorge wachte er daher darüber, daß der Stand der Freien weder gemindert noch in seinen Rechten verkürzt werde. Wenn die Magnaten sichtlich dahin strebten, die kleineren Grundbesitzer zu verdrängen, den Besitz derselben an sich zu reißen und sie damit in Abhängigkeit von sich zu versetzen, so trat dem Karl mit der ganzen Kraft seiner Autorität entgegen und untersagte auf das Gemessenste jeden Zwang, der zu diesem Ende geübt werden konnte. Vornehmlich bedrohten die königlichen Grafen selbst die Freiheit der niederen Leute; meist aus den reichsten Grundbesitzern der Grafschaft entnommen und von einer zahlreicheren oder geringeren Vasallenschaar umgeben, besaßen sie durch den Gerichtsbann und Heerbann, mit dem sie vom König bekleidet waren, ein solches Uebergewicht in ihren Amtsbezirken, daß sie bei herrschsüchtiger Gesinnung die gemeine Freiheit in derselben mit Leichtigkeit erdrücken konnten. Auch verstanden es die Grafen trefflich, früher eifersüchtig bewachte Rechte der Freien in lästige Pflichten zu verkehren; Mancher gab sich willig in ihren Schutz und Dienst, um nur den unaufhörlichen Aufgeboten zu Heer- und Wachtdiensten und dem störenden Besuch der gehäuften Gerichtstage zu entgehen. Karl

Digitized by Google

trat solchen Plackereien der freien Leute mit unnachsichtiger Strenge entgegen und ordnete gesetzlich die Leistungen, welche die Beamten von den freien Männern beanspruchen durften. Die Aermeren wurden von der Verpflichtung persönlicher Heeresfolge zum Theil befreit, Mehrere von ihnen konnten zusammentreten, um gemeinschaftlich Einen aus ihrer Mitte auszurüsten; überdies wurden beim Ausbruche des Krieges meist nur die dem Schauplatze des Kampfes zunächst gelegenen Provinzen zur Stellung des vollen Heerbannes verpflichtet. Auch die Zahl der öffentlichen Gerichtstage wurde beschränkt. Nur dreimal im Jahre sollte fortan an den alten Malstätten das große echte Ding gehalten werden, zu dem alle freien Männer des Bezirks erscheinen mußten und wo außer den wichtigsten Rechtssachen alle Gegenstände von allgemeinem Interesse für die Gemeinde verhandelt wurden. Die sonst vom Grafen gebotenen Gerichte waren außer den hadernden Parteien nur die richterlichen Unterbeamten und die Schöffen zu besuchen verpflichtet, die von nun an regelmäßig als Urtheiler die Gemeinde vertraten und in denen sich die ersten Anfänge eines geschlossenen Richterstandes unter den Deutschen zeigen; sieben derselben sollten in jedem Gericht anwesend sein. Die Schöffen wurden von den Königsboten oder den Grafen unter der Mitwirkung der Gemeinde aus den freien Eingesessenen des Bezirks auf Lebenszeit bestellt; sie waren in gewissem Sinne zugleich öffentliche und Gemeindebeamten.

Durch die regelmäßigen Versammlungen in den Gerichtsbezirken, durch die Uebertragung gewisser legislativer Befugnisse an dieselben — sogar kaiserliche Gesetze, die in persönliche Rechte eingriffen, wurden den Gemeinden zur Genehmigung vorgelegt — hat Karl unfraglich nicht wenig dazu beigetragen, die Gemeindefreiheit in den germanischen Theilen seines Reichs zu befestigen und in den romanischen, wo sie fast erstorben war, wiederzubeleben. Es konnte freilich nicht seine Absicht sein, die Elemente eines selbstständigen Gemeindelebens so zu kräftigen, daß sie das staatliche Leben überwiegend beherrscht und das Dasein der Monarchie bedroht hätten, aber er gab ihnen doch eine solche Wirksamkeit, daß eine größere Lebendigkeit die lokalen Kreise des Reichs durchdrang, die dem Ganzen nicht wenig zu Gute kam, und daß sie vor allen Dingen in den deutschen Ländern Recht und Sitte zu schützen vermochten.

Indem Karl den Stand der Freien von manchen drückenden Ver-

Digitized by Google

pflichtungen befreite, wies er die Thätigkeit desselben vor Allem auf die Erhaltung und Besserung seines Besitzstandes hin; denn ohne gesicherten Besitz war nach den Verhältnissen jener Zeit unmöglich die volle persönliche Freiheit auf die Dauer zu wahren. Nur durch Hebung des Wohlstandes der kleineren Gutsbesitzer ließ sich ein kräftiger und tüchtiger Stand der Freien schaffen oder erhalten. Daß in dem gesicherten Bestande der mittleren und kleineren Grundbesitzer zugleich die nährende und erhaltende Kraft für das Ganze liege, konnte Karl nicht verborgen bleiben, wenn er, wie man behauptet hat, der einzige Fürst des ganzen Mittelalters war, der tiefere Blicke in die erst jetzt sich erschließenden Geheimnisse der Staatswirthschaft that. Große allgemeine Anordnungen für die Hebung des Nationalwohlstandes konnte Karl allerdings in einer Zeit nicht treffen, wo die innere Staatsverwaltung fast lediglich in der Handhabung der Rechtspflege bestand, aber wohl konnte er Anderen ein Vorbild geben, wie man den Ackerbau vortheilhaft treibe. Und dies Vorbild gab er dem ganzen Reiche: er war der beste Landwirth in demselben, seine Meierhöfe waren Musterwirthschaften, auf Alles sah er hier persönlich und ließ sich selbst die Rechnungen vorlegen, von jedem erlegten Wolf auf seinen Gütern mußte ihm Bericht erstattet werden. Auch nach anderen Seiten zeigte er Mittel und Wege, wie der Nationalreichthum gehoben werden könne. Den Gewerben, die mindestens in den deutschen Ländern nur noch von Hörigen betrieben wurden, wandte er sein Augenmerk zu und lehrte auf seinen Gütern, wie sie nutzbar zu betreiben seien. Den Handel, den bis dahin meist noch Italiener und Juden in den deutschen Gegenden führten, sicherte er und öffnete ihm neue Straßen. Am Rhein entlang zog sich ein Handelsweg, der Mittelmeer und Nordsee verband; eine andere Straße führte von der Mündung der Elbe nach der mittleren Donau und verzweigte sich nach der einen Seite zum schwarzen, nach der anderen Seite zum adriatischen Meere. Nur langsam und spät haben allerdings diese Anregungen Karls zu einer ausgedehnten Erwerbsthätigkeit geführt, für den Augenblick hatten sie so wenig Erfolg, wie jene gesetzlichen Anordnungen des Kaisers, welche die Fehde und alle Selbsthülfe dem freien Manne untersagten und ihm im Frieden die Waffen niederzulegen geboten. So mächtig der Arm des Kaisers war, es erhielt sich ein Rest der alten persönlichen Freiheit und Ungebundenheit, den auch er zu beseitigen außer Stande war.

Digitized by Google

Alle die verschiedenen Elemente politischen Lebens, die sich in der christlich-germanischen Zeit herausgebildet hatten, suchte der Staat Karls des Großen, wie man sieht, in sich zu verbinden; sie sollten sich im Vereine ergänzen, ausgleichen, regeln und allmählich durchdringen. Die Geistlichkeit und der weltliche Adel waren darauf angewiesen, sich eben so sehr zu unterstützen, als zu überwachen; die Beamten und die Gemeinden mußten sich in ihrer gemeinsamen Thätigkeit eben so hülfreiche Hand leisten, wie sich zugleich beschränken; die Krone verband das Ganze, aber sie war nicht minder durch die einzelnen Elemente des Staates, wenn nicht rechtlich, so doch thatsächlich beschränkt und gebunden. Es war ein gewisses Gleichgewicht der Gewalten hergestellt, das sich aber doch nur mit großer Kunst und nicht geringem Kraftaufwande erhalten ließ. Einer so gewaltigen Persönlichkeit, wie Kaiser Karl war, gelang dies zum guten Theil, aber keineswegs entging seinem Scharfblick, wie mächtig noch die Sonderinteressen der einzelnen Stände waren, wie schwer man sich überhaupt in einen geregelten Gang der Dinge fügte. Mit Unmuth sah er die Habsucht und den Ehrgeiz der Geistlichkeit, die Gewaltthätigkeiten des Adels, den Trotz und Ungehorsam des gemeinen Mannes. Es gedieh nicht Alles, wie er es wollte und wünschte.

Viel fehlte in Wahrheit daran, daß Karls staatliche Ordnungen wirklich die ganze Weite seiner Herrschaft durchdrungen hätten: das Ideal, das seinem Geiste vorschwebte, verwirklichte sich eigentlich vollständig nur in seiner nächsten Nähe, an seinem Hofe. Nach dem geistlich-weltlichen Charakter des Reichs vereinte sich hier um die Person des Kaisers eine zahlreiche Hofgeistlichkeit mit einem glänzenden Gefolge weltlicher Großen. An der Spitze des geistlichen Hofstaates stand der Apocrisiarius oder Erzkapellan, durch dessen Hand alle kirchlichen Sachen an den Kaiser gingen und der überdies die Geschäfte des Referendarius überkommen hatte; noch stand unter ihm mit der kaiserlichen Kanzlei auch der Erzkanzler, der später selbst die Stellung des Erzkapellans gewann. Die gewandtesten Geschäftsleute, die würdigsten Diener des Evangeliums, die ersten Gelehrten der Zeit fand man unter dem Hofklerus, der die Pflanzschule der Reichsbischöfe war und unter dessen Leitung auch die Hofschule stand, damals die berühmteste gelehrte Bildungsanstalt im ganzen Abendlande. Wie die Hofkapelle, die Gesammtheit der Hofgeistlichkeit, der Mittelpunkt aller kirchlichen und wissenschaftlichen

Digitized by Google

Bestrebungen war, so sah man im Hofgericht die Rechtspflege und Regierungsweisheit auf ihrer Höhe. Der Kaiser führte hier entweder in Person den Vorsitz oder an seiner Stelle der Pfalzgraf, der die Spitze der weltlichen Beamten bildete und durch dessen Hand alle Rechtssachen an den Thron gelangten; die Schöffen für das Hofgericht wurden aus den erfahrensten Männern am Hofe gewählt. Zum unmittelbaren Dienst bei der Person des Königs waren Vasallen bestimmt, die als Muster ritterlicher Zucht und Sitte gelten konnten. Am Hofe Karls begegneten sich die angesehensten und einflußreichsten Männer aus allen Theilen des Reichs; Niemand kam in die Nähe des Kaisers, der dort nicht einen einflußreichen Landsmann und in ihm einen Fürsprecher gefunden hätte. Der Dienst in der kaiserlichen Pfalz war auf das Genaueste geordnet und geregelt; Jeder hatte in demselben seine Stelle und danach seine Geltung; Alles griff in einander ein, um sich gegenseitig zu fördern; die Aelteren fanden Hülfe und Unterstützung bei den Jüngeren, und diese bei jenen Lehre und Vorbild. So war der Hof nicht allein eine Bildungsschule für die Geistlichkeit, sondern nicht minder für den Adel. Die edle Zucht und die höfische Sitte, welche später ein unterscheidendes Merkmal des Ritterthums waren, scheinen vom Hofe Karls ihren Ausgang genommen zu haben.

Wie die Sterne die Sonne, so umgaben die Palatine den großen Kaiser, der sie alle verdunkelte. Nicht freilich durch Glanz und Prunk der äußeren Erscheinung fesselte er die Blicke derer, die sich ihm nahten, aber es umspielte seine hohe und würdevolle Gestalt ein blendender Schein gleichsam höheren Lichtes, in dem die Klarheit seines großen Geistes auszustrahlen schien. Jene langen weißen Locken, die im Alter sein Haupt zierten, die großen lebhaften Augen, die stets heitere und ruhige Stirn, die mächtige Greisengestalt, der es doch nicht an Anmuth fehlte: dies ganze Bild hat sich tief nicht nur den Zeitgenossen eingeprägt, sondern Geschichte und Sage haben es für alle Zeiten festgehalten, und noch wächst Niemand zum Jüngling heran, der es nicht in sich aufnähme. Viele hochstrebende Herrscher hat das Jahrtausend nachdem erzeugt, aber nach Höherem hat keiner gerungen, als Karl zur Seite gesetzt zu werden; damit begnügten sich die kühnsten Eroberer, damit die weisesten Friedensfürsten. Das französische Ritterthum der späteren Zeit verherrlichte Karl als den ersten Ritter, das deutsche Bürgerthum als den väterlichen Volksfreund und den gerechtesten Richter; die katho-

Digitized by Google

liſche Kirche erhob ihn unter ihre Heiligen; die Poeſie aller Völker in den folgenden Zeiten ſtärkte und kräftigte ſich immer von Neuem an ſeiner gewaltigen Erſcheinung. Nie vielleicht iſt reicheres Leben von der Wirkſamkeit eines ſterblichen Menſchen ausgegangen.

Kriegeriſchen Unternehmungen hat Karl in den letzten Lebensjahren weniger obgelegen als in der früheren Zeit; den Waffenruhm überließ er ſeinen Söhnen Karl, Pippin und Ludwig, denen er als Rathgeber tüchtige Befehlshaber zur Seite ſetzte. In Italien hatte Pippin gegen die Heere des griechiſchen Kaiſers Nicephorus, der Irene entthront hatte, manchen Kampf zu beſtehen; erſt im Jahre 812 erkannte der Hof von Byzanz Karl als Kaiſer an und wurden die Grenzen des morgen- und abendländiſchen Reichs geregelt. Um dieſelbe Zeit unterwarf ſich endlich auch das Fürſtenthum Benevent; es blieb unter langobardiſchen Fürſten, die dem Kaiſer Tribut zahlen mußten. In den Alpen- und Donaugegenden ordneten ſich, nachdem Pippin das Avarenreich zerſtört hatte, leichter und ſchneller die Verhältniſſe. Die avariſche Mark, die Marken von Kärnthen und Friaul gewannen feſte Geſtalt, und die in- und anwohnenden Slawen erkannten die Herrſchaft der Franken an. Im Jahre 806 überzog Karl, der älteſte Sohn des Kaiſers, auch die Böhmen und Sorben mit Krieg; ſie wurden gedemüthigt und zur Aufſicht über ſie die fränkiſche Mark auf dem Nordgau und die thüringiſche Mark an der Saale, Gera und Unſtrut errichtet.

Andauernder und gefahrvoller waren die Kriege gegen die Araber im Südweſten des Reichs. Die früheren Eroberungen Karls in Spanien waren wieder verloren gegangen, und im Jahre 793 hatten die Araber ſelbſt die Pyrenäen überſchritten und das fränkiſche Reich angegriffen. Erſt im Jahre 797 gelang es wieder einem fränkiſchen Heere unter Ludwigs Führung tief in Spanien einzudringen, und vier Jahre ſpäter fiel Barcelona. Der Grund zu der ſpaniſchen Mark wurde gelegt, deren Gebiet ſich dann durch eine Reihe glücklicher Kämpfe allmählich weiter ausdehnte. Zu derſelben Zeit erhoben ſich aber auch die kleinen chriſtlichen Staaten, die ſich bereits in den Nordgebirgen des Landes gebildet hatten, zu mannhafter Gegenwehr gegen die Ungläu-

Digitized by Google

bigen. Das Königreich Asturien gewann nun erst unter dem tapferen König Alfonso II. sicheren Bestand. Oviedo wurde als Königsstadt gebaut, und über dem Grabe des heiligen Apostels Jakobus, dessen Gebeine wunderbarer Weise gerade damals entdeckt wurden, erhob sich Compostela. Die Verehrung des heiligen Jago di Compostela und der Muth des ritterlichen Alfonso feuerten dann die spanischen Christen zu weiteren erfolgreichen Unternehmungen an; auch zu ihren Siegen gaben Karls Thaten den ersten Anstoß, und Alfonso, der sich einen Knecht des Kaisers nannte, ließ die schönsten seiner Beutestücke ihm zu Füßen legen. Zu derselben Zeit wandten sich die Basken, Pampelona und ganz Navarra von dem Bund mit den Arabern ab, indem sie sich zeitweise den Franken unterwarfen, und an den Balearen, an den Küsten von Corsica und Sardinien kämpften bereits fränkische Flotten nicht ohne Glück mit arabischen Seeräubern.

Unfraglich zeigten sich die fränkischen Waffen der bisher so gefürchteten Kriegsmacht der Araber jetzt weit überlegen. Aber schon griff ein neuer Feind das Reich an, der mit furchtbarer Gewalt und wildem Ungestüm gegen die nordischen Marken anstürmte und in der Hitze des Streits immer gesteigerte Kräfte zu gewinnen schien. Dieser Feind waren die Dänen. In den früheren Zeiten waren sie als befreundete stammverwandte Brüder der deutschen Völker erschienen; erst das Christenthum und der enge Verband des fränkischen Reichs errichteten zwischen den deutschen und scandinavischen Stämmen eine starke Scheidewand und verwandelten Stamm- und Blutsfreundschaft in die erbittertste Feindschaft. Unbesieglicher Freiheitstrotz, kecker Heldenmuth, unerschöpfliche Naturkraft, wilde Beuteluſt: Alles, was einst die Germanen dem römischen Reiche so verderblich gemacht hatte, wandte sich nun mit diesen Nordlandssöhnen gegen die römisch-germanische Herrschaft Karls und drohte derselben um so größere Gefahr, als sie des Seekriegs nicht minder kundig waren als des Kampfes zu Lande, während die Franken, seit langer Zeit nur auf dem Festlande streitend, den Kampf auf dem unstäten Element der Wogen erst zu lernen hatten. Mit Hülfe der seekundigen Friesen rüstete Karl seine ersten Flotten aus, und wie schon im Mittelmeere fränkische Seeleute stritten, um die Gestade Italiens und Galliens vor den Arabern zu wahren, suchten fränkische Schiffe bald auch die Küsten der Nordsee vor den Angriffen der nordischen Feinde zu schützen; doch sind die Franken mit dem Seekrieg niemals recht vertraut geworden.

Digitized by Google

Neue Unruhen in Sachsen boten den ersten Anlaß zu dem Kriege mit den Dänen. Als Karl im Jahre 804 die immer widerspenstigen überelbischen Nordleute in das Innere des fränkischen Reichs abführen ließ und ihr Land dem benachbarten Wendenstamm der Abodriten übergab, da entzogen sich Viele der Nordleute dem Gebot des Kaisers und suchten, wie einst Widukind, bei dem Dänenkönig Gottfried Aufnahme und Unterstützung. Von ihnen aufgefordert, drang Gottfried mit Heeresmacht in die fränkischen Marken ein; seine Schiffe beunruhigten gleichzeitig die Küsten der Nordsee. Der Abodritenfürst, des Kaisers Bundesgenosse, unterlag Gottfrieds Schwerte; die Wilzen schüttelten das Joch der Franken ab; bis an die Elbe drangen die Dänen im Jahre 808 vor. Hier aber stießen sie auf ein Heer, das Karl, der älteste Sohn des Kaisers, gegen sie führte. Gottfried zog sich zurück und befahl einen Wall an der Grenze seines Reichs längs der Nordseite der Eider aufzuwerfen, mit dem der erste Grund zum Danewirk gelegt sein soll. Der Sohn des Kaisers folgte dann den Dänen über die Elbe und stellte die fränkische Herrschaft in der Mark und dem überelbischen Lande her, wo er aufs Neue Deutsche ansiedelte. Durch Wälle und feste Burgen wurde das Land geschützt; damals ist die Esseveldoburg an der Stör, das jetzige Itzehoe, begründet worden. Gottfried, noch unbesiegt, rüstete sich zu neuen Kämpfen; er vermaß sich nicht allein ganz Sachsen und Friesland seiner Macht zu unterwerfen, sondern den alten Kaiser selbst in seiner Hofburg zu Aachen zu überfallen und der fränkischen Herrschaft auf immer ein Ende zu machen. Nachdem er die Abodriten unterworfen hatte, erschien in der That eine Flotte von 200 Dänenschiffen an der friesischen Küste. Die Friesen, mehrfach besiegt, mußten Tribut zahlen, und schon rüstete Gottfried im Dänenlande ein gewaltiges Heer, um zugleich Sachsen mit großer Uebermacht anzugreifen. Da zog der alte Kaiser selbst noch einmal in das Feld: aber Gottfried unterlag, ehe er noch auf dem Kampfplatze erscheinen konnte, seinem Schicksale (810). Von seinen eigenen Dienstleuten wurde er erschlagen. Gottfrieds Brudersohn Hemming machte alsbald mit den Franken einen Frieden, der das überelbische Sachsen dem Reiche sicherte. So gewann Karl Raum die Wilzen wieder zu unterwerfen; die Abodriten kehrten willig in die frühere Abhängigkeit zurück; ein fortlaufender Grenzwall sicherte das Reich gegen neue Anfälle der nordischen Nachbaren.

Rings umschlossen das weite Reich jetzt gegen die benachbarten

Digitized by Google

Länder und Völker starkbefestigte und wohlvertheidigte Marken, gleichsam wie Dämme, die eine sorgsam bestellte Flur vor dem Andringen wilder Gewässer bewahren. Zur Vertheidigung der Grenzen waren hier überall fränkische Vasallen angesiedelt, eine stehende Kriegsmannschaft, immer auf der Wacht gegen den nahen Feind und deshalb auch von allen Kriegsdiensten in anderen Theilen des Reichs entbunden. Diese Vasallen, Markmannen genannt, bildeten gleichsam eine Militärkolonie auf erobertem Boden und standen unter eigenen Grafen, die mit ausgedehnten Vollmachten bekleidet wurden und die Karl aus den tapfersten Kriegern unter seinem Adel erwählte. Markgrafen wurden diese Grafen genannt, doch hieß im engeren Sinne Markgraf der Herzog, dem in gefahrvollen Zeiten der Oberbefehl über alle Grenzgrafen einer Provinz für die Dauer der Gefahr übertragen wurde. Da nur selten an den Grenzen dauernde Waffenruhe eintrat, erlangten diese Markherzoge oder Markgrafen allmählich einen ständigen Oberbefehl und sehr umfassende Befugnisse. Nachdem das nationale Herzogthum überwältigt war, bildeten sich in ihnen an den Grenzen des Reichs neue Gewalten, die sich zwischen den Thron und die Grafen zu stellen vermochten.

Als Kaiser Karl sein Ende nahen fühlte, erhob er seinen jüngsten Sohn Ludwig, dem nach dem frühen Tode Karls und Pippins die ganze Erbschaft des Vaters zufallen mußte, neben sich auf den Thron und setzte selbst ihm zu Aachen die Kaiserkrone auf das Haupt. Vier Monate später betrauerte die Welt den Tod des großen Kaisers. Am 28. Januar des Jahres 814 starb Karl in seiner Hofburg zu Aachen im 72. Jahre seines Alters, im 46. seiner Regierung.

11.

Auflösung des fränkischen Kaiserreichs.

Wie sich im Frühjahre alle Lebenskeime in der Natur regen, wie Alles sprießt und treibt und sich in Blüthenpracht kleidet, dann aber wohl ein Nachtfrost die Blüthen schnell welken macht und die Triebe neuen Lebens, wenn auch nicht ganz ertödtet, doch in der Entwicklung hemmt und schwächt: so geschah dem Leben der Völker nach dem Tode

Digitized by Google

des großen Kaisers. Welches frische und reiche Leben hatte Karl geweckt, wie schienen sich alle Kräfte der Welt im Bunde zu regen, um sich gegenseitig zu stärken! Und wie bald löste sich dieser Bund, und in unseligem Widerstreit verzehrten sich die Mächte, welche das Leben der abendländischen Völker beherrschten! Nicht Alles freilich ging unter, was Karl begründet hatte; die Entwicklung, die er begonnen hatte, setzte sich fort, aber unberechenbar gehemmt wurde sie, und auf ganz anderen Wegen, als sie Karls Geist vorgeschwebt hatten, gedieh sie später zum Ziele.

Das Kaiserthum sollte nach Karls Absichten, wie es auf das Engste mit dem fränkischen Königthum verbunden war, erblich in seinem Hause verbleiben und zunächst an dem Stammlande seines Geschlechts, an Austrasien, haften. Seinem ältesten Sohn hatte Karl deshalb früher die kaiserliche Gewalt zugedacht, um aber zugleich dem altfränkischen Gesetz der Erbfolge zu genügen, seinen jüngeren Söhnen Theile des Reichs zugewiesen, die sie mit dem Königsnamen und königlichen Ehren, doch unter der Oberhoheit des Kaisers beherrschen sollten. Aber nach Karls und Pippins Tode fiel Ludwig mit dem Kaiserthum das ganze Reich des Vaters zu, nur daß Bernhard, Pippins Sohn, mit beschränkter Gewalt die Regierung Italiens behielt. Ungehemmt hätte Ludwig das Werk seines großen Vaters fortsetzen können, wäre er an Gaben und Denkart ihm nur von ferne ähnlich gewesen: doch die Kraft der Pippiniden schien sich in dem großen Karl erschöpft zu haben.

Ludwig stand, als er den Thron bestieg, in dem frischesten Mannesalter — er war 36 Jahre alt —, doch war er kein Mann, sondern ein trüber Schwächling. Er hatte eine gute Erziehung genossen, war in den Waffen wohlgeübt und besaß manche lobenswerthe Eigenschaft, aber der Mangel an Energie ließ selbst seine Tugenden als Schwächen erscheinen. Seine früher oft gepriesene Mildthätigkeit führte, sobald er frei schalten konnte, zur heillosesten Verschleuderung des Kronvermögens; die Vasallen machte er, indem er ihnen willig Reichsgüter als Eigenthum überließ, übermüthig und übermächtig. Die Anhänglichkeit Ludwigs an die Seinen zeigte sich vor Allem als die kläglichste Ohnmacht im eigenen Hause und wurde zur Quelle seiner schwersten Leiden. Seine Gerechtigkeitsliebe glich wohl manche Härten des Vaters aus — so gab er den Friesen und Sachsen ihr altes Erbrecht zurück, was sie ihm nicht vergessen haben, — aber indem er Allen genug thun wollte, löste er die

Digitized by Google

Einheit des Reichs und sprengte die Bande, welche Karl um die Völker geschmiedet hatte. Man nannte Ludwig den Frommen, doch seine Religiosität führte ihn zu einer schimpflichen Abhängigkeit von der Geistlichkeit; sie, die er nach der Weise seines Vaters regieren sollte, konnte ihn nach ihren Absichten lenken. Friedfertig und ruheliebend, wie er war, mied er nicht allein Krieg und Waffenlärm, sondern entfremdete sich auch den Geschäften. Die Zügel der Regierung überließ er Günstlingen und räumte vor Allem dem Klerus einen Einfluß auf den Gang der Dinge ein, wie er ihn niemals zu Lebzeiten des Vaters besessen hatte.

Wir kennen die Vorliebe, welche Karl bis in die letzte Lebenszeit für deutsches Leben und deutsche Art bewahrte; auch hierin war Ludwig sein Gegenbild. In Aquitanien war er aufgewachsen, unter Römern zum Mann geworden, die römische Kirche und römische Priester blieben das wesentlichste Interesse seines Lebens; unverhohlen legte er seine Mißachtung gegen die deutsche Barbarei an den Tag. Den deutschen Ländern wandte er wesentlich keine andere Aufmerksamkeit zu, als daß er die geistlichen Stiftungen bereicherte und vermehrte. Er begründete das Bisthum Hildesheim für das östliche Sachsen, das Bisthum Hamburg für den überelbischen Theil des Landes; das letztere wurde zu einem Erzbisthum erhoben, dem der Papst die Mission für den ganzen Norden übertrug. Auch die Gründung der ersten Klöster in Sachsen geschah hauptsächlich durch Ludwigs Einfluß; zu seiner Zeit wurde von dem französischen Corbie aus das sächsische Korvei errichtet. So segensreich diese geistlichen Stiftungen in späterer Zeit wirkten, so unheilvoll war des frommen Ludwigs Anhänglichkeit an den Klerus damals für die Entwicklung des Reichs, zumal aus ihr in seinem eigenen Hause der bitterste Hader erwuchs, der unaufhörlich mit Absicht genährt zu ruchlosen Kämpfen führte, in denen der Kaiser von seinen eigenen Söhnen bekriegt und besiegt wurde.

Schon wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt dachte der Kaiser an die Ordnung der Nachfolge (817). Mit gutem Grunde wollte die Geistlichkeit die Einheit des Kaiserreichs erhalten wissen, zugleich aber bei der Besetzung des Throns das Wahlrecht des Volkes, das im Frankenreich niemals recht zur Geltung gekommen und in der letzten Zeit fast vergessen war, zur Anerkennung bringen. Der Kaiser ging auf ihre Absichten ein und erließ, „auf daß kein Aergerniß in der heiligen

Digitized by Google

Kirche entstände", eine Erbfolgeordnung, die seinem ältesten Sohne Lothar, der sogleich zum Mitkaiser ernannt wurde, fast ungemindert die väterliche Herrschaft sicherte, die beiden jüngeren Söhne Pippin und Ludwig dagegen mit kleineren abhängigen Reichen abfand und überdies das Wahlrecht des Volkes in gewissen Grenzen zur Geltung brachte. Der fränkische Adel und die unterworfenen deutschen Stämme, dem geistlichen Kaiserthum überdies abhold, waren mit dieser Verordnung unzufrieden, und Bernhard, des Kaisers Neffe, erhob sich sogar gegen ihn zu offener Empörung. Bernhard wurde überwunden, gefangen, geblendet und fand gleich darauf ein trauriges Ende; jeder andere Widerstand wurde mit leichter Mühe gebrochen. Aber als dem Kaiser aus seiner zweiten Ehe mit der welfischen Judith ein Sohn geboren wurde und er dem Spätling Karl eine schwächliche Vorliebe zuwandte, wurde er selbst der größte Feind seines eigenen Werks; er stieß seine Erbfolgeordnung um und wandte sich der Geistlichkeit zum Trotz den bei den Franken althergebrachten Grundsätzen der Reichstheilung zu (829).

Die Geistlichkeit vergaß alsbald Alles, was sie dem Kaiser dankte, und verbündete sich nun mit Lothar und seinen Brüdern gegen den Vater. Ein langer abscheulicher Hader zwischen dem Vater und seinen Söhnen entspann sich; mehr als ein Mal waffneten sich die Söhne gegen den Vater, und obwohl sich in der Folge der Adel der deutschen Stämme für den Kaiser erhob, unterlag dieser doch zuletzt seinen Söhnen. Sein ganzes Heer verließ ihn, er gerieth in Gefangenschaft, und das Kaiserthum, die höchste Gewalt der Erde, wurde in den Staub getreten und frech mißhandelt (833). Wenn der alternde Kaiser dann auch von seinem reuigen Sohne Ludwig und den deutschen Großen dem Kerker entrissen und wieder auf den Thron erhoben wurde (834), so war der Glanz des Kaiserthums doch geschwunden, die Würde desselben beschimpft, und ohne eine gefürchtete kaiserliche Autorität ließ sich das große Reich kaum zusammenhalten. Umsonst bemühten sich Lothar und die Geistlichkeit den tödtlichen Streich, den sie gegen die kaiserliche Gewalt geführt hatten, zu heilen; die klaffende Wunde schloß sich nicht wieder. Durch die in Folge der Schwäche des Kaisers übertriebenen Ansprüche der Judith und die ehrgeizigen Absichten Lothars gereizt, ergriff Ludwig der Deutsche nach dem Tode Pippins noch einmal die Waffen gegen seinen Vater, aber vor der Entscheidung des Kampfes starb Kaiser Ludwig (840), und der erledigte Thron führte die Brüder zum Kampfe gegen einander.

Digitized by Google

Für die Einheit des Reichs stritt Lothar, für die Theilung Ludwig und sein Stiefbruder Karl, jetzt mit ihm verbündet. In der fürchterlichen Völkerschlacht, die am Bach der Burgundionen unweit Auxerre am 25. Juni 841 geschlagen wurde, ward Lothar vollständig besiegt. Ludwig und Karl erklärten ihren Sieg für ein Gottesgericht, und in der That wurde durch diese Schlacht über das neurömische Kaiserthum entschieden. Zugleich aber hatte die Macht des fränkischen Volkes den unheilbarsten Schlag erlitten; die Blüthe des Adels war vernichtet, jene so lange von allen Feinden gefürchtete ritterliche Streitmacht der Franken gebrochen.

Jene Nacht, nur allzu schmerzlich,
Jene Nacht, so thränenwerth,
Wo die tapfern Franken fielen,
In den Waffen wohlbewährt:

so singt ein Krieger, der dem Blutbade entrann. Es war eine unmittelbare Folge der Schlacht, daß die äußeren Feinde überall die Grenzen des Reichs durchbrachen.

Lothar gab sich durch eine Schlacht, obwohl sein ganzes Heer vertilgt war, nicht besiegt; zu den verzweifeltsten Mitteln nahm er seine Zuflucht, um seine Macht zu behaupten. Er rief die Sachsen auf und versprach ihnen die Herstellung ihrer alten Freiheit; er führte selbst die Dänen in das Reich. Aber Alles war umsonst. Die Großen, die ihm treu geblieben waren, verlangten Einstellung des Kampfes, und er mußte sich endlich bequemen seinen Brüdern die Hand zur Versöhnung zu reichen. Der Vergleich zu Verdun (August 843) beendete den erbitterten Bruderkrieg; die Brüder theilten nach altem Frankenrecht die Erbschaft des Vaters. Lothar behielt die Kaiserwürde und mit ihr Austrasien, Friesland, den größten Theil von Burgund, die alamannischen Theile auf der linken Seite des Rheins, die Provence und Italien; Ludwig fielen alle Theile des Reichs auf dem rechten Rheinufer und „wegen ihrer Weinfülle“ die Gaue von Mainz, Worms und Speier auf dem linken zu, außerdem Churwalchen, der Thurgau und Aargau; Karl erhielt Neustrien mit Flandern und der Bretagne, den nordwestlichen Theil von Burgund, Aquitanien, Septimanien und die spanische Mark. Obwohl das Reich noch in einem gewissen Zusammenhange blieb und dem Kaiser auch vor den Königen ein gewisser Vorrang eingeräumt wurde, waren ihm doch in keiner Weise bestimmte

Digitized by Google

oberherrliche Rechte zugestanden; die Gebiete bestanden wesentlich in derselben Trennung von einander, wie einst bei den Erbtheilungen der Merovinger. Die Idee der kaiserlichen Theokratie war unterlegen, die herkömmliche Erbfolgeordnung der fränkischen Monarchie hatte gesiegt.

Dieser Sieg wurde für das fränkische Reich und alle von den Franken beherrschten Völker überaus folgenreich. Obwohl nicht die Interessen der Völker, sondern allein die der Herrscher den Vertrag von Verdun herbeigeführt hatten, gewann er doch für die Entwicklung und Ausbildung der Nationalität im Abendlande eine ungemeine Wichtigkeit. Indem Ludwigs Reich fast durchaus aus germanischen Ländern zusammengesetzt wurde, Karl dagegen im Wesentlichen diejenigen Theile Galliens erhielt, in denen das romanische Wesen sich bereits wieder durchgesetzt hatte, sonderte sich aus dem großen germanisch-romanischen Kaiserreiche im Ostfrankenreiche ein Staat aus, dessen Einwohner, ob auch nach Stämmen sich scheidend, doch in Sprache, Sitte und Denkart gleichartig waren und ihre Verwandtschaft mindestens in der Sprache schon selbst zu begreifen anfingen. Sie nannten diese ihnen eigene Sprache im Gegensatz gegen die römische der gelehrten Geistlichkeit und die romanisirte ihrer südlichen und westlichen Nachbaren die deutsche, d. h. die volksthümliche, und unterschieden sich fortan als Deutschredende von den Romanen. Das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit mußte aber mit Nothwendigkeit wachsen, seitdem sie in einem Reiche zusammengeschlossen und von anderen Völkern durch den Verband dieses Reichs gesondert waren. In ähnlicher Weise entwickelte sich im Westfrankenreiche die fränkisch-romanische Nationalität jetzt bestimmter, nachdem die Verbindung mit den rein germanischen Völkern gelöst war. Die Deutschen, wie die Franzosen, sehen deshalb nicht ohne Grund in der Theilung von Verdun die Geburtsstunde ihrer Nationalität. Es ist von den wichtigsten Folgen gewesen, daß bei der Auflösung des Karolingischen Reichs nicht die natürlichen Unterschiede der einzelnen Stämme in ihrer engbegrenzten Schroffheit wieder hervortraten, sondern sich auf einer breiteren gemeinsamen Grundlage neue Volksthümlichkeiten von weit umfassenderer Bedeutung zu bilden begannen.

Manches trug dazu bei, die weitere Sonderung des Ost- und Westfrankenreichs zu beschleunigen. Die politischen Elemente, welche Karl in seinem Reiche vereinigt hatte, waren keineswegs über alle Theile desselben in gleicher Weise verbreitet und hatten nicht überall gleiche Kraft gewonnen. Das

Digitized by Google

Lehnswesen war besonders auf gallischem Boden gediehen und überwucherte bald denselben so, daß die Freiheit des niederen Mannes völlig erstickt wurde; alle unteren Kreise der Bevölkerung geriethen in Abhängigkeit von mächtigen Lehnsfürsten. Die großen Vasallen wurden dadurch so stark, daß sie in kürzester Frist die Erblichkeit ihrer Lehen durchsetzten und der König eine unmittelbare Gewalt nur in den Kronbesitzungen behielt, während ihm sonst nur die Rechte eines Oberlehnsherrn erhalten blieben. Die königliche Macht in der Weise, wie die Merovinger und die ersten Karolinger sie geübt hatten, verfiel mehr und mehr, und nur auf ganz neuer Grundlage ließ sich das Königthum später hier herstellen. Anders im Ostfrankenreiche. Die Gemeindefreiheit hatte hier zu tiefe Wurzeln, als daß sie so leicht hätte beseitigt werden können; das Vasallenthum gedieh nur allmählich und meistens nur dadurch, daß königliche Lehnsleute als Beamte dem Volke entgegentraten. Es war deshalb hier noch bei weitem mehr Kraft und Zusammenhalt im Regimente; der König war noch Volkskönig und konnte die Streitmacht der Masse unmittelbar aufbieten. Dadurch hauptsächlich war Ludwig der Deutsche fortan Karl dem Kahlen, wie nicht minder Lothar überlegen.

Lothars Reich war in fast gleicher Weise aus germanischen und romanischen Theilen zusammengesetzt und ohne nationalen Zusammenhalt; es war deshalb schwach und gebrechlich, obwohl grade die Hauptländer der Herrschaft und die ersten Städte des Reichs zu ihm gehörten. Ueberdies theilte Lothar selbst beim Herannahen seines Endes die ihm zugefallene Ländermasse unter seine drei Söhne (855). Der älteste, Ludwig II., den der Vater schon früher zum Kaiser und Mitregenten ernannt hatte, erhielt Italien, das erst jetzt mit der kaiserlichen Gewalt in engere Beziehung trat; von den beiden jüngeren Söhnen erhielt Lothar II. Austrasien, schon damals Lothringen genannt, Friesland und die alamannischen Gegenden auf dem linken Rheinufer, Karl die Provence und den Theil von Burgund, der im Vertrage von Verdun dem Vater zugesprochen war. Die beiden jüngeren Brüder starben ohne Erben, und Ludwig II., vollauf in Italien beschäftigt, vermochte nicht zu hindern, daß seine Oheime Karl und Ludwig über sein Erbe mit bewaffneter Hand herfielen und es sich schließlich theilten. Der Vertrag zu Meersen vom 8. August 870 ist dadurch besonders wichtig, daß er, indem er den größten Theil von Lothringen und Friesland

Digitized by Google

Ludwig zuwies, dem die erwähnten alamannischen Länder bereits früher abgetreten waren, endlich alle Völker, unter denen die deutsche Art sich rein erhalten hatte, im Ostfrankenreich vereinigte, während die romanischen Länder, die von den Brüdern Kaiser Ludwigs II. beherrscht waren, an Karl den Kahlen und die Westfranken kamen.

Die Bande, durch welche Karl der Große das Frankenreich umschlossen hatte, waren damit gelockert, und der kaiserliche Name, schon ein ziemlich bedeutungsloser Titel der Könige Italiens, schien am wenigsten die Macht zu besitzen das Abendland aufs Neue zu einen.

12.

Papstthum und Wahlkönigthum.

Als das Kaiserthum von seiner Höhe sank und es aller Welt klar wurde, daß die schwachen Nachkommen des großen Karl die Idee des Gottesreiches auf Erden nicht zu verwirklichen vermöchten, tauchte zum ersten Male der Gedanke auf, den Nachfolger Petri an die Spitze einer abendländischen Theokratie zu stellen und die getrennten Staaten des Abendlandes in der Abhängigkeit von ihm wiederum zu verbinden. Besaß der Papst doch bereits eine universelle Stellung, die überdies keineswegs mehr strengkirchlicher Natur war, sondern tausendfach in die weltlichen Verhältnisse übergriff! Er selbst hatte in Italien eine weltliche Macht gewonnen, und die ihm untergeordneten Bischöfe zählten überall zu den ersten Magnaten der Reiche. Nur darauf schien es anzukommen, die Geistlichkeit selbst mit den engsten Banden an Rom zu fesseln, jedes Mittelglied zwischen ihr und dem Papst zu entfernen und diesem so eine durchaus monarchische Gewalt in der Kirche zu sichern, um die kaiserliche und königliche Autorität, die sich mehr und mehr in die Netze des Lehnsystems verfing, überall gründlich zu erschüttern und die Staaten Rom dienstbar zu machen.

Die Idee, das Abendland unter der höchsten Gewalt des römischen Pontifex zu vereinen, ist nicht von Rom selbst ausgegangen, sondern hat

Digitized by Google

sich in der westfränkischen Kirche gebildet; in Westfranken entstand zwischen den Jahren 829 und 853 mitten in den Wirren zwischen Ludwig und seinen Söhnen und den Kämpfen dieser unter einander jenes betrügerische Machwerk, das so viel dazu beigetragen hat, die Macht der Päpste zu einer niemals gekannten Höhe zu erheben und Vorstellungen von dem Primat Petri zu erwecken, die allen früheren Zeiten fremd waren. Eine Sammlung von älteren Concilienbeschlüssen und Schreiben früherer Päpste, wie ähnliche als kirchliche Gesetzbücher längst verbreitet waren, wurde nämlich in Umlauf gesetzt; betrügerischer Weise war die Sammlung dem Bischof Isidorus von Sevilla zugeschrieben und etwa hundert untergeschobene päpstliche Schreiben, die meist der früheren Zeit der christlichen Kirche angehören sollten, ihr einverleibt worden. Der Zweck des Betrugs war kein anderer, als einerseits den Klerus über jede weltliche Macht zu erheben, andererseits ihm selbst eine unbeschränkt monarchische Verfassung zu geben und die absolute Gewalt über ihn in die Hände des römischen Bischofs zu legen. Der Papst wurde deshalb als der allgemeine Bischof dargestellt, die Metropoliten und anderen Bischöfe nur als seine Organe und Stellvertreter, über die ihm allein die richterliche Gewalt zustände. Keine allgemeine Synode, hieß es, könne ohne seinen Willen berufen werden, alle Beschlüsse der Synoden bedürften seiner Bestätigung; ihm sei die Entscheidung über alle wichtigen kirchlichen Angelegenheiten vorbehalten, wie in jeder Sache die Berufung an ihn freistände; er allein könne Bisthümer errichten und Bischöfe von einem Sprengel in einen anderen versetzen; nur in seiner Vollmacht hätten die Metropoliten die Bischöfe ihrer Provinzen zu ordiniren. Die wichtigsten Rechte, die bis dahin die Könige und die Metropoliten mit den Provincialsynoden ausgeübt hatten, nahmen die pseudoisidorischen Decretalien als unveräußerliches Recht des Papstthums in Anspruch.

Der Verfasser des Trugwerks wollte die Kirche in eine absolute Monarchie umwandeln, um Roms Weltherrschaft anzubahnen. Die Monarchie Karls des Großen stand ihm vor Augen, selbst die Sprache der Karolingischen Gesetze läßt sich in den untergeschobenen Decretalien verfolgen. Die Primaten der abendländischen Kirche und die apostolischen Vikare sind hier den Königsboten der Karolingischen Monarchie nachgebildet; die Bischöfe werden zu abhängigen Beamten herabgewürdigt, wie es die Grafen der Franken waren. Das Ideal, dem nachgestrebt

Digitized by Google

wird, ist der Theokratie Karls des Großen verwandt, nur soll nicht der Kaiser als Gottes Stellvertreter an die Spitze derselben treten, sondern der Bischof zu Rom.

Ging die Idee dieser neuen Theokratie nicht von Rom aus, so wurde sie doch bald genug dort aufgefaßt. Schon Papst Gregor IV. war wieder über die Alpen gekommen, aber diesmal nicht um dort Schutz zu suchen, sondern um der tiefsten Demüthigung des frommen Kaisers Ludwig beizuwohnen und sie nach seinen Kräften selbst herbeizuführen. Leo IV. waltete dann in Rom wie ein selbstständiger Fürst und stellte sich in Person an die Spitze eines Kriegheeres, das gegen die Araber auszog. Mit der größten Entschiedenheit ergriff endlich die Idee eines päpstlichen Kaiserthums Nicolaus I., einer der kühnsten und klügsten Priester, die jemals die Welt gesehen hat. Er war der erste Papst, der sich auf die pseudoisidorischen Decretalien offen zu berufen wagte und jeden Einspruch gegen das Werk eines bewußt verübten Betrugs zum Schweigen brachte; er sprach es vor aller Welt aus, daß die höchste richterliche Gewalt auf Erden, von der es keine Berufung gäbe, dem Papste beiwohne, und beeilte sich diese Gewalt der Welt zu zeigen. Das sittenlose Leben des Königs Lothar II., das bei hochgestellten fränkischen Bischöfen Beschönigung gefunden hatte, bot ihm dazu den günstigsten Anlaß. In einer großen Synode zu Rom sprach er im Jahre 863 über die Handlungen des Königs das Verdammungsurtheil aus, erklärte die demselben günstigen Beschlüsse fränkischer Synoden für nichtig, entsetzte die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier ihrer Gewalt und bedrohte alle Bischöfe, die dieses Urtheil anfechten würden, mit dem Banne. Mit großer Klugheit zeigte er die Macht des Papstthums zuerst zum Schutze der Tugend und guten Sitte.

Und nicht allein alle Kräfte der abendländischen Kirche suchte Nicolaus zu dem kolossalen Bau, der seinem Geiste vorschwebte, zu verwenden; auch die morgenländische Kirche hoffte er von Neuem Roms Macht zu unterwerfen. Dem Kaiser von Byzanz trat er mit derselben Entschiedenheit entgegen, wie dem Karolinger; als höchster Richter wollte er in die Verhältnisse der orientalischen Kirche eingreifen, wie er die Kirche des Occidents sich unterwürfig gemacht hatte. Den Patriarchen Photius von Constantinopel erkannte er deshalb nicht an, weil er vom Kaiser ohne den Willen Roms eingesetzt war. Eine selbstständige Stellung des Morgenlandes gegen Rom glaubte er nimmermehr dulden zu

Digitized by Google

können. Eben damals bekämpften sich die lateinischen und griechischen Missionen in den Ländern an der unteren Donau mit nicht geringer Heftigkeit. Es war ein großer Triumph für die morgenländische Kirche, daß sie den mächtigen Bulgarenkönig Bogoris für sich gewann. Aber Nicolaus war nicht gewillt diesen Triumph ihr zu gönnen; er sandte lateinische Lehrer zu den Bulgaren und zog in der That Bogoris auf Roms Seite hinüber.

Mit aller Welt im Streit, nicht als Sieger, aber doch unbesiegt starb Nicolaus im Jahre 867. Seine Nachfolger wandelten in den Wegen, die er gebahnt hatte, wenn auch nicht immer mit gleicher Umsicht und gleichem Glücke. Die Vereinigung mit der orientalischen Kirche mißlang, ja der Bruch wurde schwerer und unheilbarer als je zuvor. Der griechische Einfluß in der Bulgarei stellte sich her, und für alle Zeiten wurden die Länder an der unteren Donau der orthodoxen Kirche des Orients gewonnen. Aber im Abendlande waren die Ideen Pseudoisidors, wie sie Nicolaus aufgefaßt hatte, nicht mit ihm erstorben, und bald gab die geschickt ergriffene Gunst der Umstände die Verfügung über das Kaiserthum selbst unmittelbar einem Papste in die Hand.

Kaiser Ludwig II. starb im Jahre 875 ohne Erben. Sofort erhob sich zwischen seinen Oheimen Ludwig und Karl der alte Streit; er galt diesmal Italien und dem Kaiserthum. Ehe noch Ludwig die Alpen übersteigen konnte, erschien Karl, in jeder Beziehung der Minderberechtigte, in Rom und empfing aus den Händen Papst Johanns VIII. die Kaiserkrone, aber nicht als ein Erbstück seines Hauses, sondern als ein Geschenk des römischen Bischofs. So wurde das Erbkaiserthum der Karolinger zu Grabe getragen; dem Papst war es gelungen die Verfügung über den kaiserlichen Thron an sich zu ziehen. Und der Untergang des Erbkaiserthums bedrohte zugleich auch das Erbkönigthum, wie es von jeher bei den Merovingern und Karolingern bestanden hatte, mit den größten Gefahren.

Wir wissen, wie schon zu den Zeiten Ludwigs des Frommen der Klerus für das Wahlkönigthum sich ausgesprochen hatte. Auch Rom war ihm jetzt geneigt, und die Vasallen schienen alle ihre Interessen nach dieser Seite zu treiben. Wenigstens zögerten die Großen Italiens und Frankreichs keinen Augenblick sich für das Wahlkönigthum zu entscheiden. Die Großen Italiens wählten Karl zu ihrem Könige, und sie thaten es nur, wie sie erklärten, weil er vom Papste zum Kaiser ge-

Digitized by Google

krönt sei. Als Karl in sein westfränkisches Reich zurückkehrte, mußte er sich sogar durch einen Wahlact seiner Vasallen die Krone noch einmal ertheilen lassen, die er längst nach Erbrecht besaß. Wie die Päpste gegen die Macht der Metropoliten an den Bischöfen Halt und Stütze gefunden hatten, so fanden sie jetzt auch an den Vasallen die kräftigste Unterstützung gegen das alte, vordem in eigener Kraft wurzelnde Königthum, welches sich nur in Ostfranken erhielt. Jene umfassenden und kühnen Pläne, welche Nicolaus I. und ihm verwandte Geister bei dem Fall des Kaiserthums entworfen hatten, waren der Durchführung nahe: das Papstthum schien auf dem besten Wege sich auch zur obersten weltlichen Macht aufzuschwingen.

Wenn allein das Spiel der Intrigue und kluger Berechnung, welches die Geistlichkeit jener Zeit fürwahr meisterhaft verstand, über das Schicksal der Staaten und Völker entschiede, würde das Papstthum ohne Zweifel in kürzester Frist den vollständigsten Sieg davongetragen haben. Aber schon deshalb konnte ihm dies nicht gelingen, weil bei der Schwächung der Reiche überall im Innern die wildeste Anarchie herrschte und zugleich furchtbare Feinde die Marken der abendländischen Reiche durchbrochen hatten. Eine Zeit der größten Schrecken war eingetreten; nur mit dem stets gezückten Schwerte ließ sich die Ordnung herstellen, die Existenz von Staat und Kirche, wie das Leben des Einzelnen sichern. Das römische Papstthum, dem doch hauptsächlich nur geistige Kräfte zu Gebote standen, konnte sich nicht von Kampf in Kampf stürzen, nicht dem Eisen mit dem Eisen begegnen und wurde nur zu bald inne, daß es die Herrschaft über das Abendland doch noch dem germanischen Kriegsmuth räumen müsse.

Aber auch der alte Waffenruhm der Franken schien erstorben; von allen Seiten von Feinden bedrängt und umringt, leisteten sie trotz einzelner Siege kaum noch erfolgreichen Widerstand, und die eroberte Herrschaft schwand sichtlich dahin. Vom Süden erhob sich ein neuer Eroberungssturm der Araber, der Italien und Rom mit demselben Schicksal bedrohte, das mehr als hundert Jahre vorher Spanien betroffen hatte. Und doch stritt man nicht mehr gegen die vereinte Macht des Chalifen, sondern nur gegen die Streitkräfte eines aufständigen Statthalters, der um das Jahr 810 sich an der nordafrikanischen Küste eine selbstständige Herrschaft begründet hatte. Ein verrätherischer Beamter des griechischen Kaisers führte im Jahre 827 die Araber von Afrika

Digitized by Google

nach Sicilien hinüber; nach und nach eroberten sie fast alle Städte der Insel und befestigten sich in dem Besitz; zugleich verheerten von ihnen ausgesandte Seeräuberschiffe die Küsten Italiens, und drangen arabische Heere tief in das Innere der Halbinsel ein. Tarent und Bari fielen in die Hände der Ungläubigen und wurden der Ausgangspunkt furchtbarer Beutezüge. Die langobardischen Fürsten Unter-Italiens — von Benevent hatten sich Capua und Salerno mit Amalfi als besondere Fürstenthümer bereits gesondert — wurden gezwungen sich der arabischen Macht zu beugen. Bald wurde sogar der Papst selbst bedroht. Im Jahre 846 liefen die Araber auf einer Flotte in die Tiber ein, schwärmten bis vor die Thore Roms und plünderten St. Peter. Papst Leo IV. stellte die Mauern der Stadt her, in deren Bereich er jetzt auch das Gebiet der Peterskirche zog, sammelte eine Flotte und schlug vornehmlich mit dem Beistande der Bürger von Neapel und Gaeta die Schiffsmacht der Ungläubigen bei Ostia. Dieser Sieg rettete Rom, aber die Küsten Italiens wurden deshalb nicht minder hart heimgesucht, und Corsica und Sardinien mußten sich sogar dem Feinde ergeben.

Auf dem Meere war den Arabern von den Königen nicht zu wehren, da die fränkischen Reiche sämmtlich ohne eine Seemacht waren; es rächte sich bitter, daß man nach Karls des Großen Tode die Flotte, die er zu begründen anfing, sogleich aufgegeben hatte. Auf dem Lande griff dagegen wohl Kaiser Ludwig II. noch mehrmals die Araber an und besiegte sie auch in einzelnen glücklichen Kämpfen: aber dauernde Erfolge ließen sich so nicht gewinnen, zumal es unmöglich schien in eine feste Verbindung mit dem griechischen Reiche zu treten, das vielmehr die Schwäche des fränkischen Reichs zu neuen Erwerbungen in Italien benutzte. Im Jahre 874 erkannten die langobardischen Fürsten wieder die Hoheit des griechischen Reichs an; in ganz Apulien befestigte sich abermals die Herrschaft des Kaisers von Constantinopel, während sich in Calabrien die Araber festsetzten und von hier und von Sicilien aus immer aufs Neue die italienischen Küsten verheerten.

Als Papst Johann VIII. Karl dem Kahlen die kaiserliche Krone ertheilte, erwartete er von ihm schleunige und durchgreifende Hülfe für Italiens Bedrängniß: aber er hoffte umsonst. Karl hatte nach anderen Seiten mehr als zu viel zu thun, da er nicht nur sich mit seinem Bruder Ludwig dem Deutschen wegen der Kaiserkrone sofort in einen

Digitized by Google

neuen Krieg verwickelte, sondern auch in seinem eigenen Reiche von dem furchtbarsten Feinde der Zeit, von den Normannen, unaufhörlich bedrängt wurde.

Es war, als ob jetzt mit einem Male die ganze Völkermasse des scandinavischen Nordens aufstünde, um sich gegen das Frankenreich in den Kampf zu stürzen. Gerade damals erhoben sich zuerst in Norwegen und Dänemark, bisher in kleinere Reiche gespalten, umfänglichere Herrschaften, die tiefer in die Freiheit der Gemeinden eingriffen. Unbeugsame Geister, die sich der Uebermacht eines Einzelnen nicht fügen wollten, verließen zu Hauf die Heimath und suchten ihr Glück in der Ferne. Waffenbrüderschaften und Kriegsgefolge sammelten sich zu den verschiedenartigsten Unternehmungen; je kühner und gefahrvoller der Streit, um so mehr reizte er die Phantasie, um so höher steigerte er den Muth der Nordlandssöhne. Und zugleich stürmten auch die nordischen Könige in den Kampf, um durch den Glanz ihrer Siege den Ruhm ihrer Herrschaft zu sichern. Vor allem war das fränkische Reich der Schauplatz der normannischen Heldenthaten. Hierhin lockte die Aussicht auf reiche Beute, hierhin die aus früheren Kriegen ererbte Feindschaft, hierhin endlich der Schutz des alten Götterglaubens, den fränkische Geistliche, wie der wackere Erzbischof Ansgar von Hamburg, als Missionare mit Eifer bekämpften und zurückdrängten. Das westfränkische Reich mit seiner ganzen Kriegsmacht und allen seinen Vasallenheeren konnte ohne den Schutz einer Flotte den Angriffen dieser Feinde nicht begegnen. Durch die Lage ihrer Länder auf die See hingewiesen, von Jugend auf mit den Gefahren des stürmischen Meeres vertraut und ihnen trotzend, bedeckten die Normannen mit jedem Frühjahr die weite Fläche des Meeres mit ihren leichten Schiffen. Ueberall stürmten die Meereskappen, wie sie ihre Schiffe nannten, an die Küsten heran; wo sich ein sicherer Landungsplatz zeigte, wo ein Fluß in das Meer mündete, da legten die beherzten Schiffer an, zückten ihr Schwert und beuteten weit in der Runde. An der friesischen Küste setzten die Normannen zuerst sich fest, aber bald waren alle Meere, die Gallien bespülen, von ihren Flotten erfüllt: rings sah man das westfränkische Reich von ihnen umzingelt, und tief in das Innere drangen bald einzelne Heereshaufen, bald größere Schaaren, die sich zu gemeinsamen Waffenthaten verbanden. Schon Karl der Kahle fühlte sich den Normannen nicht mehr gewachsen und erkaufte im Jahre 866 ihren Abzug mit 4000

Digitized by Google

Pfund Silber und dem schimpflichsten Frieden, ohne dadurch die baldige Rückkehr zu hindern.

Wie konnte da der Papst und Italien von diesem Kaiser wirksamen Schutz erwarten? Selbst als Ludwig der Deutsche im Jahre 876 starb und das ostfränkische Reich nach altem Erbrecht unter seine drei Söhne vertheilt und zersplittert wurde, als Karl dann nach Italien noch einmal zurückkehrte, zeigte doch alles nur seine völlige Ohnmacht. Bald raffte auch ihn ein unerwarteter Tod hin (877), und sein Sohn Ludwig der Stammler wurde von den neustrischen Großen erst dann als König anerkannt, als er öffentlich bekannt hatte, daß er der Volkswahl seine Krone verdanke. Wenig länger als ein Jahr herrschte Ludwig, früh siechte er hin; seine beiden unmündigen Söhne Karlmann und Ludwig wurden nach ihm auf den Thron erhoben und das Reich zwischen ihnen getheilt. Aber wie alle geistige und körperliche Kraft der Karolingischen Linie in Westfranken schon entschwunden zu sein schien, starben auch sie nach wenigen Jahren kurz nach einander, und nur ein nachgeborener Sohn Ludwigs des Stammlers, der fünfjährige Karl, war im Jahr 884 von der Nachkommenschaft Karls des Kahlen noch übrig. Das westfränkische Kaiserthum hatte bereits früher ein klägliches Ende genommen: die Söhne und Enkel Karls des Kahlen waren selbst zu Werkzeugen des Papstthums nicht tauglich.

Johann VIII. ging nach dem Tode Karls des Kahlen mit dem Gedanken um, einen fränkischen Grafen, den er an Kindes Statt annahm und sich dadurch ganz zu eigen machte, auf den kaiserlichen Thron zu erheben. Es war der Graf Boso, der mit Hülfe der Geistlichkeit dann die Provence und Südburgund von dem westfränkischen Reiche abriß und sich zum König eines besonderen burgundischen Reiches wählen ließ, das nach seiner Hauptstadt Arles auch das arelatische genannt wurde. Aber die kaiserliche Krone und das Königreich Italien blieben Boso versagt trotz aller Anstrengungen des Papstes, dessen Macht schon unverkennbar im Sinken war. Noch einmal erhob sich dagegen das ostfränkische Reich, obwohl es durch die Theilung nach Ludwigs des Deutschen Tode am meisten geschwächt zu sein schien. Karlmann, der älteste Sohn Ludwigs, der Baiern mit den südöstlichen Marken erhalten hatte, setzte sich durch Eroberung in den Besitz Italiens, und dieser Besitz fiel nach dem frühen Tode Karlmanns und seines Bruders Ludwig des Sachsen mit der ganzen Erbschaft des Vaters dem jüngsten Bruder

Digitized by Google

Karl dem Dicken zu, der, zuerst auf Alamannien beschränkt, so das ganze ostfränkische Reich wieder vereinte. Das Schicksal hatte ihm noch Größeres zu seinem Verderben beschieden. Die furchtbare Noth wies darauf hin, alle Kräfte des Reichs abermals in eine Hand zu legen: der Papst vergaß seine Abneigung gegen die ältere Karolingische Linie und krönte Karl zum Kaiser, die Großen des westfränkischen Reichs übergingen den letzten Sohn Ludwigs des Stammlers und erhoben den König der Ostfranken auch auf ihren Thron. So wurde die Monarchie Karls des Großen mit Ausnahme des arelatischen Reichs wiederum vereinigt, aber darum nicht hergestellt (884).

Man hoffte von der Einheit des Reichs vor Allem die Abwehr der äußeren Feinde. Denn auch das östliche Reich, das sich bisher noch am besten geschützt hatte, schwebte schon in großer Gefahr. Die slawischen Stämme an den Ostgrenzen hatten sich fast sämmtlich gegen die fränkische Herrschaft erhoben. Rastislaw, der Fürst der Mährer, obwohl selbst durch die Franken eingesetzt, gründete eine selbstständige Herrschaft und in derselben festere staatliche und kirchliche Ordnungen. Die griechischen Mönche Methodius und Constantinus waren die ersten Apostel und Lehrer unter den Südslawen, die große Erfolge gewannen; im Einverständnisse mit dem Papste und zum großen Verdrusse des Salzburger Erzbischofs wurde ein eigenes slawisches Erzbisthum für Mähren errichtet. Zwanzig Jahre leistete Rastislaw den Waffen der Deutschen Widerstand und erlag endlich nur der List seines Neffen Swatopluk oder Zwentibold, wie ihn die Deutschen nannten. Swatopluk übernahm selbst nun die Herrschaft über die Mährer, scheinbar ein Dienstmann der Franken, in Wahrheit aber ihr bitterster Feind. Zu derselben Zeit verweigerten die Sorben und Böhmen dem Reiche nicht nur den Gehorsam, sondern durchzogen verheerend die thüringischen Lande; auch die Wilzen und Abodriten überschritten die Elbe. Noch furchtbarere Feinde waren die Dänen und Normannen. In einer großen Schlacht an der Elbe hatten die Dänen die ganze sächsische Kriegsmacht vernichtet und dann alle Befestigungen in der Mark zerstört. Die Normannen landeten ungehindert an den Küsten der Nordsee und durchzogen plündernd die Rheingegenden; die Mauern der Städte wurden von ihnen niedergerissen, die Kirchen und Paläste eingeäschert, selbst die Pfalz Karls des Großen in Aachen wurde zum Theil ein Raub der Flammen. Am schlimmsten aber wurde von den Normannen noch

Digitized by Google

immer das westliche Reich heimgesucht, das in seiner ganzen Weite wie eine sichere Beute vor ihnen lag.

So viele Gefahren auf einmal zu beschwören, dazu hätte Karls des Großen Umsicht und Tapferkeit gehört, und dieser Karl, der jetzt die volle kaiserliche Gewalt scheinbar wieder in Händen hatte, besaß wenig Muth und noch weniger Verstand. Er vermehrte das Unglück des Reichs statt es zu heben. Als er mehrere Jahre nach einander durch unermeßliche Geldsummen von den Normannen den Frieden erkaufte, den sie doch nicht bewahrten, als die Anarchie im Innern zugleich mehr und mehr wuchs, entsank die Macht des großen Reichs seinen kraftlosen Händen. Arnulf, ein unehelicher Sohn Karlmanns, der mit der herzoglichen Gewalt in den südöstlichen Marken bekleidet war, erhob die Fahne der Empörung (887); die Großen des ostfränkischen Reichs fielen sofort ihm zu, Karl, der sich zu Tribur befand, sah den allgemeinen Abfall und wagte nicht einmal Widerstand. Willenlos ergab er sich in sein Schicksal und fand bald darauf ein ruhmloses Ende. Im Aufstande war Arnulf erhoben worden, und seine Erhebung geschah nicht so sehr unter dem Einfluß des Klerus, als sie von den weltlichen Großen ausging. Das Karolingische Erbkönigthum konnte auch in den deutschen Ländern für beseitigt gelten; die geistliche und weltliche Aristokratie im Bunde hatten es in allen fränkischen Reichen gestürzt, als es sich völlig unfähig erwies die Macht zu behaupten.

Arnulf meinte, daß das ganze Reich Karls des Großen ihm zufallen würde, aber keineswegs fand er überall die Anerkennung, die er gehofft. Ueberall entstanden vielmehr Wahlkönige, überall durch die Geistlichkeit im Bunde mit den weltlichen Großen erhoben. „Im Frühjahr 888," sagen die Annalen von Fulda, „gediehen in Europa die kleinen Könige." Im Westfrankenreich erhob man auf den Thron den Grafen Odo, dessen Vater als ein niederer Kriegsmann über den Rhein gekommen war und durch glänzende Kriegsthaten sein Haus schnell erhoben hatte. Odo, obwohl er sich durch die muthige Vertheidigung von Paris gegen die Normannen einen ruhmvollen Namen gewonnen, brachte es jedoch nicht zu allgemeiner Anerkennung im Westfrankenreiche; ein großer Theil der Großen wandte sich vielmehr dem letzten echten Sproß des Karolingischen Geschlechts wieder zu, dem Knaben Karl, den man den Einfältigen hieß. In dem burgundischen Lande zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, das die Aar durch-

Digitized by Google

strömt, erhob man den Grafen Rudolf, ebenfalls aus einem deutschen, dem welfischen Geschlecht, zum König eines neuen Reichs, welches man zum Unterschiede vom arelatischen das hochburgundische nannte. In Italien stritten um die Herrschaft zwei langobardische Herzoge, Berengar von Friaul und Wido von Spoleto. Wido gewann endlich den Sieg und durch denselben für sich und seinen Sohn Lambert die Kaiserkrone, der aber weder sie noch der Papst einen glänzenden Schimmer verleihen konnten. Um sich gegen ihre Nebenbuhler und Widersacher zu stärken, erkannten dann wohl Odo, Rudolf und Berengar für den Augenblick Arnulfs Oberherrschaft an, aber viel fehlte daran, daß er sich dadurch zu einer wahrhaft kaiserlichen Stellung erhoben hätte.

Arnulf zeigte, daß er ein Mann war. Im Jahre 891 schlug er an der Dyle die Normannen völlig auf das Haupt und wandte sich dann gegen Swatopluk, der sich inzwischen offen gegen die Deutschen erhoben und sein Reich über Böhmen und die meisten bisher den Franken unterworfenen Theile Pannoniens ausgebreitet hatte. Arnulf drang wiederholt verheerend in Mähren ein, mußte aber den Kampf im Jahre 893 unterbrechen, weil ihn Papst Formosus gegen Wido nach Italien rief. Nur bis Piacenza gelangte er auf diesem Zuge; die gehoffte Kaiserkrone entging ihm. Als aber Swatopluk bald darauf starb und die Kraft des mährischen Reichs durch die Theilung unter die Söhne des Verstorbenen gebrochen wurde, richtete Arnulf abermals seine Heeresmacht gegen Italien. Wido war inzwischen gestorben, die Macht seines Anhangs gelähmt; Arnulf eroberte Rom und empfing die Kaiserkrone im Jahre 896, mehr den verdienten Preis seiner Mühen als ein Geschenk des Papstes.

Aber zu einer wahrhaft kaiserlichen Gewalt gelangte Arnulf auch jetzt nicht. Odo und Karl der Einfältige theilten sich in das Westfrankenreich, das nach und nach durch Odos tapfere Thaten mehr Ruhe gewann. Lambert schloß mit Berengar einen Vertrag, in dem die Herrschaft auch über Italien getheilt wurde. Als bald darauf Odo und Lambert starben, erkannte das ganze Westfrankenreich Karl den Einfältigen als König an und Berengar gewann allein das italische Reich. Mit unbestrittener Gewalt herrschte Arnulf nur in den deutschen Ländern, von denen er Lothringen überdies absonderte, um es seinem unehelichen Sohne Zwentibold als ein Unterkönigreich zu verleihen. Und auch in den deutschen Ländern war seine Herrschaft nicht völlig

Digitized by Google

gesichert; nur mit Mühe erhielt er die übermüthige Aristokratie, die ihn erhoben hatte, im Gehorsam, und von allen Seiten war das Reich von Feinden umringt. Die Marken waren bedroht oder schon dem Reiche entrissen. Am 8. December 899 starb Kaiser Arnulf, und bald erkannten die deutschen Stämme, wie viel sie an ihm verloren hatten.

Die Herstellung des Kaiserthums in alter Weise hatte sich auch diesmal als unmöglich gezeigt. Aber die hochfahrenden Pläne der Päpste waren nicht minder gescheitert, und das Papstthum selbst war von der jähen Höhe, die es hastig erklommen hatte, in den tiefsten Abgrund versunken. Ein Menschenalter nach Nicolaus I. saßen die traurigsten Schattenbilder päpstlicher Macht auf dem Stuhle Petri, die willenlosen Kreaturen des sittenlosen römischen Adels. Freilich waren die Ideen des Pseudoisidor deshalb nicht untergegangen, die Erfolge eines Nicolaus in Rom nicht vergessen. Gregor VII. hat nach zwei Jahrhunderten nichts Anderes gethan, als das damals aufgegebene Werk mit kühnem Muth aufs Neue in Angriff zu nehmen.

Mit dem Karolingischen Kaiserthum war auch das fränkische Erbkönigthum gebrochen, und die Nationen, die sich nach dem Verfall des Kaiserreichs gesondert hatten, schienen völlig für den Augenblick Herren ihrer Zukunft zu sein. Ueberall traten Wahlkönige an die Spitze der Staaten, doch überall waren sie nur von der geistlichen und weltlichen Aristokratie erhoben, die sich bereits das Recht beimaß nach eigener Willkür den Lehnsherrn zu wählen und allein die Interessen der Völker zu vertreten. Aber wie diese Aristokratie in sich selbst gespalten war und im stäten Kampfe gegen die anderen Elemente des staatlichen Lebens stand, führte ihr Sieg in allen Staaten des Abendlandes zunächst zur wildesten Anarchie. Und zugleich brachen die erbittertsten Feinde des Christenthums von Neuem über die Reiche des Abendlandes herein; u den alten Gegnern, deren man nicht mehr Herr werden konnte, gesellten sich immer neue und schlimmere Feinde.

Der Zustand Europas gemahnte an jene Zeiten, da die ersten germanischen Reiche der inneren Auflösung mit eilenden Schritten entgegengingen und alsbald dem Schwerte ihrer Feinde erlagen. Aber zu fest waren von Karl dem Großen die kirchlichen und staatlichen Ordnungen begründet worden, zu weit war auf diesen Grundlagen bereits das nationale Leben gediehen, als daß abermals ganze Völkerstämme und Staaten hätten vertilgt werden können. Tiefes Dunkel brach noch ein-

Digitized by Google

mal über das Abendland ein, und vergebens suchte der Blick der verzweifelnden Völker leuchtende Sterne am Himmel, — aber jene lange entsetzliche Nacht, die der Zerstörung der alten Kulturwelt folgte, konnte doch nicht wiederkehren.

Ein Zeitraum von etwa tausend Jahren und mit ihm die Geschichte zahlreicher germanischer Stämme und großer von ihnen gestifteter Reiche ist vor unseren Blicken in raschem Wandel vorübergegangen. Von jenen Urzeiten an, wo die Germanen, ohne einen umfassenderen staatlichen Verband als den der Gaugemeinde, in zahllos zersplitterten Völkerschaften den Römern widerstanden, bis zu den Tagen Karls des Großen, als sich die ganze römisch-germanische Welt in einem großen Reiche zusammenfaßte und ein fränkischer König das römische Kaiserthum im Abendlande herstellte, welche reiche, welche gewaltige Entwicklung! Wie waren während derselben Glaube, Sitte und Sprache der Deutschen umgewandelt, wie der Gesichtskreis und die Begriffe erweitert worden, wie hatte man aus den einfachsten Zuständen sich zu den umfassendsten politischen und kirchlichen Verhältnissen erhoben!

Die Germanen waren im Laufe der Zeit gleichsam in eine andere Welt versetzt worden, aber sie hatten darum doch ihre Eigenheit nie völlig aufgegeben, nie ihre ursprünglichen Zustände vergessen und ihre besondere Weise verleugnet. Sobald sie sich dahin nur neigten, wurden sie aus Siegern bald zu Besiegten, und manche der edelsten und kräftigsten Stämme verschwanden so früh aus der Geschichte. Auch der fränkische Stamm, der zuletzt die Weltherrschaft gewonnen hatte, verlor seine Macht, als die Könige sich dem römischen Wesen mit Vorliebe zuwandten und der Klerus übergewaltig wurde.

Aber auch mit der Macht des Frankenstammes war die germanische Kraft nicht erschöpft. In den Ländern jenseits des Rheins lebten noch Völker, die, obwohl auch sie von der tausendjährigen Entwicklung tief und vielfach berührt wurden, wenig bisher auf den großen Schauplatz der Dinge getreten waren und ihre ursprüngliche Natur bewahrt hatten. Noch bewohnten sie ein weites Waldland, wie in den Urzeiten; noch waren sie mit dem städtischen Leben wenig bekannt geworden, hausten

Digitized by Google

meist auf ihren Feldfluren, auf dem Grund und Boden, den sie von den Vätern ererbt; noch waren die Gemeindefreiheit und die alte Sitte der Heimath bei ihnen nicht erstorben; noch immer fand man in ihnen ein unbeugsames Geschlecht, voll wilden Trotzes, vor Allem dem Kriegsleben und dem Waffendienste ergeben. Es trennten diese Völker, obschon sie sich selbst nach ihrer Sprache schon von den anderen Nationen als Deutschredende schieden, zwar immer noch vielfache Stammesunterschiede und gehässige Stammesvorurtheile: aber sie fingen doch bereits an zu ahnen, daß sie ein Volk seien, und sie beugten sich einem Könige und Herrn. Und große Könige gab ihnen alsbald die Vorsehung, und diese haben die Bande der Gemeinschaft unter ihnen mehr und mehr gestärkt, durch glänzende Thaten das nationale Bewußtsein erhoben, das römische Kaiserthum im Abendlande abermals hergestellt und dadurch sich und die Deutschen an die Spitze der europäischen Entwicklung für Jahrhunderte gestellt. Da erst tritt das deutsche Volk selbstbewußt in geschlossener Einheit auf. An die Geschichte der germanischen Stämme schließt sich die Geschichte des deutschen Reichs und des deutschen Volkes.

Die Geschichte der deutschen Kaiserzeit erzählt nicht allein das Leben und die Thaten unserer großen Kaiser; sie stellt vor Allem dar, wie durch dieselben aus den deutschen Stämmen das deutsche Volk erwuchs, wie es sich eigenartig entwickelte, wie wir Deutsche so erst in Wahrheit zu einer großen Nation geworden sind. Hier liegt das wesentlichste Interesse dieser Geschichte. Denn die Macht unsrer alten Kaiser erstarb, aber das deutsche Volk lebt und wird leben.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Gründung des deutschen Reichs.

900—950.

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Verfall des ostfränkischen Reichs.

Als man das Jahr 900 nach der Geburt des Herrn zu schreiben begann, sah es unsäglich traurig in den deutschen Ländern aus, und mit weniger Freude hat man wohl nie ein neues Jahrhundert begrüßt. Kaiser Arnulf, der das wankende Reich zu stützen versucht und mit tapferer Hand die Normannen, die verderblichsten Feinde des Reichs, auf das Haupt geschlagen hatte, war so eben aus der Welt geschieden. Der Kaiserthron und der ostfränkische Königsstuhl standen erledigt: wer konnte die drückende Last der Reichsregierung in den deutschen Ländern auf seine Schulter nehmen, wer einen neuen Versuch wagen, die zerrissene Monarchie Karls des Großen zu einigen und gegen die äußeren Feinde zu schützen?

Arnulf hatte von seiner rechtmäßigen Gemahlin einen einzigen Sohn, Ludwig, damals einen Knaben von sechs Jahren, hinterlassen, und dieses Kind wählten einmüthig und ohne Zaudern die weltlichen und geistlichen Großen aller deutschen Länder, als sie sich am 21. Januar zu Forchheim an der Regnitz versammelten, zum Könige des Ostfrankenreichs. Das Volk stimmte der Wahl zu, und sofort krönte man das königliche Kind und erhob es auf den Thron seines Vaters.

Wohl nur deshalb wählte man Ludwig und nahm auf Arnulfs mannbare Söhne aus wilder Ehe, deren Nachfolge er selbst gewünscht hatte, keine Rücksicht, weil man besorgte, bei einer Abweichung von der herkömmlichen Erbordnung möchten die deutschen Länder, die nur nothdürftig zusammenhielten, sich völlig von einander trennen. In jedem anderen Betracht war es eine unbegreifliche Wahl. Denn wie hätte wohl dieses Kind die Einheit des Abendlandes herstellen sollen? Schien nicht die Wahl desselben vielmehr offen auszusprechen, daß man in den deutschen Ländern die Ansprüche auf das Kaiserthum, wie sie noch Arnulf erhoben und durchgesetzt hatte, vollends aufgab? Und stand

Digitized by Google

ſelbſt nur zu erwarten, daß der Knabe, aus einer unechten Linie des fränkiſchen Herrſcherhauſes ſtammend, ſein Reich gegen den letzten echten Sproß aus Karls Geſchlecht, den vor Kurzem die Weſtfranken wieder auf den Thron ſeiner Väter geſetzt hatten, behaupten könnte? War es auch „der einfältige Karl," der in Weſtfranken herrſchte, ſo drohte bei dem unruhigen Sinn der deutſchen Großen doch auch von ihm eine nicht geringe Gefahr, wenn er einſt das Recht ſeines Hauſes jenſeits des Rheins in Anſpruch nehmen ſollte. Vor Allem aber die Lage der deutſchen Länder ſelbſt, wie ſehr heiſchte ſie gerade ein kräftiges Oberhaupt, einen Mann im vollen Sinne des Worts!

Noch lagen die Städte am Rhein in Schutt und Aſche, ihre Mauern zerſtört: wer wollte den Normannen wehren, wenn ſie, nachdem der Sieger an der Dyle abgeſchieden, von jenen Burgen, die ſie an der frieſiſchen Küſte ſtätig beſetzt hielten, die alte Straße aufs Neue verfolgten? Ueber die Grenzen Sachſens waren die Dänen und Wenden eingebrochen; an der thüringiſchen Mark ſtanden die Sorben. Mit der ſinkenden Macht des mähriſchen Reichs lebten die Biſchöfe und Grafen Baierns in fortwährendem Kriege, und ſchon ſchweiften die Schaaren neuer fürchterlicher Feinde, der Magyaren, bis an und bis über die Grenzen des Reichs. Zugleich war nirgends im Innern ſelbſt ein feſter, geſicherter Zuſtand. Die Theile löſten ſich vom Ganzen. Nur mit großer Kraftanſtrengung hatte Arnulf die Fehden der edlen Geſchlechter unterdrückt, die Geiſtlichkeit und die Kirchen gegen die Gewaltthaten der weltlichen Herren geſchirmt; jetzt trieb überall trotziger Uebermuth, frevelhafte Auflehnung gegen das Reich, zügelloſe Selbſthülfe das verderblichſte Weſen. Wie wenig man die königliche Gewalt ſcheute, zeigte ſich ſofort in Lothringen, wo Zwentibold mit kräftiger, aber roher Gewaltherrſchaft die widerſpenſtigen Großen in Zaum zu halten ſuchte. Das ſcharfe Regiment dieſes jungen Fürſten, der ſich mit aus dem Staube erhobenen Günſtlingen umgab, erregte allgemeine Erbitterung, und kaum hatte Kaiſer Arnulf die Augen geſchloſſen, ſo vertrieb man ſeinen Sohn aus dem Lande. Vergebens ſuchte Zwentibold ſich mit Gewalt zu behaupten, nach kurzem Widerſtande wurde er an der Maas im Streite erſchlagen. Wohl war es ein Glück, daß ſich die Lothringer damals noch dem unechten Karolinger im Oſten, nicht dem echten im Weſten anſchloſſen, und das ſchöne Rheinland ſo mit den deutſchen Stämmen vereinigt blieb.

Digitized by Google

Von allen Seiten umlauerten Gefahr und Verderben das Reich, und doch erhob man ein Kind auf den Thron, die bedrohte Herrſchaft zu ſchützen. So kam, was kommen mußte: das Reich zerfiel und wurde die Beute äußerer Feinde. Eine Zeit entſetzlicher Schmach und der traurigſten Verwirrung brach über die deutſchen Länder ein.

Alle Schrecken waren entfeſſelt, aber die ſchlimmſte Geiſel für das unglückliche Reich und die deutſchen Länder wurden die verheerenden Züge der Magyaren, die jetzt begannen. Die Magyaren, wie ſie ſelbſt ſich nannten, während das Abendland ihnen ſchon damals den Namen der Ungarn beilegte, ein finniſcher nomadiſirender Volksſtamm, waren von ihren Wohnſitzen am weſtlichen Fuße des Urals durch nachdrängende Völker vor etwa hundert Jahren verjagt worden und hatten endlich ihre beweglichen Zelte in den Steppen am Dniepr aufgeſchlagen, von wo ſie bis zu den Donaumündungen ſchwärmten. Sie ſtanden noch in einer einfachen und rohen Stamm- und Geſchlechtsverfaſſung. Die Zahl ihrer Stämme, die ſich auf ſieben belief, war durch einen achten, die Chabaren, vermehrt worden, einen Zweig der Chazaren, die damals am Don eine ausgedehnte Herrſchaft beſaßen und denen längere Zeit auch das Volk der Magyaren ſelbſt dienſtbar geweſen war. Jeder Stamm ſtand unter einem beſonderen Häuptling, und als das erſte gemeinſame Oberhaupt des ganzen Volkes, das aus der Wahl der ſieben Häuptlinge hervorging, wird Arpad genannt, in deſſen Geſchlecht dann die höchſte Gewalt verblieb. Der Reichthum der Magyaren beſtand in Heerden von Rindern und Roſſen; ihr Leben brachten ſie auf der Jagd und in Beutezügen zu, die ſie in die weiteſten Fernen ausdehnten und auf denen ſie ſchon im Jahre 862 die Grenzen des Frankenreichs berührten.

Bald wurden die Magyaren gefürchtete Feinde aller ihrer Nachbarn, zumal ſie ſich in jeder kriegeriſchen Tugend auszeichneten. Herzhaft im Angriff, ausdauernd in Beſchwerden, vorſichtig gegen Liſten des Feindes, ſehr gewandt im Benutzen ſeiner Schwächen, ein unbändiges Geſchlecht, doch im Kriege ſtrenger Zucht gehorchend, blieben ſie im Kampfe faſt immer Sieger. Ueberdies war ihre Kriegsführung eigenthümlichſter Art. Nicht in großen geſchloſſenen Reihen rückten ſie an, ſondern in vielen kleinen getrennten Heerhaufen, die nur ſcheinbar ein Ganzes bildeten, und nie vergaßen ſie einen Theil des Heeres ſich im Hinterhalt zu bewahren. Dadurch gewannen alle ihre Unternehmungen an Beweglichkeit, und es blieb ihnen Gelegenheit dem Streite neue

Digitized by Google

und unerwartete Wendungen zu geben. Der Sieg täuschte den Gegner; oft erlitt dieser mitten im geträumten Triumphe durch einen Ueberfall die schwerste Niederlage. Die Magyaren kämpften auf Rossen, die durch große Panzer gedeckt waren, und tummelten mit erstaunlicher Gewandtheit die trefflich geübten Thiere. Obwohl sie Schwert und Wurfspieß führten, war ihre Hauptwaffe doch der Pfeil, den sie mit der größten Sicherheit im Sturme des Rosses von dem hörnernen Bogen entsandten; diese Waffe führten sie mit gleichem Geschick beim Einrennen auf den Feind, wie auf der eiligen Rückflucht. Grausam im Kampfe, schonungslos waren sie im Benutzen des Sieges. Erbarmen gegen den überwundenen Feind war ihnen fremd; wer sich ihnen entgegenstellte, wurde erschlagen; es soll unter ihnen der Glaube geherrscht haben, die auf Erden ihrem Schwerte erlegen seien, würden ihnen im Himmel als Knechte dienen. So besiegten sie ihre Feinde nicht nur, sondern vernichteten sie, und wohin sie ihre Rosse lenkten, machten sie den Boden zur traurigsten Einöde.

Nachdem die Magyaren längere Zeit mit den Völkern an der unteren Donau gekämpft hatten, griffen sie im Jahre 892 das mährische Reich an. Von hier wurden sie aber damals durch den Kaiser zu Constantinopel abgerufen, der sie über die Donau gegen die Bulgaren führte, die seine Hauptstadt bedrohten. Die Bulgaren gewannen als Bundesgenossen die Petschenegen, ein den Ungarn im Osten benachbartes wildes und kriegsmuthiges Volk. Als nun im Jahre 895 die Ungarn zu neuen Beutezügen nach Abend ausgeritten waren, fielen die Petschenegen unerwartet in die unvertheidigten Sitze derselben ein, hieben die spärliche Besatzung, die Weiber und Kinder nieder, bemächtigten sich der Heerden und setzten sich in dem eroberten Lande fest. Der öfters erprobten Uebermacht dieses Feindes wichen die Ungarn und standen von der Rückkehr in ihre alte Heimath ab. Sie zogen die Donau hinauf, nicht mehr um plündernd diese Länder zu verwüsten, sondern um sich dort neue Wohnsitze zu suchen. Zwischen den Karpathen und der Donau setzten sie sich fest, besonders in den großen Ebenen, während in den Gebirgsgegenden die slawische Bevölkerung sich erhielt, aber in Dienstbarkeit trat. Nirgends fanden die Eroberer hier Widerstand; denn nur wenige Burgen gab es im Lande, und wehrlose Hirten wohnten in dem seit der Zerstörung des Avarenreichs fast herrenlosen Gebiete. Mit neuer Heftigkeit begannen dann sofort die Angriffe auf das mährische

Digitized by Google

Reich, mit dem die Ungarn jetzt in unmittelbarer Nachbarschaft standen. Einen um so schwereren Kampf hatten die Mährer zu bestehen, als ihr Reich nach Swatopluks Tode durch die Streitigkeiten seiner Söhne geschwächt war und überdies durch die baierischen Großen unaufhörlich beunruhigt wurde: dennoch hielten sie dem ersten Angriffe Stand. Ruhmlos zogen die Ungarn ab und richteten ihre Kriegszüge von Neuem nach anderen Seiten. Durch die Grenzmarken des Frankenreichs nahmen sie im Jahre 899 ihren Weg nach Italien und verheerten die schlecht vertheidigte lombardische Ebene von der Küste des adriatischen Meeres bis zu den Schneegipfeln des großen Bernhard. Mord, Brand und Verwüstung bezeichneten überall ihre Straße.

Als mit reicher Beute beladen die Magyaren aus Italien in ihre neue Heimath zurückkehrten, hörten sie, daß ein Knabe auf den ostfränkischen Thron erhoben sei: ihr Entschluß war gefaßt bei dieser Kunde, und unverzüglich brachen sie in die baierische Ostmark ein. Verheerend drang ein Schwarm am rechten Donauufer bis über die Enns vor, während ein anderer am linken Ufer hinaufzog. Die baierischen Großen sammelten sich, aber ehe sie den Feind erreichen konnten, hatten die am rechten Ufer heerenden Ungarn sich bereits bis über die Grenzen zurückgezogen. Ihre Genossen am linken Ufer wurden zwar von den Baiern erreicht und geschlagen, aber unverfolgt kehrten sie mit reicher Beute heim. Jetzt erst vergaßen die Baiern des alten Haders mit den Mährern und sahen ein, daß sie vereint einem mächtigeren Feinde zu widerstehen hätten. Im Jahre 901 wurde zwischen den Baiern und Mährern Frieden geschlossen, und beide Völker verbanden ihre Streitkräfte zu gemeinsamem Kampfe. Aber es war zu spät. Nach allen Seiten ergossen sich unwiderstehlich die Heeresschwärme der Ungarn. Während sie Kärnthen plünderten, Italien abermals heimsuchten, richteten sie ihren Hauptangriff gegen das mährische Reich, und im Jahre 906 waren alle Länder, die Swatopluk einst beherrscht hatte, ihnen erlegen. Die Burgen, die so oft den Feinden getrotzt, wurden verlassen, die Kirchen des Methodius zerstört, die Einwohner verjagt, und die Magyaren herrschten bis zu den Grenzen des fränkischen Reichs.

Noch in demselben Jahre wurden die Ungarn von den Daleminciern, die in der Gegend von Meißen an der Elbe wohnten, gegen die Sachsen zur Hülfe gerufen und durchbrachen die Marken auch des nördlichen Deutschlands. Im folgenden Jahre wandten sie sich von Neuem und

Digitized by Google

mit ſtärkerer Heeresmacht als früher gegen Baiern. Um das Land zu vertheidigen, hatte Markgraf Luitpold die geſammten Streitkräfte des Volkes aufgeboten. Alle Grafen und Vaſallen, auch die Biſchöfe und Aebte mit ihren Kriegsleuten hatten ſich zu ſeinen Feldzeichen geſammelt. Aber ſchon beim erſten Zuſammenſtoß erlitten die Baiern eine vollſtändige, entſetzliche Niederlage (6. Juli 907). Faſt der ganze baieriſche Adel fand mit Luitpold in der Schlacht ſeinen Untergang; der Erzbiſchof Theotmar von Salzburg, die Biſchöfe Udo von Freiſing und Zacharias von Seben ſtarben mit vielen anderen geiſtlichen Würdenträgern im Kampfe; eine unzählige Menge niederen Volkes bedeckte das Schlachtfeld. Man ſagte, der baieriſche Stamm ſei von den Ungarn faſt vernichtet. Das Land lag ihnen offen und wurde furchtbar verwüſtet. Die Marken gingen zum großen Theil für immer verloren. Die fruchtbaren Landſtriche unter der Enns wurden von den Ungarn beſetzt, die deutſche und ſlawiſche Bevölkerung hier vernichtet oder verdrängt. Nur mit Mühe behaupteten ſich die Deutſchen bis zur Enns und in den rauhen Gebirgsgegenden der karanthaniſchen Mark, welche die Ungarn weniger anlocken mochten. König Ludwig, der ſich bis dahin meiſt in Regensburg aufgehalten hatte, begab ſich nach den weſtlichen Theilen ſeines Reichs und überließ Baiern ſeinem Schickſale. Arnulf, Luitpolds Sohn, ergriff die Gewalt in dem ſchutzloſen Lande.

Alle deutſchen Länder ſchienen bereits eine ſichere Beute der unüberwindlichen Barbaren. Im Jahre 908 drangen ſie nach Sachſen und Thüringen ein. In Thüringen ſtellte ſich ihnen der Markgraf Burchard entgegen: auch er fand Niederlage und Tod im Kampfe, und mit ihm ſanken der Biſchof Rudolf von Würzburg und der Graf Egino von den feindlichen Schwertern. 909 wurde Schwaben, das einen Widerſtand nicht einmal wagte, verwüſtet; erſt auf der Rückkehr durch Baiern erlitten die Ungarn, nachdem ſie arg in Freiſing gehauſt, an der Rott durch Arnulf am 11. Auguſt eine Niederlage. Dennoch ſchlugen ſie im nächſten Jahre wieder dieſelbe Straße ein. Alle Kräfte des Reichs bot man jetzt noch einmal auf, aber man kämpfte ohne Glück. An den Grenzen Baierns, Schwabens und Frankens unweit der Mündung des Lechs wurde die Streitmacht des Reichs geſchlagen; Graf Gebhard und viele andere edle Herren verloren im Kampfe das Leben. König Ludwig ſelbſt mußte ſein Heil in der Flucht ſuchen. Wenn auch die Baiern in dieſem Jahre ſich

Digitized by Google

durch einen Angriff auf die Feinde glänzenden Ruhm gewannen, ſo war doch damit neuen Einfällen in keiner Weiſe gewehrt.

Unbeſchreiblich ſind die Leiden, von denen damals die deutſchen Länder heimgeſucht wurden. Nicht allein, daß die Saatfelder verwüſtet, das Vieh fortgetrieben, die Häuſer eingeäſchert und jede werthvolle Habe eine ſichere Beute der Feinde wurde, auch die hülfloſen Menſchen verſchonte der vordringende Feind nicht. Nicht die zarte Unſchuld der Kinder, nicht das ehrwürdige Haupt des Greiſes fand vor ihm Erbarmen. Wie Vieh zuſammengekoppelt, wurden die gefangenen Frauen und Mädchen unter Mißhandlungen fortgetrieben, um ſie entehrender Wolluſt dienſtbar zu machen. Die Spur der furchtbaren Feinde war Verwüſtung; Feuer und Rauch bezeichneten weithin die Straßen, die ſie zogen, Schutt und Trümmer die Stellen, die ſie verlaſſen hatten. Bei ihrem Nahen flüchtete Alles hinter die Mauern und Wälle der Burgen oder in das Dickicht der Wälder. Glücklich, wer nur das nackte Leben rettete! Schon der Anblick der Ungarn erfüllte die Deutſchen mit Abſcheu und Widerwillen. Der niedere Wuchs, die funkelnden, tiefliegenden Augen in dem braunen, häßlichen Geſicht, der bis auf drei Zöpfe kahlgeſchorene Kopf, dazu der rauhe Klang der unverſtändlichen Sprache: dies Alles ſchien ihnen eher geſpenſterhaften Weſen als Menſchen eigen. Sie meinten, es ſeien die Völker Gog und Magog, die vom Ende der Welt kämen, um Alles von Grund aus zu vernichten; ſie erzählten ſich, wie dieſe Unmenſchen gleich reißenden Thieren rohes Fleiſch verſchlängen und Blut tränken, wie ſie den Gefangenen das Herz aus dem Leibe riſſen, weil ſie das Verzehren deſſelben für ein kräftiges Geſundheitsmittel hielten.

Indeſſen richteten die Magyaren ſich allgemach in ihren neuen Sitzen an der Donau ein, die ſie innerhalb eines Jahrzehnts von den Karpathen bis zu den Grenzen des Oſtfrankenreichs und Böhmens ausgedehnt hatten. Die Häuptlinge theilten ſich in das Land, und jeder bemaß den Männern ſeiner Horde einzeln ſeinen beſonderen Antheil; vor Allem wurde das Oberhaupt des ganzen Volkes reichlich bedacht, dem mehr als die Hälfte des Landes zwiſchen der Donau und Sau zufiel. Die alten Bewohner wurden als Zubehör des Landes behandelt und mit demſelben vertheilt. So reich und fruchtbar der Boden iſt, wurde der Ackerbau doch im Anfange nur ſpärlich betrieben,

Digitized by Google

da das Volk, in allen friedlichen Künsten auf der niedrigsten Stufe der Kultur, noch vornehmlich von Jagd und Fischerei lebte. Sein ganzes Leben unterschied sich wenig von dem jeder anderen asiatischen Nomadenhorde. Die Kleidung bestand in Thierhäuten, im Sommer wohnte man unter Zelten, im Winter in elenden Rohrhütten oder Holzbuden — steinerne Gebäude waren noch im zwölften Jahrhundert in Ungarn selten — das erste und wichtigste Bedürfniß waren weite üppige Weideplätze, für alles Andere sorgte die reiche Beute der jährlich wiederkehrenden Heereszüge.

Während die deutschen Länder, von einem Kinde regiert, fast wehrlos einem so furchtbaren Feinde ausgesetzt waren, litten sie zugleich kaum minder unter den blutigen Händeln der einheimischen Großen, die ohne den Zügel eines starken Gebieters sich aus Herrschsucht, Habgier und Rachsucht von Fehden in Fehden stürzten. Die wildeste Zügellosigkeit herrschte aller Orten; kaum gab es ein anderes Recht als das Faustrecht. So ging durch die streitlustigen Herren des Reichs unter, was die Horden der Ungarn verschonten.

Den damaligen Zustand des Reichs schildert der kluge Bischof Salomo von Konstanz, der selbst einer der vertrautesten Räthe Königs Ludwigs war, als den traurigsten von der Welt. „Alles hadert," sagt er, „Graf und Dienstmann, im Streit liegen die Gau- und Markgenossen, in den Städten tobt der Aufruhr, das Gesetz wird mit Füßen getreten, und die, welche Land und Volk schützen sollten, geben gerade das schlechteste Beispiel. Die Großen, deren Väter einst die Empörungen niederkämpften, schüren jetzt selbst den Bürgerkrieg an. Da das Volk so gespalten ist, wie läßt sich der Bestand des Reichs noch erhalten?" Salomo selbst gibt als Hauptgrund des elenden Zustandes die Jugend des Königs an. „Das Siechthum des Kindes," sagt er, „das den Namen des Königs führt, hat uns schon lange eines Herrschers beraubt. Seine Jugend ist unfähig die Waffen zu führen, wie Recht und Gesetz zu handhaben. Sein schwächlicher Körper und die zu tapferen Thaten spätreifende Kraft machen ihn den Seinen verächtlich und ermuthigen die Feinde zu jeglichem Wagniß. Wie sehr haben wir zu fürchten, daß die Worte Salomos: „Wehe dir Land, deß König ein Kind ist!" (Pred. Sal. 10, 16) sich an uns erfüllen."

Es waren arge böse Zeiten, in denen es dem geringeren, einzeln stehenden Manne schwer wurde die Ehre seiner Person und seines

Digitized by Google

Hauses zu retten. Damals ist die Freiheit des gemeinen Mannes in den deutschen Ländern mehr verkürzt worden, als vielleicht je zuvor. Nur Wenige waren stark genug, mit eigener Faust ihr Erbe gegen äußere und innere Feinde zugleich zu vertheidigen, und wer das nicht vermochte, dem blieb kein anderer Ausweg, als sich in den Dienst eines mächtigen geistlichen oder weltlichen Herrn zu begeben. Und nicht die Gefahr vor dem Feinde allein, auch die bittere Noth minderte von Tag zu Tag die Zahl der kleinen Grundbesitzer. Lange andauernder Mißwachs war eine schwere Plage fast aller deutschen Länder zu Arnulfs Zeiten gewesen. Kaum erholte man sich, da brachen die Ungarn ein und die inneren Fehden entbrannten. Wie sollte der gemeine Mann, wenn seine Saaten zertreten und seine Scheunen geleert wurden, sich und die Seinen erhalten, zumal man ihn zum Schutz des Landes immer von Neuem zu den Waffen rief! Nur dadurch konnte er sich vor der äußersten Noth retten, daß er sein freies Grundstück einem mächtigen Manne, der ihn in der schlimmen Stunde der Gefahr zu schützen vermochte, übertrug und sich gegen Zins Schutz und Sicherheit erkaufte. Wahrte der schutzbefohlene Mann dann auch wohl Anfangs noch seine persönliche Freiheit, so hatte sie doch nicht mehr den alten Werth für ihn, da er die Mittel verlor, sie seinem Grundherrn gegenüber zu behaupten, und leicht genug sank er aus der Zinspflichtigkeit nach und nach in den Stand der Knechtschaft hinab. Er verlor die gleiche Stellung unter den Gaugenossen und wurde dadurch mit der Zeit vom Landrecht ausgeschlossen und unter Hofrecht gebracht. Aber Manche, die mit leeren Händen zu dem reichen Manne kamen, mußten sofort auch ihrer persönlichen Freiheit entsagen und sich, um nur das nackte Leben zu retten, in die Reihe der eigenen und hörigen Leute stellen. So fing das Volk an sich in zwei große getrennte Massen zu theilen, in den Stand der Bauern, bald überwiegend aus zinspflichtigen und hörigen Leuten bestehend und der höheren Freiheits- und Ehrenrechte entbehrend, ein vielfach unterdrücktes und mißachtetes Geschlecht, und in den gebietenden Kriegerstand, der trotzig und übermüthig alle Gewalt an sich zu reißen wußte.

Nur unabwendbare Noth konnte deutsche Männer, deren innerstes Leben in dem Genuß der ererbten Freiheit beruhte und die zu den Waffen geboren waren, in solche Abhängigkeit oder Knechtschaft treiben. Glücklich vor Anderen schien daher, wer mit der persönlichen Freiheit

Digitized by Google

noch die Waffenehre in dem Dienstverhältniß, das er eingehen mußte, bewahren und unter den Vasallen des Reichs, der Kirche oder des hohen Adels seinen Platz finden konnte. Auch der Vasall gab sich zwar dem Dienste des Herrn hin und gelobte, indem er durch Handreichung und Lehnseid sich als Mann desselben bekannte, mit Rath und That für das Wohl seines Herrn zu wirken: aber der Mittelpunkt seines Lebens blieb doch Hof- und Waffendienst, und Niemand konnte ihn zu gemeiner Frohnarbeit zwingen; mußte er auch in manchen Fällen den Lehnsherrn als seinen Richter anerkennen, so blieb ihm doch seine Stellung in der Gaugemeinde daneben noch unverkürzt, und er stand hier dem Lehnsherrn als seines Gleichen zur Seite. Ueberdies bot der Vasallendienst nicht kärglichen Lohn, sondern half dem tüchtigen Mann schnell zu Reichthum und Ehre. Mit ausgedehnten Lehen wurden ausgezeichnete Dienste vergolten, und glänzende Beute lohnte den tapferen Krieger. War auch das Lehen damals in den deutschen Ländern noch nicht erblich und also die Nachkommenschaft durch dasselbe nicht gesichert, so gewährte es doch dem Beliehenen selbst einen ehrenvollen Wohlstand. Man kann sich vorstellen, wie muthige Männer, wenn sie sich bei den Drangsalen der Zeit an ein mächtigeres Haupt anschließen mußten, sich vor Allem zu dem Vasallendienst drängten. Freiwillig und freudig sogar übertrugen Viele ihr Eigengut der Kirche oder einem mächtigen Herrn, um es als Lehen zurück zu empfangen und dadurch die Vortheile und Ehren des Vasallenstandes zu gewinnen.

Wie groß die Auszeichnung war, welche der Bewaffnete vor dem Wehrlosen genoß, zeigt sich auch darin, daß unter den unfreien Dienstleuten des Adels und der Geistlichkeit die bewaffneten vor den unbewehrten bereits einen an Ansehen und Ehren hervorleuchtenden Stand zu bilden anfingen, dessen Vortheile bald sich auch auf ihre Nachkommen vererbten. Längst war es Sitte, daß die geistlichen und weltlichen Herren sich aus ihren Knechten und hörigen Leuten einen Hofstaat bildeten, der in Kriegs- und Friedenszeiten ihr untrennbares Geleit ausmachte und den sie deshalb mit Pferden und Waffen ausrüsteten. Mit dieser wohlgeübten berittenen Mannschaft zogen sie in den Krieg und kämpften sie ihre Fehden aus. Als die Stellung der freien Vasallen zu ihrem Lehnsherrn mehr und mehr eine rechtliche und gegenseitig bedingte wurde, erhielt sich hier noch länger ein freies, rein persönliches Verhältniß,

Digitized by Google

und man kann sagen, daß jenes unverbrüchliche Band von Huld und Treue, das in den ältesten Zeiten das Gefolge an seine Führer knüpfte, sich da gerade auf das Verhältniß des Herrn zu den Ministerialen — so wurden diese unfreien Dienstleute genannt — vorzugsweise übertrug. Die Ministerialen wußten aber auch dieses enge und unmittelbare Verhältniß zu ihrem Herrn trefflich zu nutzen; sie erhielten oft von der Gunst desselben die stattlichsten Lehen und stellten sich durch Reichthum, Einfluß und Waffenehre häufig den Vasallen zur Seite, so sehr die unfreie Geburt sie von jenen auch zu trennen schien. Schon früh finden sich Beispiele, daß sich freie Männer selbst von edler Geburt als Ministerialen geistlichen Herren ergaben. So groß waren die Vortheile, die dieses Verhältniß darbot.

Wohin man den Blick wendet, überall entwickeln sich neue Dienst- und Abhängigkeitsverhältnisse, welche die alte Volksfreiheit mindern. In einzelnen Landschaften, wie in den hohen Alpen, in den friesischen Marschen und hier und da in Westfalen, erhielt sich freilich zu allen Zeiten ein tüchtiger Stamm von mittleren und kleinen freien Grundbesitzern, aber im Allgemeinen nahm die Zahl der freien Leute, die ihren eigenen Hof bauten und schützten, von nun an mit unaufhaltsamer Schnelligkeit ab. Es blieben endlich nicht Viele, die sagen konnten, nur von Gott im Himmel und dem Sonnenlicht trügen sie ihr Gut zu Lehen; die Meisten konnten nahe genug den Herrn finden, auf dessen Gebot sie entweder ihr Roß zum Herrendienst satteln oder den Gaul vor den Pflug spannen mußten. Das Lehnswesen war schon seit einem Jahrhundert auch in den deutschen Ländern bekannt, aber erst in den Zeiten Ludwig des Kindes begann es hier die alte Gemeindeverfassung merklich zu erschüttern, nachdem es in Westfranken bereits zu völliger Herrschaft gelangt war.

Wer aber gewann bei dieser großen Veränderung, welche nicht allein tief in alle Besitzverhältnisse, sondern auch in die Heeres- und Gerichtsverfassung eingriff, wer anders als der Adel und die Kirche? Von Tag zu Tag mehrte sich auf den großen weltlichen und geistlichen Gütern die Masse der Hintersassen und Knechte, von Tag zu Tag wuchs die Zahl der streitbaren Vasallen und Ministerialen an den Höfen der Bischöfe und Grafen, und in demselben Maße steigerten sich wie nicht anders zu erwarten stand, der Trotz und die Hoffahrt dieser

Digitized by Google

Herren, die kleinen Königen gleich, durch keine höhere Gewalt gebunden, ihre Händel mit wilder Raufluſt auskämpften.

Durch Waffengewalt und Kriegsruhm hatten die Karolinger die deutſchen Stämme geeinigt, die Kirche war bemüht geweſen durch gleichen Glauben und das Gebot der Bruderliebe die ſich widerſtrebenden Volkselemente in dem Reiche zu verbinden: aber weder der Staatsgewalt noch der Kirche war auch nur von ferne geglückt die Verſchiedenheit der Stämme aufzuheben. Noch lebten die Franken, Baiern, Alamannen, Sachſen, Frieſen und Thüringer nach ihren beſonderen Rechten, und durch die Reichstheilungen waren manche Stämme zeitweiſe auch politiſch wieder zu ſelbſtſtändiger Stellung gelangt, wenn auch nur als Bruchtheile des großen Frankenreichs. Die natürlichen Bande der Stammesverwandtſchaft waren immer noch bei weitem ſtärker geblieben, als die politiſchen des fränkiſchen Reichsregiments, und ſobald dieſe ſich löſten, mußten jene naturgemäß ſich von Neuem befeſtigen und ſtärken. Als die Macht des oſtfränkiſchen Reichs dahinſchwand, ſtanden ſofort Baiern und Schwaben, Sachſen und Thüringen, Friesland und Franken wieder als mehr oder weniger in ſich geſchloſſene und ſelbſtſtändige Länder da, neben denen ſich auch Lothringen, obwohl die Bewohner dem fränkiſchen Stamme angehörten, noch als ein geſondertes Gebiet darſtellte, weil es ſeine Geſchichte von den öſtlichen fränkiſchen Gegenden bereits mehrfach getrennt hatte. Das Ganze zerfiel in die Theile, aus denen es einſt gebildet war und in denen es eigentlich immer fortbeſtanden hatte.

Jedes dieſer Länder bedurfte aber, herrenlos und ungeſchützt wie alle waren, bei den unabläſſigen inneren und äußeren Kriegen eines Oberhauptes, das mit ſtarker Hand die Feinde des Landes niederſchlug und eine neue Ordnung hervorrief. Und wer anders konnte eine ſolche Stellung gewinnen oder behaupten, als der ohnehin durch Kriegsruhm, Reichthum und hohe Geburt als der mächtigſte Herr im Lande daſtand? An ihn mußte der gemeine Mann ſich anſchließen, ihn der Adel als ſeinen Lehnsherrn erkennen, ihn das Land ſich zum Herzog ſetzen. Denn dieſer altehrwürdige Name bot ſich von ſelbſt für den neuen Landesoberſten dar; war dieſer Name doch für eine ähnliche Stellung von den Baiern, Schwaben und Thüringern Jahrhunderte lang gebraucht worden und ſelbſt unter der Frankenherrſchaft niemals ganz in Vergeſſenheit gerathen. Indem die einzelnen Stämme vom Reiche, das ſie

Digitized by Google

nicht mehr zu schützen und zu einigen vermochte, sich lösten oder vielmehr gelöst wurden, traten nach dem natürlichen Gang der Dinge auch die alten Stammeshäupter, die Herzoge, wieder hervor. Fragt man, welche Rechte diese jetzt erhielten und worin eigentlich das unterscheidende Merkmal ihrer besonderen Stellung bestand, so verkennt man die wahre Bedeutung derselben. Sie gewannen eben alle Regierungsgewalt, die bisher die Könige geübt hatten und nicht mehr üben konnten, bestanden nicht unter den Königen mit diesen oder jenen Rechten, sondern vielmehr neben und meist trotz der gesetzlichen Autorität derselben mit einer freien weder durch Gesetz noch durch Herkommen geregelten Gewalt, welche der Drang der Zeitumstände in ihre Hände gelegt hatte und die, ob in gewisser Weise neu, doch sich mit uralten Erinnerungen der Völker verschlang. Daß bei einigen Stämmen diese Herzoge durch Volkswahl erhoben sind, wird ausdrücklich berichtet; bei anderen scheint es einer förmlichen Wahl nicht einmal bedurft zu haben, sie waren gleichsam die geborenen Herzoge ihres Stammes.

Auf sehr verschiedene Weise bildete sich die herzogliche Gewalt bei den einzelnen Stämmen, meist nicht ohne Schwierigkeiten und große innere Kämpfe. Denn einmal widerstrebte dem Herzogthum natürlich der letzte Rest von Kraft, der noch im Königthum wohnte; nicht minder waren ihm die Bischöfe entgegen, die schon um der Einheit der Kirche willen an der Einheit des Reichs festhielten, die überdies zersplittert und getrennt leicht in eine gedrückte Stellung zu dem weltlichen Adel gerathen konnten, den sie an Macht und Einfluß bereits überholt zu haben wähnten; endlich war unter den edlen Geschlechtern der einzelnen Länder selbst nicht immer eines in so unbestreitbarer Ueberlegenheit, daß die anderen ihm willig den Vorrang einräumten. Ihre Kraft sog die neuerstehende Macht zum guten Theil aus dem niederen Volke, das in den Männern, die sich der vom Throne verlassenen Länder annahmen, Helden verehrte. Das Herzogthum war in seinem Entstehen durch und durch volksthümlich: daher haben fast alle deutschen Stämme den Kampf ihrer Herzoge mit ihren Widersachern, wie er damals begann, in Sagen gefeiert und in Liedern besungen, die in abgebrochenen und oft undeutlichen Lauten noch bis zu uns herüberklingen. Es ist höchst bemerkenswerth, daß diese Sagen stets gegen die Könige und die Bischöfe die Sache der Herzoge ergreifen. Wie allgemein die Theilnahme an deren Schicksalen unter den tieferen Kreisen des Volks war,

Digitized by Google

zeigt sich auch darin, daß selbst die niedere Geistlichkeit an diese Sagen glaubte und sie, offen gegen die Bischöfe in die Schranken tretend, der Nachwelt überlieferte. Unsere Kenntniß des großen inneren Kampfes, der damals Deutschland erfüllte, beruht mehr auf solchen sagenhaften Erzählungen, als auf streng geschichtlicher Ueberlieferung, die in dieser Zeit innerer Auflösung fast versiegt.

Zuerst und am furchtbarsten entbrannte der Kampf in Franken. Hier hatte sich schon vor den Tagen Arnulfs ein gräfliches Geschlecht zu großem Glanze erhoben; von seiner Burg Babenberg, die nachher der Stadt Bamberg den Namen gegeben hat, wurde es später das Babenbergische genannt. Seine Macht war begründet durch jenen Grafen Heinrich, der erst lange das Reich mannhaft gegen die Normannen vertheidigt hatte, dann aber im Jahre 886 im Kampf vor Paris erlegen war. Heinrichs Söhne waren Adalbert, Heinrich und Adalhard, alle reich begütert in den fränkischen Gegenden am oberen Main; ihr Oheim Poppo bekleidete die thüringische Markgrafschaft gegen die Sorben und galt für einen der ersten Männer des Reichs. Bis auf die Tage Arnulfs waren die Babenberger ohne Widerstreit die angesehenste Familie in Franken; Kaiser Arnulf aber erhob geflissentlich gegen dieselben ein ihm verwandtes Geschlecht, dessen Erbgüter und Lehen auf beiden Seiten des Rheins und in Hessen lagen und das man später das Geschlecht der Konradiner nannte. Diesem Hause entstammten vier Brüder: Konrad, das Haupt desselben, war Graf im Hessengau und Oberlahngau, Gebhard in der Wetterau und im oberen Rheingau, Eberhard im Niederlahngau und Obermaingau; der letzte Bruder Rudolf wurde dem geistlichen Stande bestimmt. Als nun im Jahre 892 in einem unglücklichen Kampfe gegen die Sorben der Bischof Arno von Würzburg erschlagen wurde, maß Arnulf dem Markgrafen Poppo die Schuld des Unglücks bei und entsetzte ihn seines Amts, das auf Konrad überging*); zugleich wurde das Bisthum Würzburg Konrads Bruder Rudolf übertragen. So wurden die Konradiner auch in den östlichen Gegenden Frankens einheimisch, wo bisher die Babenberger ohne Nebenbuhler geherrscht hatten. Seitdem war Feindschaft aller Orten zwischen den Babenbergern und Konra-

*) Konrad trat die Markgrafschaft bald an jenen Burchard ab, der im Jahre 908 sein Ende im Kampfe gegen die Ungarn fand. Vergl. Seite 172.

Digitized by Google

dinern, die heimlich unter der Aſche glimmte, ſo lange Arnulf noch lebte, in helle Flammen ausbrach, als das Kind auf den Thron erhoben wurde.

Ludwig war ein willenloſes Werkzeug in den Händen ſeines geiſtlichen Vaters, des Erzbiſchofs Hatto von Mainz, eines Schwaben von Geburt, den Kaiſer Arnulf im Jahre 891 vom Abt zu Reichenau zum erſten Biſchof des Reichs befördert hatte. Durch Klugheit, Gewandtheit und entſchloſſenen Sinn hatte Hatto ſich die volle Gunſt des Kaiſers gewonnen, der ihn ſein Herz und ſeine Seele zu nennen pflegte; gingen doch beider Abſichten auf daſſelbe Ziel hin, den Uebermuth und die Hoffahrt des deutſchen Adels zu brechen. Unter Arnulfs Sohn lagen dann alle Geſchäfte des Reichs in Hattos Händen, der in den vertrauteſten Verhältniſſen mit den Konradiniſchen Brüdern lebte, die nur ſeinen Zwecken zu dienen ſchienen. Die Babenberger Grafen ſahen ſich daher am Hofe ganz durch die Konradiner zurückgedrängt und ſchritten von Schmähreden und Drohungen endlich zu Thaten.

Von beiden Seiten rüſtete man ſich im Jahre 902 zum Kampfe. Adalbert brach mit ſeinen Brüdern, von allen ſeinen Vaſallen und Dienſtleuten begleitet, aus dem Babenberg auf. Sie fanden die Konradiner zum Kampfe gerüſtet, und gleich beim erſten Zuſammenſtoß wurden von Adalberts Brüdern der eine Heinrich getödtet, der andere Adalhard zum Gefangenen gemacht. Von den Konradinern war dagegen Eberhard, von Wunden bedeckt, beſinnungslos auf dem Kampfplatz geblieben; hier hatten ihn die Seinigen gefunden und nach Hauſe gebracht, wo er wenige Tage nachher an den Wunden ſtarb. Um den Bruder zu rächen, ließ Gebhard den gefangenen Adalhard enthaupten. Aus dem Landfriedensbruch wurde nun die ergrimmteſte Blutfehde. Adalbert vertrieb den Biſchof Rudolf aus Würzburg, verheerte das Bisthum, nöthigte Eberhards Söhne aus ihren Gütern und Lehen dieſſeits des Speßhart zu weichen und machte ſich zum Herrn aller öſtlichen Gegenden Frankens. Der König ließ darauf Fürſtengericht über Adalbert halten; durch Urtheil der Franken, Alamannen, Baiern, Thüringer und Sachſen wurde der Babenberger des Landfriedensbruchs ſchuldig befunden und alle Güter des Geſchlechts eingezogen. Zur Vollſtreckung des Urtheils rückte der König ſelbſt mit einem Heere vor Adalberts Burg Theres, unweit Schweinfurt; aber den verwegenen Mann zu überwinden war unmöglich.

Digitized by Google

Stolz auf ſeinen Adel, ſeinen Reichthum und die Zahl ſeiner Vaſallen und Dienſtleute, behauptete ſich Adalbert für den Augenblick in der gewonnenen Macht, ohne des königlichen Anſehens ferner zu achten. Immer weiter dehnte er ſeine Gewaltherrſchaft aus und rüſtete ſich im Jahre 906 die Konradiner auch aus Heſſen zu vertreiben. Bei Fritzlar ſtieß er mit Konrad zuſammen, der in drei Heereshaufen ſeine Krieger aufſtellte, von denen zwei gleich beim erſten Angriff den Rücken wandten. Umſonſt mahnte ſie der beherzte Führer, daß ſie für ihren Heerd, ihre Weiber und Kinder ſtritten; Nichts hielt die Fliehenden auf, und als er ſelbſt mit dem dritten Haufen kühn auf den Feind losging, ſank er, aus vielen Wunden blutend, entſeelt zur Erde. Ganz Heſſen durchzog Adalbert ſiegestrunken und verwüſtete das Land auf das Furchtbarſte; mit reicher Beute beladen, kehrte er nach ſeiner Burg zurück. Bald darauf wurde er durch des Königs Gebot nach Tribur im Rheingau beſchieden, auf daß er vor den Fürſten des Reichs ſich rechtfertige und der blutige Streit endlich ein Ziel gewinne. Da Adalbert der Ladung nicht achtete, belagerte ihn ein ſtarkes Heer, welches der König ſelbſt begleitete, abermals in Theres. Er ſchien ſeinen Gegnern nicht mehr entrinnen zu können, und als Graf Egino, einer ſeiner entſchiedenſten Anhänger, zum König überging, brach ſein kühner Muth zuſammen. Er ließ die Thore der Burg öffnen; mit geringer Begleitung ging er dem Könige entgegen und unterwarf ſich. Aber ſeine Feinde ließen ihn kurz darauf in Gewahrſam bringen, Gericht über ihn halten, ihn mit gebundenen Händen vor das Heer führen und vor ſeiner Burg enthaupten. Man gab ihm Schuld, er habe ſich nur zum Schein gedemüthigt und ſei mit neuen großen Anſchlägen zum Verderben des Reichs umgegangen.

Lieder feierten das unglückliche Ende des tapferen Mannes, der nach dem Volksglauben durch Hattos Ränke den Untergang gefunden hatte. Nur durch das eidliche Verſprechen der Straſloſigkeit — ſo hieß es in dieſen Liedern — ſei Adalbert vom Biſchof vermocht ſich dem Könige zu ergeben, und noch in den letzten Worten des Sterbenden ſei jenem der Meineid vorgeworfen worden, wegen deſſen ſich der geiſtliche Herr liſtig zu rechtfertigen gewußt habe.

Von den Konradiniſchen Brüdern überlebte Keiner lange den Fall ihres Gegners; Biſchof Rudolf endete ſchon im Jahre 908 im Kampfe gegen die Ungarn, und zwei Jahre ſpäter kam ſein Bruder Gebhard

Digitized by Google

durch dieselben Feinde um (S. 172). Aber doch gereichte der Fall der Babenberger zumeist den Konradinern zum Vortheil. Konrads Söhne, Konrad und Eberhard, vereinten bald alle Macht in dem fränkischen Hessen, wie in den Gegenden am Rhein und Main in ihren Händen und gelangten durch die Gunst des Königs und der Geistlichkeit zu demselben Ziele, dem die Babenberger durch Auflehnung zugestrebt hatten. Konrad selbst bezeichnete später die Gewalt, die er zu jener Zeit übte, als eine herzogliche; wenn er sich dessenungeachtet bei Ludwigs Lebzeiten nur Graf nannte, so war ihm das durch seine Stellung gegen den König und Erzbischof Hatto geboten.

Auch in Lothringen strebten die Konradiner nach ebenso umfassender Gewalt, aber mit minder glücklichem Erfolge; nicht durch sie, sondern im Gegensatz gegen sie kam die herzogliche Macht hier zur Entfaltung. Als Zwentibold, Kaiser Arnulfs Sohn, das Land getrennt von Ostfranken verwaltet hatte, erwählte er einen vornehmen Mann, dessen Geschlecht im Hennegau und in den Gegenden an der unteren Maas angesessen war, — Reginar war sein Name — zu seinem vertrautesten Rathgeber. Bald aber wurde er dieses Mannes überdrüssig, gerieth in Zorn gegen ihn, beraubte ihn aller seiner Erbgüter und Lehen und verwies ihn des Landes. Reginar fügte sich dem Spruche nicht, sondern in Durfos, jetzt Doveren, einem Orte am Ausfluß der Maas, setzte er sich fest und behauptete sich gegen das Heer des Königs, das überall in dem sumpfigen, vom Wasser durchschnittenen Lande Hindernisse fand. Zu ihm strömte der von Zwentibold mißhandelte Adel, und schon damals führte Reginar den Westfranken Karl in das Land, der sich aber dort nicht zu behaupten vermochte. Als dann Zwentibold im Kampf gegen die Grafen Gerard und Matfried fiel, unterwarfen sich diese, wie Reginar und die anderen lothringischen Großen dem Kinde, welches auf den Thron Ostfrankens erhoben war. Aber sie fanden bei den Räthen König Ludwigs wenig Dank: statt die Gewalt der einheimischen Herren zu heben, versuchten diese vielmehr auf alle Weise das Konradinische Geschlecht auch in Lothringen zur Macht zu bringen. Jedoch die Konradiner fanden hier an Gerard, Matfried und ihrem Anhang den gleichen Widerstand, wie an den Babenbergern in Franken. Während Konrad bei Fritzlar kämpfte und fiel, mußte sein älterer Sohn die Sache des Hauses in Lothringen verfechten. Der Sturz der Babenberger hob dann auch in

Digitized by Google

Lothringen das Glück der Konradiner: ihre Feinde wurden geächtet, und ihre Macht schien sich dauernd auch jenseits des Rheins zu befestigen. Bald aber erwuchsen ihnen neue und zahlreichere Gegner; Reginar selbst an der Spitze, der abermals die einflußreichste Stellung in Lothringen gewann. Die Macht der Konradiner wurde hier gebrochen; Reginar nnd sein Anhang bekamen das ganze Land in ihre Gewalt und konnten es dem Westfranken Karl zum anderen Mal überliefern (911). Reginar war der Erste, der in Lothringen eine Machtstellung gewann, die als herzogliche im Sinne der neuen Verhältnisse zu bezeichnen ist.

In Schwaben entwickelte sich die herzogliche Gewalt fast in gleicher Weise, wie in Franken. Das Land hatte Jahrhunderte lang früher als Herzogthum bestanden und war dann unmittelbar unter das Reich gekommen, das seine Rechte hier durch Königsboten oder Pfalzgrafen wahrnehmen ließ. In solcher Stellung finden wir zu Ludwigs Zeiten die Brüder Erchanger und Berchthold. Neben ihnen und nicht immer im besten Vernehmen mit ihnen stand der kluge und stolze Bischof Salomo von Konstanz, der vertrauteste Freund des Erzbischofs Hatto. Trotz dieser Beamten und ungeachtet des häufigen Aufenthalts des Königs im Lande suchte ein muthiger Mann in gleicher Weise, wie die Babenberger in Franken, die höchste Gewalt hier an sich zu reißen. Es war der Markgraf Burchard aus dem Geschlechte der Grafen des Thurgaus, dessen Mark gegen Italien in den höchsten Theilen der Alpen lag. Er nannte sich „Fürst der Alamannen“ und verlangte von Allen als Herzog des Landes anerkannt zu werden. Aber vielfacher Widerstand begegnete ihm, vornehmlich von Salomo und den königlichen Beamten, und auf einem Landtage, den er im Jahre 911 hielt, wurde er unter wildem Getümmel erschlagen. „Ungerechter Weise,“ sagte das Volk, wie immer damals auf Seite des kühn aufstrebenden Fürsten. Mit grausamer Erbitterung verfolgten Burchards Feinde seine ganze Familie. Seiner Wittwe wurde ihre Habe genommen, seine Söhne Burchard und Udalrich aus dem Lande vertrieben, ihre Eigengüter und Lehen als gute Beute vertheilt. Selbst des jüngeren Burchard Schwiegermutter betrog man um das Ihrige, indem man sie durch falsche Zeugnisse der Theilnahme am Hochverrath zu überführen suchte. Graf Adalbert, des älteren Burchard Bruder, wurde, obwohl er als der gerechteste Mann gerühmt wird, auf Anstiften des

Digitized by Google

Biſchofs Salomo ermordet. Nicht anders, als bei den Babenbergiſchen Grafen, ſuchte man auch dies Geſchlecht zu vernichten. Aber gleich darauf bemächtigte ſich Erchanger ſelbſt der höchſten Gewalt, wenn er gleich erſt ſpäter den herzoglichen Namen annahm. Man ſieht, Erchanger erhob ſich durch Burchards Fall, wie die Konradiner durch den Untergang der Babenberger.

Wie in Schwaben die herzogliche Gewalt früherer Zeiten eigentlich nur erneuert wurde, ſo auch in Baiern, wo ſie von den Anfängen der Landesgeſchichte an eine nationale Geltung gehabt hatte; einfach und ungeſtört trat hier die Herſtellung ein. Schon Markgraf Luitpold hatte hier eine Stellung gewonnen, zu der ſich kein Anderer aufſchwingen konnte. Zwei Marken, die kärnthenſche und die böhmiſche, ſtanden unter ihm, und er führte von ihnen bereits den Namen eines Markherzogs; er vor Allen hatte tapfer das Land gegen die Ungarn vertheidigt, und jene unglückliche Schlacht, in der er das Leben einbüßte, mußte ſeinen Nachruhm eher erhöhen als ſchwächen. Arnulf, des Vaters würdiger Sohn, trat unbeſtritten in die Stellung deſſelben ein und ererbte mit deſſen Gütern, Lehen und Würden auch den Ruhm und das Anſehen des väterlichen Namens. Wer anders als er konnte jetzt der Führer des Volkes und der Schützer des vom Könige aufgegebenen Landes ſein? Arnulf nannte ſich daher Herzog der Baiern, wie er es im vollen Sinne des Wortes war. Ob er durch eine beſondere Wahlhandlung vom Volke erhoben war, wiſſen wir nicht, und es bedurfte einer ſolchen auch kaum.

In Sachſen hatten die Liudolfinger, altſächſiſche Edlinge, auch unter der Karolingiſchen Herrſchaft eine hervorragende Stellung behauptet. Schon zur Zeit Ludwigs des Deutſchen iſt dieſes Geſchlecht das erſte im Sachſenlande; es erhebt den Glanz deſſelben, daß es in verwandtſchaftlicher Verbindung mit dem Hauſe der heiligen Ida ſtand, welches das Kloſter Korvei an der Weſer begründet hatte. Liudolf, das Haupt des Geſchlechts, war begütert in Engern und den öſtlichen Gegenden Sachſens, nicht minder in Weſtfalen und dem ſächſiſchen Heſſengau. Durch alle Theile Sachſens erſtreckten ſich ſeine Beſitzungen: von Rhein und Lippe bis zur Elbe und zum Harz. Mehrere Grafſchaften lagen in ſeiner Hand, und wir finden ihn auch als Herzog an der Spitze des ſächſiſchen Heerbannes. Solches An-

Digitized by Google

ſehen genoß er, daß Ludwig der Deutſche ſeinen Sohn Ludwig mit einer Tochter Liudolfs vermählte.

Augenſcheinlich waltete dieſes ſächſiſche Geſchlecht im engſten Anſchluß an die Karolinger und den fränkiſchen Stamm: kein Wunder daher, wenn daſſelbe der kirchlichen Richtung der fränkiſchen Herrſcher eben ſo eifrig folgte, als der politiſchen. Liudolf mit einer Frau aus einem vornehmen ſächſiſch-fränkiſchen Geſchlecht von ſeltener Lebenskraft*) vermählt, hat ſich durch eine geiſtliche Stiftung einen dauernden Namen in Sachſen gemacht. Mit ſeiner Gemahlin Oda pilgerte er nach Rom, brachte von dort die Gebeine der Päpſte Anaſtaſius und Innocentius heim und begründete zu ihren Ehren das Kloſter Gandersheim. Die Ehe Liudolfs und Odas war mit zwölf Kindern geſegnet; fünf ihrer Töchter nahmen zu Gandersheim den klöſterlichen Schleier und ihr jüngſter Sohn in einer benachbarten Abtei die Kutte. Die drei erſten Aebtiſſinnen des Kloſters Gandersheim waren Liudolfs und Odas Töchter; in beſonderem Glanze ſtrahlt das Bild der Hathumod, der älteſten unter den Schweſtern. Hathumods Tugenden haben vielleicht einen feſteren Grund für Gandersheims Zukunft gelegt als ihres Vaters Schenkung. Segen ſpendend und Licht verbreitend wandelte ſie durch das Leben gleich einem Engel; ihr früher Tod erfüllte Alle, die ſie gekannt hatten, mit unbezwinglicher Trauer. Kaum iſt jemals ein rührenderes Denkmal zärtlicher Bruderliebe geſtiftet, als ihr der Bruder in ſeinen Schriften geſetzt hat. So ſtolz der Mönch auf den Adel ſeines Königen verwandten Geſchlechts war, konnte er unmöglich die weltbeherrſchende Höhe ahnen, zu der es ſich im Laufe eines Jahrhunderts aufſchwingen ſollte: aber nur um ſo ergreifender iſt das Bild, welches er von dieſem hochbegnadigten Hauſe entwirft, in dem ſich die Helden und Heiligen in innigſter Liebe die Hände reichten.

Liudolf, der auf dem weſtfäliſchen Schloß Kappenberg ſeinen Sitz gehabt haben ſoll, ſtarb im Jahre 866 in der Blüthe der Macht. Seine großen Beſitzungen, Reichslehen und Würden gingen auf ſeine

*) Oda ſtarb in ſehr hohem Alter im Jahre 913; ſie hatte ihr Leben auf 107 Jahre gebracht. Sie war ein Kind zu den Zeiten Karls des Großen und erlebte noch die Geburt ihres Urenkels Otto, der Karls Herrſchaft und Kaiſerthum erneuerte.

Digitized by Google

Söhne Brun und Otto über. Brun, der ältere, tritt zuerst hervor. Er führte bei dem schrecklichen Einfall der Normannen im Jahre 880 den Heerbann Sachsens gegen die Feinde, fiel aber in jener unglücklichen Schlacht, welche das Land im Norden der Elbe den Feinden preisgab. Mit ihm bedeckten das Schlachtfeld die Bischöfe von Minden und Hildesheim, zwölf Grafen, achtzehn hohe Reichsvasallen und eine große Zahl anderer Krieger; Unzählige wurden von den Siegern in die Gefangenschaft geschleppt. Zu derselben Zeit mit den Normannen erhoben sich auch die Slawen und Wenden, die Grenzen von Sachsen und Thüringen überfluthend. In dieser Noth nahm sich Otto, dem nun alle Gewalt des Hauses zugefallen war, des Landes an und schützte das Volk. Noch einmal führte Kaiser Arnulf im Jahre 889 ein Heer gegen die Abodriten, aber der Zug mißlang; seitdem thaten die Könige nichts mehr für das bedrängte Sachsenland, die ganze Sorge für dasselbe blieb Otto überlassen.

Otto begriff seine Stellung: er hielt die Streitkräfte Sachsens zusammen, wahrte die Ruhe im Innern, drängte nach und nach die Feinde zurück und vertheidigte die Grenzen. Als die Dalemincier das Land beunruhigten, führte er ein Heer gegen sie und überließ, da der Kampf sich in die Länge zog, die Leitung des Heeres seinem kraftvollen und umsichtigen Sohne Heinrich, der die Feinde glücklich zu Paaren trieb. Aber die Dalemincier suchten Hülfe bei den Ungarn und fanden sie. Im Jahre 906 ergossen sich die ersten Schwärme der Ungarn über Sachsen, und schon im Jahre 908 erschien der furchtbare Feind aufs Neue und hauste aller Orten mit der wildesten Grausamkeit. Das Land litt gewaltig, und wenn es nicht in so tiefen Verfall gerieth als Baiern, so dankte es dies nur Otto und seinem Sohne Heinrich, die auch in den schlimmsten Tagen den Muth nicht sinken ließen. Als Burchard, der die thüringische Mark gegen die Sorben zu schützen hatte, im Kampfe mit den Ungarn den Tod gefunden hatte, fiel auch in Thüringen die höchste Gewalt Otto zu. Von Niemandem konnte das schutzlose Land eher Rettung erwarten, als von ihm, dessen Besitzungen sich ohnehin damals schon weit an der Unstrut ausdehnten und der in der goldenen Aue und am Kyffhäuser mehrere seiner festesten Burgen hatte. Die Macht der Sorben wurde nun gebrochen; ihr Name verschwindet alsbald, und ihr Land wächst der thüringischen Mark zu. Zu derselben Zeit wurden aus der Altmark die Wenden

Digitized by Google

über die Elbe zurückgedrängt und den überelbiſchen Sachſen die Sitze wiedergewonnen, aus denen ſie von den Dänen verdrängt waren. Ueberall zeigte ſich Otto als der glücklichſte Schutzherr ſeiner Völker gegen die äußeren Feinde. Dem Babenbergiſchen Hauſe nahe verwandt — eine Tochter hatte Otto in dieſes Geſchlecht vermählt, — wie dem Konradiniſchen verſchwägert, miſchte er ſich doch in die blutigen Fehden des Frankenlandes auf keine Weiſe; eben ſo wenig trat er, den alten Ueberlieferungen ſeines Hauſes getreu, dem Königshauſe entgegen, dem er ebenfalls durch Verwandtſchaft verbunden war. Seine Sorgen waren nur auf Sachſen und Thüringen gerichtet, aber hier herrſchte er milde und gerecht, mit ſo freier Gewalt, daß man der Königsherrſchaft vergaß, und mit ſolchem Ruhme, daß ihm die Nachwelt den Beinamen des Erlauchten gab. Wer hätte ſich hier neben ihm, wenn das oſtfränkiſche Reich zerfiel, behaupten können, oder wer hätte dem ergrauten Fürſten die in ehrenvollen Anſtrengungen erworbene Macht entreißen mögen? Nirgends im Reiche gab es eine ſo feſt mit der ganzen Geſchichte des Landes verwachſene und den wahren Bedürfniſſen des Volkes ſo entſprechende Gewalt, als die ſeine. Welchen Namen er nun auch ſich ſelbſt beilegen mochte, ob er ſich Graf oder Markgraf nannte, er war in der That und Wahrheit der Herzog der Sachſen und Thüringer.

So ging allmählich überall die königliche Gewalt auf die Herzoge über, und das Reich löſte ſich in die Herzogthümer Baiern und Schwaben, Franken, Lothringen und Sachſen auf. Als daher Ludwig am 24. September 911 ruhmlos ſtarb, wie er ruhmlos gelebt hatte, — nicht einmal der Ort iſt vermerkt worden, wo der letzte Karolingiſche König in deutſchen Landen abſchied*), — da meinten Viele, ſie bedürften keines Königs weiter, unter ihren Herzogen würden ſich die einzelnen Stämme beſſer beſchirmen, als dies Königsmacht bisher vermocht hätte, mit dem glänzenden Waffenruhm der kühnen Franken ſei es längſt vorüber, und ein ohnmächtigeres Geſchlecht habe nie das Scepter geführt, als die entarteten Nachkommen Karls des Großen. Das oſtfränkiſche Reich, in dem die deutſchen Stämme zum erſten Male, von den Romanen geſondert, in ſtaatlicher

*) Begraben ſoll Ludwig zu Regensburg in St. Emmeram zur Seite ſeines Vaters ſein.

Digitized by Google

Vereinigung bestanden hatten, ging augenscheinlich seinem Ende entgegen, und die Einheit der deutschen Stämme schien sich zugleich mit ihm für immer zu lösen.

Gleichsam vier Reiche, die Reiche der Franken und Sachsen, der Baiern und Schwaben, bildeten sich diesseits des Rheins aus dem Erbtheil der Karolinger, und ob sie bald genug sich zu einem deutschen Reiche vereinten, blieb doch das Andenken an ihre gesonderte Stellung bis in entfernte Zeiten.

2.

Unglückliche Regierung Konrads I.

Als Ludwig das Kind ohne Erben starb, fühlten die Deutschen, daß sich das letzte Band löse, welches sie an die Karolingische Monarchie gefesselt hatte. Diesseits des Rheins scheint es Keinem unter den deutschen Großen nur in den Sinn gekommen zu sein, das Erbrecht des Karolingers, der in Westfranken herrschte und sich auch Lothringen eben damals unterwarf, anzuerkennen und ihm die getrennten Ostländer des Reichs zu überliefern.

Dagegen war große Gefahr im ersten Augenblicke vorhanden, daß sich die deutschen Stämme, nachdem sie in dem ostfränkischen Reiche vereint gewesen waren, völlig wieder von einander trennen könnten. Aber obwohl dieses Reich nur eine kurze Dauer gehabt und unter den unglücklichsten Verhältnissen bestanden hatte, waren sich doch in demselben die deutschen Stämme näher getreten, als man hätte glauben sollen. Die gemeinsamen staatlichen und noch mehr die kirchlichen Ordnungen hatten zusammengebracht, was sich sonst so spröde abgeschlossen hatte, und es regte sich bereits ein dunkles Gefühl, daß man, wie man in Sprache und Sitte verwandt sei, so auch in den Kämpfen des Lebens einander bedürfe, daß es gemeinsame Güter gebe, die man vereint zu vertheidigen habe. Nicht äußerer Zwang, nur jene ersten Regungen eines deutschen Volksbewußtseins haben in der That bei Ludwigs Tode das Reich zusammengehalten.

Digitized by Google

Wunderbar, daß in dem Augenblicke, wo sich die einzelnen deutschen Stämme aus der Karolingischen Monarchie lösten, das Bedürfniß nach politischer Einigung unter ihnen selbst zum ersten Male deutlich hervortritt; wunderbarer noch, daß sich gerade unter den Franken und Sachsen trotz ihrer alten tödtlichen Stammesfeindschaft, die keineswegs erstorben war, das Bewußtsein gemeinsamer Nationalität am regsten kundgab. Sie vornehmlich, die norddeutschen Stämme, waren es, welche die Einheit des Reichs erhielten. „Wie Brüder, wie ein Volk standen sie jetzt zusammen," sagt Widukind von Korvei, der Geschichtsschreiber dieser Zeiten, „das hatte der große Karl durch den christlichen Glauben bewirkt."

Wollten die deutschen Stämme aber in *einem* Reiche vereint bleiben, so mußten sie jetzt, da der Stamm Karls des Großen in den östlichen Gegenden ausgestorben war, aus freier Wahl einen ihrer Fürsten auf den Thron erheben, und zu solcher Wahl versammelten sich in den ersten Tagen des November im Jahre 911 die Großen und Bischöfe an der gewohnten Stelle zu Forchheim. Aus allen deutschen Stämmen mit Ausnahme der Lothringer waren Wähler erschienen, aber am zahlreichsten die Großen der Franken und Sachsen, wie sie ja den Gedanken, die Einheit des Reiches zu erhalten, am lebendigsten erfaßt hatten. Die Blicke der Wähler mußten sich deshalb auch sofort auf die Führer dieser beiden Stämme richten: auf Herzog Otto und Herzog Konrad.

Beide leuchteten an Macht und Ansehen allen deutschen Fürsten voran, und da sie nie bisher in Zwietracht gestanden hatten und sogar durch verwandtschaftliche Bande verknüpft waren, konnte man hoffen, daß Einer sich willig dem Andern fügen würde; beide hatten der königlichen Gewalt nicht nur nicht widerstrebt, sondern vielmehr am meisten zu ihrer Erhaltung beigetragen; sie hatten sich überdies vielfach der Geistlichkeit geneigt erwiesen und standen endlich mit dem ausgestorbenen Königsgeschlecht in entfernter Verwandtschaft: dies Alles mußte sie auf gleiche Weise den Wählern empfehlen.

Auf Herzog Otto wandten sich zuerst die Stimmen der Wähler. Willig beugten die stolzen Franken, bei denen von Anbeginn an das Königthum gewesen war, ihr Haupt dem Sachsen. Und wären Erfahrung und Weisheit die einzigen Tugenden auf dem Throne, so war kein deutscher Mann würdiger als Otto die Krone zu tragen; auch

Digitized by Google

war wohl Niemand unter den Fürsten, der an Reichthum und Gewaltfülle sich mit ihm messen konnte. Aber was Otto auch besaß, Eines, fühlte er selbst, fehlte ihm, um die schwere Last der Krone auf sich zu nehmen: die Kraft der Jugend. Sein Haupt neigte sich der Erde zu; der Mann, der die deutschen Länder aus so vielen inneren und äußeren Gefahren retten sollte, mußte hoch sein Haupt über die Schaar der anderen Menschen erheben. Es wäre eine traurige Wahl gewesen, wenn man sich nach dem Kinde einen Greis zum König gesetzt hätte. Auf den ersten Mann unter den Franken, auf Herzog Konrad, der in der Blüthe der Kraft stand, richtete daher Otto selbst die Stimmen der Fürsten. Gehörte doch Konrad überdies dem Stamme an, der bis dahin die Herrschaft gehabt hatte, und das Herkommen war zu jenen Zeiten eine gewaltige Macht. Als der greise Otto sich mit seinen Sachsen dem fränkischen Fürsten zu unterwerfen bereit war, wählten einhellig Alle Konrad, und die Herrschaft blieb dem fränkischen Stamme. Aber nicht deshalb allein, weil Konrad ein Franke war, und noch weniger wegen seiner Verwandtschaft mit dem Karolingischen Hause wurde er zum Könige gewählt — obwohl dies Alles nicht ohne Einfluß war — sondern weil er vor Allen der Mann schien das ostfränkische Reich zu retten; er war ein Wahlkönig der deutschen Großen im strengen Sinne des Worts. Konrad wurde gesalbt und gekrönt nach alter Sitte der Franken.

Ob Konrad gegen die Fürsten, die ihn erhoben, bestimmte Verpflichtungen eingehen mußte, wissen wir nicht; jedoch das liegt auf der Hand, daß jeder von ihnen glaubte durch ihn in seinem Besitzstand nicht angetastet zu werden, mochte derselbe nun nach strengem Recht gewonnen sein oder nicht. Denn nicht deshalb konnten die Herzoge, Grafen und großen Reichsvasallen sich einen König gesetzt haben, um sich in dem Genuß bereits erworbener Rechte und Freiheiten beschränken und verkürzen zu lassen. Und wer hätte es nicht fühlen sollen, daß einem Wahlkönige weniger zustehe, als einem Herrscher, der sich auf Erbrecht stützt? Wenn im Westfrankenreiche, obschon König Karl seine Krone von den Vätern überkommen hatte, die Lehen bereits im erblichen Besitz der Großen waren, wie hätten da nicht jetzt auch die weltlichen Großen des Ostfrankenreichs die Vererblichung ihrer großen Lehen von ihrem Wahlkönig erwarten sollen? Die Kraft der Völker des Reichs gegen die äußeren Feinde zu sammeln: das mochte ihnen

Digitized by Google

als die einzige Aufgabe König Konrads erscheinen. Die geistlichen Herren, vor Allen Erzbischof Hatto von Mainz und Bischof Salomo von Konstanz, erwarteten freilich ganz Anderes. Der neue König, hofften sie, würde die Kirche mit mächtiger Hand schützen, sie gegen die Bedrängungen des Adels vertheidigen, der Herrschaft der kleinen Tyrannen, wie einst Karl Martell und Karl der Große, ein Ende machen und mit der Einheit des Reichs zugleich den kirchlichen Zusammenhang zwischen den deutschen Ländern befestigen.

Nicht mit Unrecht schien man große Hoffnungen von dem neuen König zu hegen. Konrad war ein tapferer, mannhafter Fürst, reich an ritterlichen Tugenden; glänzend und stattlich trat er auf nach der Art der Franken, überdies war er freigebig und gütig, leutselig und von heiterer Laune wie sein ganzes Geschlecht. Als er bald nach seiner Thronbesteigung nach dem Kloster St. Gallen kam, setzte er sich an die Tafel der Mönche und aß von den Speisen, die den Brüdern aufgetragen wurden. „Möget ihr wollen oder nicht," sagte er nicht ohne schalkhafte Laune, „heute müßt ihr mit mir theilen." Man bedauerte, daß er nicht anderen Tags gekommen sei, wo es frisches Brod und gute Bohnen gebe. „Was thut's," erwiederte er, „Gott erbarmt sich eurer bei altem Brod, wie bei frischem." Die kleinen Klosterschüler, die bei der Tafel vorgelesen hatten, ließ er zu sich kommen, hob sie zu sich in die Höhe und steckte jedem ein Goldstück in den Mund. Darüber schrie ein Knabe und spie das Goldstück aus. Der König lächelte und sprach: „Ein braver Mönch wird einst aus dir werden!" Als die Kinder in der Kirche einen Umzug halten sollten, ließ er Aepfel auf den Gang streuen, und als nach den lockenden Früchten auch nicht die Kleinsten einmal die Hände ausstreckten, lobte er höchlich ihre gute Zucht. Zum Lohn bekamen die Kinder drei freie Spieltage, die in der Klosterschule von St. Gallen viele Jahrhunderte hindurch das Andenken des freundlichen Königs Konrad bewahrt haben.

In den ersten Zeiten genoß der König allgemeine Anerkennung, und mit Freuden sah man ihn alsbald seine Waffen nach Lothringen wenden. Geschah es auch im Interesse seines Geschlechts, das in diesem Lande große Lehen besessen und seit dem Abfall desselben verloren hatte, so war es doch nicht minder für die Zukunft und Ehre der neuen Herrschaft von größter Wichtigkeit, daß ein Land, das so lange zu Ostfranken gehört hatte, nicht dem Westreiche verblieb. König Karl, stolz auf

Digitized by Google

die Erwerbung des Landes, von dem er eine neue Aera seiner Regierung begann, war selbst nach Lothringen gezogen und hatte von seiner neuen Provinz Besitz ergriffen. Zwei Feldzüge unternahm Konrad gegen ihn, aber nur mit geringem Erfolge. Nur der von Alamannen bewohnte reiche Elsaß wurde behauptet, sonst mußte Karl im Besitz der überrheinischen Gegenden belassen werden.

Es war ein schweres Mißgeschick für die neubegründete Herrschaft, daß gleich die ersten Waffenthaten das Glück so wenig begünstigte. Aber noch verhängnißvoller war für Konrad der Tod des Mannes, dem er vor Allem die Krone verdankte. Herzog Otto starb am 30. November 912, und über seinem Grabe lohten alsbald die Gluthen der inneren Kriege auf, die Konrad nicht mehr zu dämpfen vermochte.

Ottos Erfahrung hatte bisher wohl Konrads Ungestüm gemäßigt, und der überwiegende Einfluß des alten Sachsenherzogs auf die Angelegenheiten des Reichs sicherlich viel dazu beigetragen, die deutschen Fürsten in der Treue gegen Konrad zu erhalten. Nach Ottos Tode aber gewann die hohe Geistlichkeit ganz das Ohr und das Herz des Königs. Die Bischöfe des Reichs, wie Hatto von Mainz, Salomo von Konstanz, Piligrim von Salzburg und Drakolf von Freising, waren am Hofe stets gern gesehen worden; jetzt galten sie allein dort und konnten Alles erreichen. Ihren Haß gegen die wachsende Macht des Adels und besonders gegen die aufstrebenden Herzoge flößten sie dem Könige ein und erfüllten dessen Seele mit dem Gedanken, daß es vor Allem darauf ankäme, die Monarchie Karls des Großen in ihren alten Formen herzustellen und der Tyrannei des hohen Adels ein Ende zu machen. Nur allzubereit ging Konrad auf ihre Klagen und Pläne ein, und der Kampf gegen die Herzoge wurde ihm so zur Aufgabe seines Lebens.

Gleich nach Herzog Ottos Tode wurde es klar, wohin die Absichten des Königs gingen. Heinrich, Ottos Sohn, damals in den Jahren frischester Manneskraft, hatte sofort die Erbschaft seines Vaters angetreten und war von den Sachsen als Herzog förmlich gewählt oder doch anerkannt worden. Niemand zweifelte daran, daß auch die Reichslehen in Sachsen und Thüringen vom Vater auf den Sohn übergehen müßten: verdankte Konrad doch die Krone dem Vater, sollte er dies nicht dem Sohn vergelten? Aber Furcht und Mißtrauen vor der Uebermacht des kräftigen Mannes erfüllten die Seele des Königs und das Herz des Erzbischofs Hatto. Sie besorgten, mit der vollen Macht und Gewalt

Digitized by Google

seines Vaters bekleidet, möchte der Sachse Konrad über den Kopf wachsen und die Majestät des Königthums bedrohen. Daher entzog man ihm mehrere der Lehen, die sein Vater besessen hatte. Ganz Sachsen wurde mit Unmuth über den Undank des Königs erfüllt, und bittere Beschwerden drangen bis zu den Ohren desselben; er aber vertröstete die Klagenden höhnisch auf andere, bessere Zeiten. Da riethen die Sachsen ihrem Herzog, er solle sich selbst in seinem Rechte beschützen; wolle ihm der König die Lehen seines Vaters nicht freiwillig geben, so sei er Mann genug, um sie trotz Königsmacht zu behaupten. Im Anfang des Jahres 913 kam Konrad selbst nach Sachsen, aber er fand hier Nichts als finstere Mienen und trotzige Blicke und sah, wie eine Schaar tapferer Ritter und eine große Menge Kriegsvolks Heinrich umdrängte. Da stand er von offenem Widerstand ab und trachtete, wie man sich erzählte, danach, Heinrich durch List zu beseitigen.

Die Sage berichtet, Hatto habe hier abermals zu schlimmen Dingen die Hand geboten, und verknüpft Heinrichs Geschichte mit der des unglücklichen Adalbert. Hatto — so erzählt der Mönch von Korvei der Sage nach — wollte Heinrich zu Falle bringen, um sich die Gunst des Königs und der Franken zu erwerben. Er bestellte deshalb eine kunstreiche Kette bei einem Goldschmied: mit der sollte Heinrich bei einem Gelage, zu dem er ihn einladen wollte, erdrosselt werden. Schon war die Einladung ergangen, und große Gunst und schöne Geschenke hatte der Bischof dem Herzog versprochen, um ihn desto sicherer in die Falle zu locken: da geht der Bischof noch einmal zum Goldschmied und betrachtet die bestellte Arbeit. Als er die Kette erblickt, seufzt er, und betroffen fragt ihn der Goldschmied, was sein Herz bedrücke? „Ach! mit dem Blute des wackersten Mannes, mit Heinrichs Blut wird diese Kette befleckt werden," sprach das böse Gewissen aus Hatto. Gewaltig erschrak der Goldschmied, aber er schwieg und lieferte die Arbeit ab. Kaum war indessen dies geschehen, so eilte er zu Heinrich, der ihm schon auf dem Wege entgegenkam, und entdeckte ihm Alles. Heinrich ergrimmte heftig ob solcher Kunde, ließ sofort den Boten des Bischofs, welcher die Einladung überbracht hatte, rufen und befahl ihm: „Geh und sage Hatto, Heinrichs Hals sei nicht härter, als Adalberts. Ich will mit der Schaar meiner Dienstleute ihn nicht belästigen, sondern daheim bleiben und mich bedenken, wie ich ihm diene." Und tüchtig diente er dann dem Bischof. Er überfiel die großen Güter, die derselbe in Sachsen und besonders

Digitized by Google

in Thüringen hatte, jagte die Grafen Burchard und Bardo, von denen der eine des Königs Schwestermann war, aus dem Lande und vertheilte ihre großen Güter unter seine Vasallen und Dienstleute. Erzbischof Hatto starb bald nachher, und man erzählte, Gottes Rache habe ihn getroffen, von einem Blitzstrahl sei er zu Boden geschmettert.

Unmöglich scheint es, in dieser Erzählung Dichtung und Wahrheit zu scheiden. Aber unglaublich ist nach früheren und späteren Vorgängen keineswegs, daß Konrad und Hatto Heinrich nach dem Leben getrachtet haben, und fest steht, daß der Krieg zwischen den Sachsen und Franken noch im Frühjahr 913 zum Ausbruch kam, daß Burchard und Bardo aus ihren Besitzungen vertrieben wurden und der Erzbischof von Mainz bald darauf starb (15. Mai 913). Hattos Nachfolger war Heriger, bisher Abt von Fulda, ein Mann von gleicher Gesinnung und gleicher Gewandtheit, der auf die Entschließungen des Königs nicht minderen Einfluß gewann.

In dem Kampf gegen Konrad schlossen sich die Sachsen auf das Engste an Heinrich an, nicht allein um seines trefflichen Vaters willen, sondern auch wegen der Tugenden, die ihn selbst auszeichneten. Er war, heißt es, gleich wie eine Blüthe, die das Kommen des Lenzes verkündet. Im kriegerischen Spiel, im Lanzenrennen und ritterlichen Zweikampf war es eine Lust, den stattlichen, hochgewachsenen Mann zu schauen; keinen kühneren und glücklicheren Jäger gab es in Sachsen als ihn, und auch auf dem Schlachtfelde hatte er schon glänzende Proben seines Muthes gegeben. Mit Sieg gekrönt war er aus dem Kampfe gegen die Dalemincier heimgekehrt; auch gegen die Ungarn hatte er sein Schwert geschwungen, ob nicht siegreich, doch nicht ohne Ruhm. Ein eigenthümlicher natürlicher Scharfblick wird zu jener Zeit selbst von den Franken den Sachsen nachgerühmt, und Niemand besaß ihn in höherem Maße als Heinrich. Das Zweckgemäße und Ausführbare erkannte er auf den ersten Blick; nie setzte er seinen Handlungen ein anderes Ziel, als das seinen Kräften erreichbare. Uebermuth und Leichtfertigkeit schienen seinem Wesen durch und durch fremd; wenn er auch beim Mahle wohl guter Laune war, so zeigte er sich doch meist ernst, oft streng. Keiner seiner Untergebenen erlitt je Gewalt von ihm; Friede und Ordnung unter den Seinen zu erhalten war er vor Allem bemüht, und es gelang ihm mit Leichtigkeit. Gern und reichlich belohnte er seine Vasallen und Dienstleute, die ihm mit größter Treue anhingen; schwer

Digitized by Google

war es zu sagen, ob sie mehr Furcht oder Liebe so fest ihm verband. Anhänglichkeit an sein Sachsenland und sein Sachsenvolk war eine der hervorleuchtendsten Tugenden Heinrichs; streng hielt er an sächsischer Sitte und Weise und knüpfte selbst mit den überseeischen Sachsen die lange unterbrochene Verbindung wieder an.

Aus den schönen Töchtern Sachsens hatte sich Heinrich zweimal die Gattin erwählt. Seine erste Liebe war Hatheburg, die anmuthige Tochter des reichen Grafen Erwin, der zu Merseburg seinen Sitz hatte; hier am Saalestrande wurde das Beilager gehalten. Aber nicht lange währte das Glück der Liebenden. Die Kirche trennte, was sie nicht verbunden hatte und was zu ihrem Schaden sich vereinte. Hatheburg war bereits, wie es scheint, vermählt gewesen und hatte sich durch ein Gelübde dem klösterlichen Leben geweiht; ihre reiche Erbschaft war dem Kloster bestimmt. Gottlos und nichtig schalt deshalb Bischof Siegmund von Halberstadt ihre Ehe und beschied die Gatten, welche sich gegen den Willen der Kirche verbunden hatten, vor seinen Richterstuhl. Schon trug Hatheburg ein Kind unter ihrem Herzen: dennoch wurde die Ehe gelöst und der Makel unehelicher Geburt dem Sohne angeheftet, den sie alsbald gebar und Thankmar nannte.

Nach dem Willen des Vaters bewarb sich Heinrich wenige Jahre später um die Hand der trefflichen Mathilde, die aus dem edlen Geschlechte Herzog Widukinds entsprossen war. Ihr Vater — Theoderich war sein Name — galt für einen reichen und bedeutenden Mann im Westfalenlande; zu Enger unweit Herford hatte er sein Gut und sein Wohnhaus. Der Glanz seines Stammes mochte jetzt um so heller strahlen, da die Herrschaft der Karolinger zu Ende ging, gegen die Widukind zuletzt so heldenmüthig die sächsische Freiheit vertheidigt hatte. Mathilde hatte man in früher Jugend dem Kloster Herford übergeben: sie wurde hier in der Schrift und nützlichen Handarbeiten unterrichtet, nicht um dereinst Nonne zu werden, sondern um mit trefflichen Kenntnissen ausgerüstet in das weltliche Leben zurückzukehren. In Herford erwuchs sie zur Jungfrau, und ob sie hinter Klostermauern lebte, drang der Ruf ihrer Schönheit, Sittsamkeit und Tugend durch das weite Sachsenland. Der alte Otto wünschte die Enkelin Widukinds Heinrich zu vermählen, und der Sohn widerstrebte nicht dem Willen des Vaters. Mit stattlichem Gefolge begab sich Heinrich nach Herford. Zuerst sah er aus der Ferne Mathilde in der Kirche, dann hielt er sogleich in feier-

Digitized by Google

licher Werbung bei der Aebtissin des Klosters — es war die Großmutter Mathildens, die als Wittwe den Schleier genommen hatte — um die Hand der Jungfrau an. Er gewann es von der Großmutter, daß sie selbst ohne Vorwissen der Eltern die Enkelin ihm verlobte, und schon am folgenden Tage führte er in erster Frühe in aller Stille Mathilde der Heimath zu. Ueberall wurde Heinrich mit seiner Braut mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen und nicht lange nachher zu Wallhausen in der goldenen Aue die Hochzeit mit einer Pracht, wie sie sonst nur Könige entfalten, festlich begangen. Wallhausen mit allem Zubehör erhielt Mathilde als reiche Morgengabe von ihrem Gemahl geschenkt. Dies geschah im Jahre 909. Am 22. November 912 gebar Mathilde ihren ersten Sohn, die letzte Freude seines Großvaters, nach dem das Knäblein den Namen Otto erhielt.

Auf diese Familie — die Nachkommen Liudolfs und Widukinds — richteten damals alle Sachsen den Blick. In Heinrich sahen sie den Mann des Trostes und Beistandes in diesen schlimmen Zeiten; er schien und er war, wie die Folge lehrte, der ersehnte Befreier des bedrängten Vaterlandes. Es war ein schwerer Kampf, in den sich Konrad gegen Heinrich einließ, und um so bedenklicher der Ausgang, als sich auch an anderen Seiten bereits der Geist der Auflehnung gegen die bestehenden Ordnungen regte. Denn gleichzeitig wurde der Bischof Einhard von Speier durch zwei Grafen überfallen und getödtet, und Herzog Erchanger erhob sich in offener Feindschaft gegen Bischof Salomo von Konstanz und dessen königlichen Schutzherrn.

Zu noch größerem Unglück brachen eben damals mit großer Macht die Ungarn wiederum in Baiern ein und verwüsteten weithin das Land. Unter den Fahnen Herzog Arnulfs sammelten sich die tapferen Baiern, und zu ihnen stießen die Schwaben, von Erchanger und Berchthold geführt, den Brüdern von Arnulfs Mutter Kunigunde. Da, wo der Inn seine vollen Wogen der Donau zuführt, unweit Passau, kam es zu einer blutigen Schlacht; unter saurem Schweiße wurde den Ungarn der Sieg entrungen, und die Herzoge Arnulf und Erchanger gewannen zuerst den Ruhm, eine schwere Niederlage dem gefürchteten Feinde beigebracht zu haben (913). Während das Königthum ruhmlos aus dem Kampfe zu Lothringen hervorgegangen war, begleitete der Sieg die herzoglichen Gewalten. Konrad fühlte, daß sich hier Mächte neben ihm erhöben, deren vereinter Kraft er nicht gewachsen sein würde; er beschloß deshalb

Digitized by Google

Erchanger und Arnulf gütlich auf seine Seite zu ziehen. Seinen Streit mit Erchanger trug er aus und vermählte sich, um den neuen Bund zu besiegeln, mit dessen Schwester Kunigunde, der Mutter Herzog Arnulfs; er hoffte Baiern und Schwaben zugleich durch diese Ehe, welche Staatsklugheit, nicht Liebe schloß, dauernd an das Reich zu fesseln.

Seine Rechnung war irrig, und er selbst that wenig, um ein gutes Vernehmen zu erhalten. Denn bald nach der Aussöhnung erließ er den Befehl, daß Erchanger und Berchthold ihre Burg Stammheim, welche sie auf königlichem Boden erbaut hatten, an das Kloster St. Gallen abtreten sollten, d. h. an Bischof Salomo, der zugleich Abt dieses Klosters war. Sofort brach der kaum vergessene Groll der Brüder gegen den König und den Bischof aufs Neue hervor, und mit feindlicher Gewalt kamen sie über den Feind, der ihnen zunächst erreichbar war. Bischof Salomo wurde von ihnen gefangen genommen und auf eine ihrer Burgen gebracht. Konrad eilte zu seiner Befreiung herbei, und es gelang dem Könige, sich der Person Erchangers zu bemächtigen (914). Der Schwabenherzog wurde darauf des Landes verwiesen, aber mit der Beseitigung desselben war das Ansehen des Königs nicht hergestellt. Zuerst erhob sich Herzog Arnulf für seinen Oheim in Baiern zu offener Empörung. Zwar war er den Waffen des Königs nicht gewachsen, der ihn zur Flucht nach Ungarn zwang, doch war damit wenig gewonnen, da bereits auch in Schwaben von Neuem der Aufstand entbrannte. Burchard, des getödteten Herzogs Burchard Sohn, kehrte aus der Verbannung zurück und durchzog verwüstend das Land. Um ihn schaarten sich die Mißvergnügten und besetzten die unbezwingliche Veste Hohentwil, auf einem Basaltkegel im Hegau erbaut, die damals zuerst, nachher noch oft in der Geschichte genannt wird. Der König mußte abermals in das Land ziehen und Hohentwil belagern (915). Und noch leisteten seine Gegner ihm hier herzhaften Widerstand, als die schlimme Kunde kam, daß Herzog Heinrich in Franken eingedrungen sei. Da brach der König die Belagerung ab, verließ Schwaben und eilte Heinrich entgegen.

Lieder und Sagen waren von Erchangers Kämpfen in Schwaben verbreitet, nach denen Eckehard von St. Gallen später eine Darstellung dieser Wirren versucht hat, die jedoch mit den spärlichen Resten glaubwürdiger Ueberlieferung vielfach in Widerspruch steht. Auch von den Kämpfen Konrads und Heinrichs wissen wir nur aus ähnlichen von

Digitized by Google

den Sachsen gesungenen Liedern, deren Inhalt uns Widukind von Korvei erhalten hat.

Der König, erzählt Widukind, entsandte seinen Bruder Eberhard mit Heeresmacht nach Sachsen, um das Land zu verwüsten. Als aber Eberhard bis zur Eresburg vorgedrungen war, ohne einem Feinde zu begegnen, wurde er ungeduldig, daß sich nirgends die Sachsen ihm zeigten, und brach in die prahlenden Worte aus: „Schwer liegt mir auf der Seele, daß mir die Sachsen nimmer in offenem Felde begegnen und ich meine Kraft nicht mit ihnen messen kann!“ Kaum war dies seinen Lippen entflohen, siehe, da rückten ihm die Sachsen entgegen bis in die Nähe der Burg; mit Heldenmuth stürzten sie sich auf sein Heer, und so mähten ihre Schwerter unter den fränkischen Schaaren, daß die Bänkelsänger nachher sangen:

Kein Höllenschlund ist groß genug
Zu fassen, die man hier erschlug.

Eberhard aber hatte nun die Sachsen kennen gelernt und verlangte nicht nach neuer Begegnung, sondern floh mit Schimpf und Schande von dannen. Als aber König Konrad vernahm, was geschehen war, versammelte er die ganze Streitmacht der Franken und zog aus, um Heinrich aufzusuchen. Da er erfuhr, daß Heinrich in der Burg Grona — sie lag nicht weit von Göttingen — in Sicherheit sei, aber nicht viel Mannen um sich habe, rückte er eiligst vor die Burg, um sie zu belagern. Als er vor derselben lag, schickte er eine Gesandtschaft an Heinrich und ließ ihn auffordern sich freiwillig zu ergeben, er werde an ihm dann einen treuen Freund, nicht mehr einen Widersacher finden. Wenig traute Heinrich solcher Rede, aber er war in großer Bedrängniß und wollte schon nachgeben: da trat just zur rechten Stunde Graf Thietmar, der vom Harz her war, ein kluger und kriegskundiger Mann, in den Saal, wo Heinrich mit den Gesandten verhandelte. Der Graf meldete, neue Schaaren führe er dem Herzoge zu, und fragte, wo sie das Lager beziehen sollten. Als Heinrich dies hörte, dämmerte ihm ein Hoffnungsstrahl auf, und er fragte Thietmar, wie viele Krieger er mit sich bringe. „Bei dreißigtausend Mann,“ antwortete Thietmar, schnell gefaßt. Sofort entließ Heinrich die Gesandten, und am anderen Morgen brachen die Franken das Lager ab und kehrten nach Hause zurück. Das Beste aber war, daß Thietmar nicht mit dreißigtausend Mann, sondern nur mit fünf Leuten nach Grona gekommen war, und der kluge Graf

Digitized by Google

mit seinem Mutterwitze die aus dem Felde schlug, die der Herzog mit dem Schwerte nicht hatte besiegen können.

So die Sage. Die verbürgte Geschichte meldet nur von dem Kampfe bei der Eresburg im Jahre 915 und von dem Vorrücken Heinrichs nach Franken zu derselben Zeit; sie schweigt völlig über den weiteren Verlauf und Ausgang des Kampfs. Wahrscheinlich trat bald eine Versöhnung ein, welche die traurige Lage ihrer Länder auf gleiche Weise beiden Fürsten an das Herz legte. Die Ungarn, welche die Stunde des inneren Zwiespalts stets klüglich zu nutzen wußten, fielen nämlich in demselben Jahre wiederum in die deutschen Länder ein. Schwaben, Franken, Thüringen und Sachsen wurden von ihnen arg heimgesucht; bis nach Bremen erstreckte sich der verheerende Zug. In dieser Stadt wurden die Kirchen niedergebrannt, die Priester vor den Altären erschlagen, die Kreuze abgehauen und beschimpft. Und mit den Ungarn zugleich brachen die Wenden und Dänen in Nordelbingen ein und verwüsteten die Länder bis an die Elbe. Das war eine Zeit, wo ein Mann, wie Heinrich, gewiß geneigt war sich mit dem König zu verständigen, und auch dieser, durch immer neue Sorgen bedrängt, von allen Seiten angegriffen, mußte eine Ausgleichung mit dem Sachsen eher suchen als erschweren.

Denn bald, nachdem der König von Hohentwil abgezogen war, kehrte Erchanger aus der Verbannung nach Schwaben zurück und vereinigte sich mit Burchard gegen die Vertheidiger der königlichen Sache. Bei Wahlwies unfern des Bodensees, auf einem Schlachtfelde, wo auch in späterer Zeit große Entscheidungen gefallen sind, gewannen Erchanger, Berchthold und Burchard einen vollständigen Sieg über die Anhänger des Königs und des Konstanzer Bischofs. In Folge dieses Sieges wurde Erchanger als Herzog von Schwaben allgemein anerkannt; in Folge desselben wagte auch Arnulf nach Baiern zurückzukehren, wo er sich erst in Salzburg, dann in Regensburg festsetzte. Konrad zog gegen seinen feindlichen Stiefsohn abermals im Jahre 916 ins Feld, überwand ihn in einer Schlacht, belagerte und eroberte Regensburg, konnte ihn aber nicht ganz aus dem Lande verdrängen. Indessen hatten die Sachen auch in Schwaben für Konrad wieder eine glücklichere Wendung genommen. Erchanger hatte sich auf Vertrag den Königlichen ergeben, während Berchthold, wie es scheint, das Land räumte und sich nach Baiern zu Arnulf flüchtete.

Digitized by Google

Im September 916 traten zu Hohenaltheim im Rieß, unweit Nördlingen, die Bischöfe der deutschen Länder — nur die sächsischen waren nicht erschienen — in Berathung zusammen, um diesen Wirren des Reichs, bei denen sie vor Allen litten, nach Kräften zu steuern. Sie hatten sich schon vorher an den Papst gewandt, daß er ihnen Rath ertheile, und obwohl dieser selbst schwer bedrängt war, hatte er ihnen doch nicht allein schriftliche Verhaltungsbefehle gesandt, sondern auch einen seiner ersten Hofbeamten, den Bischof Petrus von Orta, als Legaten geschickt, auf daß er der Synode beiwohne und „der höllische Samen der Zwietracht, der in jenem Lande aufgegangen sei, gänzlich ausgerottet und die scheußlichen Ränke und Bosheiten nichtswürdiger Menschen zu Schanden gemacht würden." Die Verhandlungen dieser Synode sind uns erhalten und bilden eins der merkwürdigsten Zeugnisse jener traurigen Zeit.

Als die Bischöfe zusammenkamen, wird in den Acten berichtet, saßen sie erst lange traurig in tiefem Schweigen und wußten nicht, wie sie beginnen sollten. Da erhob sich der Legat des Papstes und löste ihnen die Zunge. Er las ihnen das Schreiben desselben vor. „Wir vernahmen Alles," sagen sie, „in Demuth, erwogen es reiflich, und mit ergebenem Herzen erklärten wir uns durchgängig damit einverstanden." Sie bekannten darauf zuerst nach dem Willen des Papstes ihre mannigfachen Vergehen und Sünden; denn auch sie hätten das allgemeine Verderben verschuldet, fortan aber solle es anders werden, jeder Bischof ein rechter Bischof sein. Dann aber dachten sie zunächst doch nur wieder an ihren eigenen Vortheil, an die Sicherung ihrer Rechte und Einkünfte und beschlossen, die Zehnten sollten fortan regelmäßig gezahlt und nicht aus Neid den Bischöfen und Priestern vorenthalten werden, die Geistlichen sollten nicht vor den weltlichen Richter beschieden, sondern nur von ihren geistlichen Oberen gerichtet werden, und wenn ein Bischof oder Priester von den Amtsgenossen seiner Provinz verurtheilt wäre, solle ihm die Berufung an den Papst zustehen. Endlich richteten sie ihren Blick darauf, wie die königliche Gewalt zu befestigen und damit zugleich die Wohlfahrt der Kirche zu fördern sei. „Wir haben vernommen," heißt es, „daß viele Völker so treulos sind, daß sie den ihren Königen und Herren geschworenen Eid nicht mehr halten und des göttlichen Gerichts nicht achten, welches denen den Fluch verkündet, die den Namen des Herrn fälschlich im Munde führen." Deshalb schien es nothwendig, den Eid

Digitized by Google

der Treue gegen den König zu erneuern und mit den stärksten Flüchen der Kirche die Meineidigen zu bedrohen. Um mit allen Schrecken der Hölle die Beschlüsse, die man jetzt zu fassen gedachte, im voraus zu waffnen, erhob sich die ganze Versammlung, Kleriker und Laien, und sprach feierlich dreimal folgende Formel: „Wer gegen diese Beschlüsse handelt, dem sei Fluch und ewiges Verderben bei dem Kommen des Herrn, sein Theil sei mit Judas Ischarioth und dessen Genossen. Amen.“ Hierauf leisteten Alle, die anwesend waren, dem König aufs Neue den Eid der Treue und sprachen: „Wir geloben im Angesicht Gottes und aller Engel, des Chors der Propheten, Apostel und aller Märtyrer, im Angesicht der ganzen katholischen Kirche und der Christenheit, daß Niemand von uns auf das Verderben des Königs sinnen, das Leben desselben antasten, ihn der Regierung berauben, mit tyrannischer Anmaßung nach seiner Krone streben, noch zu seinem Schaden auf irgend eine Weise Schaaren Verschworener um sich sammeln wird. Wenn aber einer von uns sich freventlich eines solchen unterfangen sollte, so treffe ihn der Fluch Gottes, und er sei verdammt ohne Aussicht auf Vergebung für die Ewigkeit.“

Alsdann verhängte die Synode über Erchanger und seine Gefährten, die sich gestellt hatten, geistliche Strafen: sie sollten, weil sie sich an dem Gesalbten des Herrn, ihrem König und Herrn, und dem Bischof Salomo vergriffen hätten, ihre Waffen niederlegen, in ein Kloster gehen und alle Zeit ihres Lebens das begangene Unrecht betrauern. Wer die beschworene Treue in Zukunft nicht halten oder Andere zum Treubruch verleiten würde, wurde mit der größten Strenge bedroht, jede Untreue gegen den König mit dem Bannfluch belegt, auf Treubruch oder Thätlichkeiten gegen einen Bischof die Strafe langjähriger Bußübungen in einem Kloster gesetzt. Endlich wurden noch Bestimmungen getroffen über die Punkte, welche sich nicht hatten erledigen lassen, weil Viele, die zur Synode gefordert waren, sich nicht gestellt hatten. Im Jahre 914 zu derselben Zeit, wo Salomo von Konstanz von seinen Gegnern ergriffen wurde, war der Bischof Otbert von Straßburg, der schon lange mit den Einwohnern in Feindschaft lebte, erschlagen worden und ihm Richwin gefolgt, dessen gesetzliche Wahl angezweifelt wurde. Obwohl vorgeladen, hatte Richwin sich nicht zu Altheim eingefunden; er sollte sich deshalb vor einer neuen Synode, die nach Mainz berufen war, in Person stellen. Eben dort sollten sich die aus-

Digitized by Google

gebliebenen sächsischen Bischöfe einfinden; wofern sie aber dieser neuen Ladung nicht Folge leisteten, wurde beschlossen, ihnen die Befugniß zu entziehen Messe zu lesen, bis sie in Rom sich gerechtfertigt hätten. Dem Bischof Richowo von Worms wurde aufgetragen, wegen jener beiden Grafen, die den Bischof Einhard geblendet, nähere Untersuchung anzustellen und deren Ergebniß dem Papste zu melden. Vergehen des niederen Volkes gegen die Kirche sollten wegen der Bedrängniß der Zeit übersehen und der Vergessenheit übergeben werden. Diejenigen aber, die sich in das rasende Unternehmen Erchangers, Berchtholds, Burchards und Arnulfs eingelassen und trotz ihrer Vorladung auf der Synode nicht erschienen wären, hätten sich sofort zu ihren Bischöfen zu begeben, um dort ihre Strafe entgegenzunehmen, anderenfalls sie dem Bannfluch der Kirche verfallen seien. Berchthold und Arnulf war noch besonders bis zum 7. October eine Frist gesetzt, nach deren Ablauf sie sich auf einer Synode zu Regensburg zu stellen hätten; erschienen sie dann nicht, so unterlägen sie unwiderruflich dem Banne und würden mit Judas, dem Verräther des Herrn, dem ewigen Feuer überantwortet werden.

So beschlossen die Väter zu Hohenaltheim, und in der That unterwarf sich Berchthold alsbald auf Vertrag seinem Schwager. Aber mit den Strafen der Väter schien es Konrad nicht mehr genug, da Arnulf noch immer im Widerstande beharrte. So erbittert war schon Konrads Gemüth, daß er des gewährten Vertrags nicht achtete, sondern Erchanger und Berchthold, seine Schwäger, zum Tode verurtheilen ließ. Am 21. Januar 917 ließ er sie mit ihrem Neffen Liutfried bei Abingen im Neckargau enthaupten. So starben sie, die Sieger über die Ungarn, eines gleichen Todes, wie der Babenberger Adalbert, gleich ihm vom Volke in Liedern verherrlicht. Die blutige That trug Konrad nicht die Früchte, die er gehofft hatte. Noch stand Arnulf im offenen Kampfe, um seine Oheime zu rächen, und wieder erhob sich in Schwaben der Aufstand, geleitet von Burchard, der es alsbald dahin brachte, daß er von allen Großen des Landes als Herzog anerkannt wurde. Der Aufstand schien im oberen Deutschland nicht mehr zu bewältigen. Und schon gesellten sich abermals zu den inneren Feinden des Reichs die äußeren. Aufs Neue ergossen sich die Schwärme der Ungarn über Baiern und Schwaben; auch der Elsaß und Lothringen wurden von ihnen verheert. Nirgends konnte Konrad dem verwüstenden Strome mehr Einhalt thun; schwer erkrankt lag er darnieder.

Digitized by Google

In dem letzten Kriege in Baiern soll Konrad eine Wunde empfangen haben, die seinen Tod herbeiführte. Aber tausend schlimmere Wunden bluteten in seinem Herzen, und wohl an diesen ging er in den Jahren frischester Blüthe zu Grunde. Ein schmerzliches Siechthum befiel den kräftigen Mann und ließ die Hoffnung verschwinden, daß er den begonnenen Kampf durchführen würde.

Es war ein schweres, trauriges Leben gewesen, daß er sieben Jahre lang unter der Last der Krone geführt hatte. Denn was kann es Traurigeres geben, als wenn ein tüchtiger Mann ein hohes Ziel mit Anspannung aller seiner Kräfte verfolgt und doch unterliegt, weil er nach dem Unmöglichen strebt? Konrad wollte das fränkische Königthum in alter Weise, in der Macht Karls des Großen herstellen, aber die Zeit war eine andere geworden, neue Mächte waren aufgetaucht von unbesiegbarer Gewalt. Oft genug glaubte Konrad den Feind überwunden zu haben, und oft genug gewann er den Sieg, wo er selbst auf dem Kampfplatze erschien: aber sobald er den Rücken wandte, erhoben sich die feindlichen Mächte immer aufs Neue. Im ewigen Ringen mit den widerstrebenden Gewalten der Zeit wurde selbst seine edle Natur herabgedrückt, und grausam und heimtückisch zeigte sich der auf dem Throne, der vordem frei und seiner Kraft bewußt in den Stürmen des Lebens dagestanden hatte. Das geschah, weil er das Leben der Völker meistern und regeln sollte in gefahrvollen Zerwürfnissen, ohne jenen Adlerblick zu besitzen, der ungetrübt durch die verwirrenden Erscheinungen des Augenblicks deutlich die Geschicke der Zukunft erkennt; jenen Adlerblick, ohne den ein Fürst in Zeiten, wo neue Kräfte abgestorbene Formen zu durchbrechen suchen, immer verloren ist. Konrad irrte, von der Macht geblendet, doch ist sein Irrthum verzeihlich; denn er stand nach seiner Ueberzeugung auf dem Grunde des Rechts und verfolgte eine Idee, an die er alles Glück seines Volkes knüpfte. Manche haben geirrt gleich ihm, aber Wenige eine Todesstunde gehabt, wie die seine, wo der Schleier sich plötzlich hebt, die lange Täuschung schwindet und der entwölkte Blick prophetisch in die Zukunft dringt; Wenige haben in der letzten Stunde so offen den Irrthum ihres Daseins gestanden und noch sterbend das Recht des Gegners voll Selbstverleugnung anerkannt. „So sehr," sagt ein alter sächsischer Chronist, „lag ihm das Wohl des Vaterlandes am Herzen, daß er selbst durch Erhebung seines Feindes — eine seltene Tugend! — es zu fördern suchte."

Digitized by Google

Als Konrad sein Ende nahen fühlte — so berichtet uns Widukind — rief er seinen Bruder Eberhard zu sich und sprach: „Ich fühle, mein Bruder, nicht länger trage ich die Last dieses Lebens; Gott will es so, ich muß sterben. Was nun aus dem Reiche der Franken werden soll, steht vornehmlich bei dir: darum erwäge es wohl und achte auf meinen Rath, den Rath deines Bruders. Wir haben viele Getreue und ein großes Volk, das uns im Kriege folgt, wir haben Burgen und Waffen, in unseren Händen sind die Reichsinsignien, und es umgiebt uns aller Glanz des Königthums. Aber es fehlt uns das Glück und die rechte Sinnesart. Das Glück, mein Bruder, und diese Sinnesart fielen Heinrich zu; die Zukunft des Reichs steht bei den Sachsen. Nimm also diese königlichen Abzeichen, die goldenen Spangen mit dem Königsmantel, das Schwert und die Krone unserer alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache deinen Frieden mit ihm, auf daß du ihn fortan zum Freunde habest. Oder soll das ganze Volk der Franken mit dir vor seinem Schwerte fallen? Denn wahrlich er wird ein König und Herr sein vieler Völker!" So sprach Konrad, und Eberhard konnte den Thränen nicht gebieten. Er versprach zu thun, wie ihm der Bruder geboten hatte.

Bald darauf starb König Konrad, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen, am 23. December des Jahres 918. Durch seinen Tod versöhnte er sich die Gemüther der Menschen. Aufrichtig betrauerten ihn die Franken und begruben ihn in dem alten Kloster zu Fulda am Altar des heiligen Kreuzes. Die Grabesstelle ist längst zerstört und kein Stein bezeichnet die Stelle, wo der hartgeprüfte Fürst seine Ruhestätte gefunden hat.

3.

Gründung des deutschen Reichs durch Heinrich I.

Wer hätte nicht von Heinrich dem Finkler gehört, wie er am Vogelheerde saß, als Eberhard und die Franken mit der Krone zu ihm kamen und ihn zum Throne beriefen? Noch heute zeigt man zu Oued-

Digitized by Google

linburg die Stelle, wo dies geschehen sein soll, und nennt sie den Finkelheerd. Dies Alles beruht auf einer alten Sage unseres Volkes, die mit der Zeit weiter ausgeschmückt ist; die beglaubigte Geschichte weiß davon Nichts, aber sie meldet, daß Heinrich andere Netze stellte, als für Finken und Lerchen, Netze, in denen die Feinde des deutschen Volkes ihren Untergang fanden.

Was Eberhard seinem sterbenden Bruder gelobt hatte, erfüllte er getreulich. Die Herrschaft, auf die er nach der Sitte wohl Ansprüche hätte erheben können, wies er von sich, und wie einst Otto auf Konrad, so wandte er jetzt die Blicke der fränkischen Großen auf Heinrich den Sachsen; der sei würdiger, sagte er, über die deutschen Länder zu herrschen als er, und Konrads Vermächtniß sei, daß die Franken sich den Sachsen zum König erwählten. Am Eingange der Geschichte des deutschen Reichs stehen so zwei Männer bei einander, die der Krone entsagten: keine andere Geschichte hat Gleiches aufzuweisen.

Hatte schon Konrads Wahl vornehmlich auf dem Zusammenhalten der Franken und Sachsen beruht, so wurde Heinrich einzig und allein durch diese Stämme erwählt. Sie allein, die an der Einheit des Reichs noch festhielten, traten — und zwar nicht zu Forchheim, wie ehedem, sondern zu Fritzlar an der Eder in Hessen, an der Grenze ihrer Länder, — zur Wahl zusammen, und hier bezeichnete Eberhard, unter dem die Franken erschienen waren, Heinrich vor allem Volk als den neuen König. Alle wählten mit Eberhard, und die Sachsen jubelten laut, daß frei fortan Heinrich über ganz Sachsenland walte und die Herrschaft auch über die Franken gewonnen habe. Das geschah im Frühling des Jahres 919*).

Als aber nun aus der Franken Mitte der Erzbischof Heriger von Mainz hervortrat und Heinrich aufforderte sich von ihm nach alter Sitte salben und krönen zu lassen, wies dies Heinrich bescheiden, aber entschieden zurück. „Mir ist es genug," sagte er, „daß ich zum König erwählt worden bin und diesen Namen führe; das hat keiner meiner Vorfahren erreicht. Gottes Gnade und eurer Liebe danke ich es. Aber damit sei es genug. Salbung und Krönung sei einem Besseren vorbehalten; ich bin so großer Ehren nicht würdig." Solche Rede gefiel

*) Der Wahltag ist nicht überliefert; nach den letzten Berechnungen müßte er zwischen den 22. April und 23. Juni fallen.

Digitized by Google

dem versammelten Volke wohl. Alle erhoben die Rechte gen Himmel und riefen mit donnernder Stimme: „Heil und Segen dem König Heinrich!"

Nur der Geistlichkeit hatten die Worte des neuen Herrschers wenig behagt, und lange hat sie es Heinrich nicht vergessen, daß er nicht von priesterlicher Hand die Zeichen der höchsten Gewalt empfangen wollte, wie es die Frankenkönige seit den Zeiten Pippins zu thun pflegten. Ein König ohne Priesterweihe, meinten sie, sei ein Schwert ohne Knauf, zu Nichts gut und tüchtig. Aber Heinrich hat sich dennoch einen König von Gottes Gnaden genannt, wie auch seine Krone getragen, und nimmer hat sein Volk geglaubt, sie sei ihm deshalb nicht von Gott gegeben, weil er sie nicht aus der Hand des Bischofs empfing. Man hat wohl gefragt, weshalb Heinrich sie nicht nach altem Brauch aus Herigers Hand nahm: vielleicht wies er deshalb die Krönung zurück, weil er nicht, wie Ludwig und Konrad, sich von den Bischöfen leiten lassen, nicht gleich jenen ein König der Geistlichkeit, sondern ein Schutz- und Schirmherr Aller sein wollte, vielleicht auch, weil er nach der Sitte der Zeit nur als Franke sich krönen lassen konnte und ein Sachse bleiben wollte, wie er es war.

Es war ein folgenreiches Ereigniß, daß durch Heinrichs Wahl die Herrschaft von den Franken auf die Sachsen überging, auf den deutschen Stamm, der sich dem Blute, der Sitte, der Sprache nach am reinsten von allen erhalten hatte, daß jene siegsgewohnten und weltbeherrschenden Franken, deren Vorfahren die Sachsen unterworfen, sich nun selbst einem Sachsen beugten und die Jahrhunderte lang behauptete Herrschaft dem so lange befeindeten Stamme einräumten. Wenn nun fortan auch Heinrich sich König der Franken nannte und sein Reich als das fränkische nach dem Herkommen bezeichnete, so war doch offenbar jede unmittelbare Verbindung desselben mit dem alten Frankenreiche gelöst: nicht aus einem Erbrecht oder einem Vorrecht des bisher herrschenden Stammes ließ sich Heinrichs Gewalt herleiten, sondern er war einzig und allein ein Wahlkönig, den sich ohne Ansehen des Stammes die Franken und Sachsen gesetzt hatten und dem sich später auch die anderen deutschen Völker anschlossen. In diesem Sinne muß man Heinrichs Wahl als den Anfang eines neuen, des deutschen Reichs ansehen, wie es schon im Mittelalter geschah.

Mit bewunderungswürdigem Scharfblick übersah Heinrich die Lage der

Digitized by Google

Dinge und erkannte, wie bei derselben allein noch eine Einigung der deutschen Stämme möglich sei, wie sich mit anderen Worten der Bestand des ostfränkischen d. h. des deutschen Reichs allein erhalten ließe. Wohl hütete er sich auf die Irrwege König Konrads zu gerathen; neue Bahnen schlug er mit erfinderischem und unerschrockenem Sinne ein. Nicht durch Unterwerfung der einzelnen Stämme unter den einen herrschenden wollte er die Reichsgewalt aufrichten, wie es die Merovinger und nach ihnen die Karolinger gethan hatten, nicht eine Sachsenherrschaft nach dem Regiment der Franken begründen; nicht von einem Mittelpunkte aus beabsichtigte er mit Hülfe allein von ihm abhängiger Beamten die Lande zu regieren und zu verwalten, wie es die Art der Frankenkönige gewesen war: nur durch eine freiere Gestaltung des Reichs ließ sich, wie Heinrich sah, zur Zeit eine Einigung der deutschen Völker behaupten. Das Ideal, welches seinem Geiste vorschwebte, stellte sich etwa in folgenden Zügen dar: jeder Stamm stehe in seinen eigenen Angelegenheiten für sich und ordne sich selbst nach altem Recht und Herkommen; ihn leite und führe in Zeiten des Kriegs und Friedens ein Herzog, dem die Grafen und Herren im Lande zu Kriegsgefolge und Gehorsam verpflichtet; dieser Herzog schlichte auf seinen Landtagen die Streitigkeiten der Großen im Lande, erhalte den Landfrieden und schütze die Grenzen gegen den einbrechenden Feind; wie aber die Herzoge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so walte über allen Landen des Reichs der König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volkes. So sollte es werden, und so ward es! Wie die strahlenden Juwelen der goldene Reif zur Krone verbindet und so sich das herrlichste Sinnbild irdischer Macht gestaltet, faßte die königliche Gewalt die deutschen Länder zusammen und gab ihnen geeint erst ihre volle Kraft und Bedeutung.

In der Idee, welche Heinrich faßte, erschien das Reich fast nur als ein Bund der deutschen Stämme unter der Vorstandschaft des von ihnen gemeinsam gewählten Königs. Und doch viel fehlte daran, daß auch nur diese Vorstandschaft sie sogleich willig anerkannt hätten. Baiern und Schwaben hatten sich für den Augenblick vom Reiche getrennt — dort waltete Arnulf, hier Burchard mit völlig freier Gewalt, — und Lothringen war seit Jahren mit dem westfränkischen Reiche verbunden. Nur Franken und Sachsen bildeten zunächst das Reich; über sie ging Heinrichs Macht für den Augenblick nicht hinaus. Und ob er

Digitized by Google

als König über Eberhard erhoben war, stand dieser doch ihm als Herzog in wesentlich gleicher Stellung zur Seite. Denn während Heinrich sich die herzogliche Gewalt, wie er sie besessen, in vollem Umfang bewahrte, blieb sie in derselben Weise Eberhard in den fränkischen Ländern erhalten; die Stellung, die hier vordem sein Geschlecht gewonnen und unter Konrads Regierung befestigt hatte, wurde ihm in keiner Weise gemindert. Nie ist wieder zwischen Heinrich und Eberhard ein Zwist ausgebrochen; bis an Heinrichs Ende blieben sie verbunden, und hauptsächlich auf ihre Eintracht gründete sich das werdende Reich. Aber Heinrichs Gedanken waren nicht auf Sachsen und Franken beschränkt, sondern hatten sich von Anfang an auf die Einigung sämmtlicher deutschen Völker gerichtet, und so ließ er es sein erstes Geschäft sein, alle Stämme, welche einst dem Ostfrankenreiche angehört hatten, zur Anerkennung seiner Oberherrschaft zu bringen.

Zuerst wandte er sich, von einem Vasallenheer begleitet, gegen Schwaben (919). Herzog Burchard stand hier in voller Gewalt; gegen König Rudolf von Burgund, der schon früher und gleich nach Konrads Tode abermals einen Versuch gemacht hatte sich alamannischer Grenzländer zu bemächtigen, hatte der Herzog sich mannhaft vertheidigt und den König bei Winterthur auf das Haupt geschlagen. Aber trotz solchen Waffenglücks ließ sich Burchard jetzt in keinen Kampf gegen König Heinrich ein; er mochte fühlen, er sei einem solchen nicht gewachsen, da Viele im Lande und namentlich die Geistlichen, die er schwer bedrückte, sich nach der Königsherrschaft sehnten. Freiwillig übergab er sich, alle seine Burgen und sein ganzes Volk dem Könige, der ihm dagegen die herzogliche Gewalt in Schwaben beließ. Es ist kein Zweifel, daß Heinrich die Besetzung der Bisthümer im Lande vorbehalten blieb und das Königsgut, insoweit er es nicht anderweitig verlieh, an ihn überging; sonst aber behielt Burchard freie Gewalt in Schwaben und in dem mit Schwaben verbundenen Elsaß. Auch fortan nennt er sich in seinen Urkunden: „Herzog der Alamannen von Gottes Gnaden" und spricht von dem Volke und Lande, was Gott seiner Gewalt unterworfen habe. Er schlichtete auf Landtagen die Streitigkeiten des Volkes, wie ein freier Fürst, und führte auf eigene Hand mit seinen Mannen Kriege. Mit König Rudolf von Burgund, seinem früheren Gegner, schloß er bald darauf ein Freundschaftsverhältniß, vermählte ihm seine Tochter Bertha und trat ihm, wahrscheinlich als Mitgift, einen Theil des

Digitized by Google

südlichen Alamanniens, den Aargau bis zur Reuß, ab. Auf einem Kriegszuge, den König Rudolf später nach Italien unternahm, begleitete ihn Burchard mit seinen Vasallen und fand hier den Tod.

Als Heinrich das Schwabenland dem Reiche, wenn auch nur lose, verbunden hatte, wandte er sich alsbald gegen Baiern. Arnulf war unbestritten seit mehr als Jahresfrist Herr des Landes; der Adel war ihm geneigt, das Volk ergeben. Mancher flüsterte ihm zu, er solle nun selbst nach der Krone greifen, und der herrschsüchtige Mann war nur zu geneigt solchen Mahnungen sein Ohr zu leihen. Aber unter der Geistlichkeit hatte er viele und erbitterte Gegner, da er noch rücksichtsloser als Burchard die Einkünfte der Kirchen und der Klöster an sich zog, um seine Vasallen zu belohnen; mancher Stiftung hat er Wunden geschlagen, die niemals verharschen konnten. Mit dem Beinamen des Bösen haben ihn die geistlichen Herren für alle Zeiten gezeichnet, und wie wenig sie sonst Heinrich geneigt sein mochten, sie sahen doch wohl dessen Anrücken in froher Erwartung. Aber die Mehrzahl des Volkes war dem Sachsen zuwider; „er kam in das Baiernreich," schrieb wenig später ein Baier, „in welchem seine Väter auch nicht einen Fuß breit Landes besessen hatten." Fast scheint es, als sei Heinrich beim ersten Angriff zurückgeschlagen worden und erst bei einem erneuerten Einfall zum Ziele gediehen. Wir wissen, daß die Sache zwischen Heinrich und Arnulf nicht vor dem Jahre 921 zum Austrage kam.

Arnulf hatte bei Regensburg, damals der Hauptstadt des baierischen Landes, sein Heer gesammelt. Als Heinrich heranrückte, um die Stadt zu belagern, zog der Herzog ihm, wie ein alter Berichterstatter meldet, kampfgerüstet entgegen. Aber Heinrich wollte nicht Krieg, sondern Frieden, und schlug Arnulf eine Zusammenkunft vor; Aug' in Auge wollten sie selbst ihre Sache beendigen. Da meinte Arnulf, ein Einzelnkampf solle zwischen ihm und dem König entscheiden, und tapfer wie er war, hieß er das Heer in die Stadt zurückziehen und stellte sich in Waffen zur bestimmten Zeit an dem bezeichneten Orte. Hier traf er auf Heinrich, der aber nicht mit Waffen, sondern mit versöhnlicher Rede ihm begegnete. „Was widerstrebst du Gottes Gebot?" sprach er. „Sein Wille ist es, daß mich das Volk zum König erwählt hat. Hätte das Volk dich auf den Thron erhoben, Niemand hätte dies lieber gesehen, als ich. Weshalb willst du um deines Ehrgeizes willen das Blut so vieler Christen vergießen?" Da wurde Arnulf nachdenklich, begab sich

Digitized by Google

zu den Seinen zurück und ging mit ihnen zu Rathe. Sie meinten, er solle sich Heinrich unterwerfen, wofern dieser ihm zugestehe, daß er frei über die Bisthümer des Landes schalte und bei Erledigung eines Bischofstuhls aus eigener Macht denselben besetze. Arnulf folgte dem Rath der Seinen und wurde des Königs Vasall, der ihm das beanspruchte Vorrecht unbedenklich zugestand, obwohl es Arnulfs Vorfahren niemals geübt hatten.

So erzählt den Hergang der Sache Bischof Liudprand von Cremona, der etwa dreißig Jahre nach dem Ereigniß schrieb und, am deutschen Hofe in der Verbannung lebend, leicht gute Kunde von diesen Vorgängen erhalten konnte: dennoch scheint seine Erzählung zum Theil dem Munde des Volkes entnommen und nicht ohne sagenhafte Beimischung. Widukind von Korvei berichtet nur, König Heinrich habe Regensburg belagert, Arnulf aber sich zu schwach zum Widerstande gefühlt, deshalb die Thore geöffnet und sich dem Könige gestellt, dem er sich und sein ganzes Reich übergeben habe; ehrenvoll sei der Herzog aufgenommen und Freund des Königs genannt worden. Wie aber auch der Verlauf der Dinge sein mochte, gewiß ist, daß Arnulf den König nur als seinen Oberherrn anerkannte, indem ihm vertragsmäßig zu den Rechten, welche die anderen Herzoge übten, die Besetzung der Bisthümer in seinem Lande zugestanden wurde. Dies Recht war um so höher anzuschlagen, als nach altem Herkommen allein der König, dem das Scepter durch Gottes Gnade übertragen war, die Bisthümer verleihen konnte. Hierdurch stand Arnulf noch bei weitem freier und selbstständiger da, als Burchard, und waltete in seinem Lande völlig wie ein König im Kleinen. Auch er nannte sich in seinen Urkunden: „Herzog der Baiern von Gottes Gnaden", ließ Münzen mit seinem Namen schlagen, schickte Grafen als seine Sendboten aus, und führte, wie Burchard, auf eigene Hand Kriege im Ausland. Von den Italienern im Jahre 934 gegen Hugo, den Eindringling aus der Provence, zur Hülfe gerufen, zog er nach der Lombardei, in der Absicht sich dort die in Baiern verlorene Königskrone zu gewinnen, aber ohne den gehofften Preis zu erringen.

Die Lande bis zum Rheine waren wieder verbunden, das Reich war hergestellt in dem Umfange, wie es Ludwig der Deutsche einst bei der Theilung zu Verdun erhalten hatte. Aber noch fehlte Lothringen, das später mit gutem Recht erworben und erst unter Konrad dem öst-

Digitized by Google

lichen Reiche entrissen war: auch hierauf hatte bereits Heinrich den Blick gerichtet, doch waren hier die Verhältnisse seinen Wünschen weniger günstig.

Nach Reginars Tode war in Lothringen dessen Sohn Giselbert in der herzoglichen Gewalt gefolgt, ein junger Mann, voll Kraft und unternehmenden Geistes, aber heftig, leidenschaftlich, unstät in Allem, was er begann. Die Art seines Volkes spiegelte sich in ihm wieder; denn der Lothringer galt für ehrgeizig, habgierig, zugleich für wetterwendisch und ränkesüchtig, indem er nach seinem Vortheile gern den Herrn und die Treue wechselte. Auch Giselbert trachtete nach hohen Dingen und meinte, Nichts sei ihm zu groß und zu schwierig, aber es fehlte ihm an der Besonnenheit und Ruhe, die glücklich zum entlegenen Ziele führt. Als ein Mann von kurzem, gedrungenem Bau, mit gewaltigen Kräften wird er geschildert; unstät rollten ihm die Augen im Kopfe, so daß Niemand die Farbe derselben unterscheiden konnte; die Sprache war abgebrochen, die Fragen verlockend, die Antworten unklar und doppelsinnig. Giselbert gerieth, wie sich erwarten ließ, bald mit König Karl in Streit; dieser wußte ihm jedoch seine Vasallen abwendig zu machen und trieb ihm so in die Enge, daß er das Land verließ und sich zu Heinrich flüchtete, durch dessen Verwendung er die Erlaubniß zur Rückkehr und die Rückgabe des größten Theils seiner Güter erlangte. Bald aber empörten sich die großen Vasallen Karls, durch den Uebermuth eines seiner Höflinge gereizt, und das Westfrankenreich schien durch eines Günstlings Hoffahrt in eine ähnliche Auflösung zu gerathen, wie das Ostfrankenreich durch Konrads Starrheit. Auch Giselbert sagte sich abermals vom Könige los, und die meisten lothringischen Großen schlossen sich ihm an.

Giselbert hatte von Neuem alle Gewalt in Lothringen gewonnen und herrschte hier in ähnlicher Weise, wie Arnulf vor seiner Unterwerfung in Baiern: er riß, um seine Vasallen zu belohnen, die geistlichen Güter an sich, machte sich zum Abt der reichsten Klöster, besetzte das Bisthum Tongern nach seinem Belieben und zwang den Erzbischof von Köln die Weihe zu vollziehen. Zugleich unterhielt er seine Verbindungen mit Heinrich, um an ihm einen Rückhalt gegen Karl zu finden, und ohne Zweifel würde er schon damals dem östlichen Reiche sich ganz angeschlossen haben, wenn nicht alsbald eine unerwartete Wendung der Dinge eingetreten wäre. Durch den Einfluß der Geistlichkeit, namentlich des Erzbischofs von Reims, gewann Karl von Neuem An-

Digitized by Google

hang und warf sich dann sofort, um durch Kriegsruhm seine unsichere Macht zu befestigen, in den Kampf gegen die Deutschen. Er führte seine Vasallen gegen den Rhein und drang bis in den Nahegau und die Gegend von Worms vor, wo er von deutschen Großen im Jahre 920 eine Niederlage erlitt. Durch große Versprechungen bewogen, kehrten Giselbert und die Lothringer jetzt zur Treue zurück und unterstützten das Westreich im Kampfe gegen Heinrich, den Karl persönlich im Jahre 921 fortsetzte.

Heinrich mußte bald erkennen, daß ohne gewaltiges Blutvergießen jetzt Lothringen seinem Reiche nicht gewonnen werden konnte; deshalb bot er Karl die Hand zum Frieden. Bei Bonn, wo der Rhein das Siebengebirge hinter sich läßt und in die weiten Niederungen tritt, kamen die beiden Könige zum Friedenswerke zusammen. Auf beiden Ufern des Flusses lagerten ihre Heere; in der Mitte des Stromes ankerte ein Schiff, wo sich die Könige begegneten. Hier schlossen sie am 7. November 921 einen Freundschaftsbund, und Karl erkannte durch denselben Heinrich als König der Ostfranken feierlich an. Das war ein wichtiges, bedeutendes Ereigniß, daß nachdem Schwaben und Baiern die königliche Macht über sich dem Sachsen zugestanden hatten, nun auch der letzte Karolinger die Herrschaft desselben neben sich als zu Recht bestehend erkannte und damit die Länder östlich des Rheins, auf die er bis dahin Erbansprüche behauptet hatte, in aller Form aufgab. Erst hierdurch wurde rechtlich die Selbstständigkeit des ostfränkischen oder vielmehr des deutschen Reichs begründet. So Großes war hierdurch gewonnen, daß Heinrich es verschmerzen konnte, wenn er seine Absichten auf Lothringen noch nicht erreichte.

Bald kam die Stunde, wo auch die Lothringer sich willig dem Ostreiche anschlossen. Mit der Geistlichkeit im Bunde, suchte Karl in derselben Weise, wie einst Konrad in den deutschen Landen, das königliche Ansehen gegen die übermächtigen Großen Frankreichs wieder zur Geltung zu bringen: diese aber entfremdeten sich immermehr ihrem Herrn und erhoben in dem Grafen Robert, dessen Bruder Odo schon einst die Krone getragen hatte, einen Gegenkönig. Ganz Frankreich und Lothringen spaltete sich in zwei feindliche Lager (923). Bei Soissons kam es zu blutigem Kampfe. Robert fiel im Streite, Karl aber verlor die Schlacht. Als darauf seine Gegner Roberts Schwiegersohn, den Herzog Rudolf von Burgund, zum König erhoben, verließen ihn

Digitized by Google

auch seine letzten Anhänger; der Graf Heribert bemächtigte sich endlich ohne Scheu der Person des rechtmäßigen Königs. Auf kurze Zeit sah der unglückliche Fürst noch einmal die Freiheit wieder; dann kehrte er in den Kerker zurück, wo er sein trauriges Dasein beschloß. Aber auch Rudolf fand nicht überall den Gehorsam, den er selbst seinem König und Lehnsherrn verweigert hatte. Vor Allem wollte sich Giselbert mit den Lothringern der Macht des Emporkömmlings nicht fügen; abermals verständigte er sich daher mit Heinrich und rief ihn über den Rhein.

Jetzt war der rechte Augenblick erschienen, wo Heinrich, der bis dahin ruhig der Entwicklung dieser Dinge zugesehen hatte, in Lothringen eingreifen mußte. Mit Heeresmacht zog er im Winter 923 dorthin, und schnell unterwarf sich ihm der größere Theil des Landes. Schon rückte indessen auch Rudolf mit einem stattlichen Heere heran, und Heinrich hielt es auch jetzt nicht für gerathen, in blutigen Kämpfen das Land zu ersiegen. Er schloß deshalb mit Rudolf einen längeren Waffenstillstand und begab sich über den Rhein zurück. Nach Ablauf des Waffenstillstandes erschien er im Anfange des Jahres 925 abermals auf dem Kampfplatz, aber er fand hier Manches verändert. Giselbert und andere Große Lothringens hatten sich wieder auf Rudolfs Seite gewendet, und Heinrich mußte Zülpich, Giselberts Feste, belagern. Er nahm sie mit Gewalt und zwang den wetterwendischen Mann ihm Geiseln zu stellen. Nachdem so Giselberts Widerstand gebrochen war, unterwarf sich nach und nach das ganze Land. Am Ende des Jahres hatte Heinrich ohne blutige Kämpfe, durch weise und geschickte Benutzung der Verhältnisse das schöne Lothringerland gewonnen, und der Rhein rollte nun inmitten des deutschen Reichs seine Wogen dem Meere zu.

Auch hier hatte, wie Widukind wohl nach sagenhaften Erzählungen berichtet, das Glück dem Könige geholfen. Unter den Lothringern, heißt es, war ein angesehener Mann, mit Namen Christian; dieser sah, daß Alles dem Könige glückte, und wollte sich deshalb durch ein besonderes Verdienst seine Huld erwerben. So sann er auf eine List, um Giselbert zu fangen. Er stellte sich krank und bat den Herzog um einen Besuch; als dieser arglos in die Falle ging und erschien, ließ er ihn ergreifen und unter strenger Bewachung den Händen Heinrichs überliefern. Hocherfreut war der König, da er den gefährlichen Feind in seiner Macht hatte, aber er ließ ihn die Qualen harter Gefangenschaft nicht lange empfinden, sondern suchte ihn viel-

Digitized by Google

mehr durch Güte zu gewinnen; denn er wußte, was Giselbert in Lothringen galt.

Wie auch immer diese Dinge zum Abschluß gekommen sein mögen, sicher ist, daß Heinrich Giselbert die herzogliche Gewalt in Lothringen belieβ, daß er ihn in der Folge dauernd an sich zu fesseln wußte und ihm sogar im Jahre 928 seine Tochter Gerberge vermählte. Als Lothringen dem Ostreiche von Neuem gewonnen war, stellte sich auch der frühere Einfluß der Konradiner auf die Angelegenheiten dieses Landes her. „Im Jahre 926", sagt ein Zeitgenosse, „wurde von Heinrich zur Rechtspflege Eberhard nach Lothringen geschickt, und er einigte in Frieden die Lothringer." Ein späterer Schriftsteller bezeichnet Eberhard als Pfalzgrafen. Die Macht der Heinrich jetzt so nahe verbündeten Konradinischen Familie jenseits des Rheins konnte auch ihm zur Sicherung des neuerworbenen Besitzes dienen. König Rudolf hat vielleicht selbst später in aller Form die Abtretung des lothringischen Landes anerkannt.

Im sechsten Jahre seiner Regierung hatte König Heinrich das groβe Werk der Einigung aller deutschen Länder und Stämme vollendet; ihm war gelungen, wonach König Konrad so hartnäckig und doch so erfolglos gestrebt hatte. Nicht mit Hast und Ungeduld, nicht mit Waffenlärm und Schrecken hatte er es erreicht, sondern durch Ruhe, klare Erkenntniß der wahren Lage der Dinge und jene gepriesene Friedfertigkeit, die ihn deutsches Blut nicht zwecklos gegen Deutsche vergießen ließ. So war ein Band der Eintracht um die deutschen Stämme geschlungen worden, das mit der Zeit fester und fester sich schürzte, von dem umfangen die Deutschen erst zu dem klaren Bewußtsein einer einigen Nationalität gelangten. Das Reich, wie es nun bestand, erscheint fast wie ein Staatenbund: aber zeitig genug entwickelte sich daraus ein kraftvoller, einheitlicher Staat unter einem so starken Königthum, als es jene Zeiten nur hervorbringen konnten. Heinrich hat das Ziel erreicht, welches der Papst und die Bischöfe auf dem Concil zu Altheim sich gesetzt hatten und nicht erreichen konnten, die Einigung Deutschlands; aber zu diesem Ziele ist er auf ganz anderen Wegen gelangt, als die jene Bischöfe einschlugen. Nicht sie sind es also gewesen, die den ersten Grundstein zum Bau des deutschen Reichs gelegt, sondern der Mann, der die Krone aus Priesters Hand zu nehmen sich weigerte.

Fast in der Stille war Alles vollbracht; eine neue Ordnung der

Digitized by Google

Dinge war auf Jahrhunderte hin mit Leichtigkeit, wie auf Zauberschlag möchte man sagen, gegründet; endlose Wirren sah man auf das Einfachste gelöst. Es war, wie wenn bei nächtlichem Dunkel ein geheimer Schrecken über ein zahlreiches Volk einbricht; da tobt und drängt Alles wild durcheinander, und von Minute zu Minute wächst die Verwirrung, bis endlich die Sonne im Morgen aufblitzt und ihre Strahlen die Gefilde vergolden: leicht sondern sich dann die verwirrten Massen, die Ruhe kehrt zurück, und die Welt strahlt wieder in hellem Glanze. Heinrichs klarer Geist war die Sonne, welche das Dunkel über den deutschen Ländern in Licht wandelte.

4.

Heinrichs Siege über die Reichsfeinde.

Großes war durch die Einigung der deutschen Stämme erreicht, aber damit doch erst der Anfang des Anfangs gewonnen. Wie zerrüttet waren alle Verhältnisse durch die langen inneren Kämpfe, wie verwüstet die Länder durch die immer erneuten Einfälle beutegieriger Nachbaren! Nur mit Mühe werden wir uns das traurige Bild der Zerstörung vergegenwärtigen, welches zu jener Zeit unser Vaterland darbot. Aber kaum waren die inneren Kämpfe ausgeglichen, so erhob man sich aus dem Verfall, und die Herstellung gesetzlicher Ordnung begann: die Herstellung, denn auf eine völlig neue Gründung war Heinrichs Sinn nicht gerichtet.

Wie gewaltig die Erschütterung des Karolingischen Reichs gewesen war, in gewissem Sinne überdauerte es doch seinen Verfall. Wie Heinrich sich als der unmittelbare Nachfolger der Karolinger ansah, wie er sein Reich nicht anders als das ostfränkische nannte, so haben sich alle Einrichtungen der neuen Zeit im unmittelbaren Anschluß an die Vergangenheit gestaltet. Das baufällige Haus wurde gleichsam nach einem theilweise veränderten Plan ausgebaut, nicht bis auf den Grund abgetragen und durch ein neues ersetzt. Die frühere Entwicklung der Dinge

Digitized by Google

war durch die großen Bewegungen im Anfange des neuen Jahrhunderts keineswegs ganz unterbrochen worden; tausend Fäden spannen sich aus der alten Zeit in die neuen Zustände hinüber. Man hat sich deshalb nicht zu verwundern, wenn schon Heinrichs Sohn offen vor aller Welt die Bahnen Karls des Großen aufs Neue verfolgte.

Wir wissen, welchen Reichthum, welche Macht und weitgreifenden Einfluß die Kirche in dem fränkischen Reiche gewonnen hatte. Sie vor Allem war bei dem Ruin des Königthums betheiligt gewesen, und so sehr sie ihn Anfangs beförderte, doch nachher am schwersten von ihm betroffen wurden. Wie einst die Pippiniden ihre Macht zum großen Theil durch die Einziehung geistlicher Güter gewonnen hatten, waren auch die herzoglichen Gewalten jetzt durch eine ähnliche Beraubung der Kirchen hauptsächlich emporgekommen. Vor Allem hatten die reichen Klöster gelitten; fast überall fielen sie in die Hände der weltlichen Gewalthaber, die mit den Einkünften derselben ihre Dienstmannschaften unterhielten und die Zahl ihrer Vasallen vermehrten. Man sah die sonderbare Erscheinung von Laien-Aebten, welche das Vermögen der Stifte nur zu ihren weltlichen Zwecken benutzten und in die geweihten Räume das unkirchlichste, ja geradezu das lästerlichste Leben einführten. So nahm Herzog Arnulf der berühmten Abtei Niederaltaich fast ihr ganzes Vermögen; so büßte Tegernsee durch ihn etwa 11,000 Hufen seines Landbesitzes ein. Noch schlimmer erging es den Klöstern in Lothringen, wo Reginar und Giselbert hauptsächlich durch Kirchenraub ihre Stellung sich wahrten. Auch die bischöflichen Kirchen erlitten große Einbuße an ihrem Vermögen, aber noch nachtheiliger für sie war, daß die Bisthümer meist an unwürdige Männer von vornehmer Familie einzig im Interesse der Gewalthaber verliehen wurden, die sich überdies die Ernennung mit großen Summen bezahlen ließen. Die Simonie, wie man nach der Erzählung von Simon dem Zauberer diesen abscheulichen Handel mit den geistlichen Stellen nannte, war überall im Schwunge und wurde bald ein unheilbarer Krebsschaden der Zeit. Es konnte nicht anders sein, als daß alle kirchliche Ordnung und Zucht sich unter solchen Verhältnissen auf das Bedenklichste lockerte.

Für eine durchgreifende Reformation der Kirche waren die Umstände ungünstig genug: dennoch versuchte man nach der Rückkehr geordneter Zustände die augenfälligsten Schäden möglichst zu heben. Die

Digitized by Google

Bischöfe bestrebten sich die Wunden auszuheilen, welche die arge Zeit ihrem Kirchenvermögen geschlagen, und es gelang ihnen damit oft zum Verwundern; weniger glücklich waren die Klöster, von denen manche spät, manche niemals wieder zu ihrer früheren Blüthe gediehen. Vor Allem war aber Heinrich auf die Herstellung kirchlicher Ordnung bedacht. Nach Coblenz, Duisburg berief er Synoden, wo schwäbische, fränkische, sächsische und lothringische Bischöfe unter seiner Leitung tagten und wichtige Bestimmungen über die Grenzen der geistlichen Gewalt, über Kirchenzucht, die Festtagsfeier und die Herstellung zerstörter Kirchen faßten. So wenig Heinrich einer übermäßigen Ausdehnung der klerikalen Gewalt geneigt war und so wenige Beweise großer Freigebigkeit an die geistlichen Herren wir von ihm besitzen, so hat er doch in einzelnen Fällen eine ungewöhnliche Gunst ihnen zu Theil werden lassen. Er war unseres Wissens der erste König in den deutschen Ländern, der einem Bischof die gesammten Rechte der Grafschaft in einer Stadt verlieh*). Auch die Herstellung der klösterlichen Zucht begann unter seiner Regierung; es wird uns ausdrücklich berichtet, daß man im Jahre 934 eine Reformation der Klöster in Lothringen angriff.

An den Verhältnissen der Kirche läßt sich am besten verfolgen, wie ein geordneter Zustand allmählich zurückkehrte: aber unfehlbar wirkten gleiche Ursachen Gleiches in allen Kreisen des Lebens. Wer diese Herstellung dem Könige allein beimessen wollte, würde freilich sehr von der Wahrheit abirren. Seit die Regierung der einzelnen Länder den Herzogen überlassen war, hat Heinrich selten unmittelbar in dieselbe eingegriffen. Vor Allem schaltete Herzog Arnulf in Baiern mit völlig freier Macht. Auch die kirchlichen Angelegenheiten seines Landes ordnete er mit selbstständiger Gewalt; wir kennen die Beschlüsse einer Synode zu Dingolfing, welche er berief. Niemals ist unseres Wissens König Heinrich persönlich wieder in Baiern erschienen.

Enger als Baiern wurde Schwaben dem Reiche verbunden, als nach dem Tode Herzog Burchards (926) der fränkische Graf Hermann das Herzogthum erhielt, indem er sich zugleich mit Reginlinde, Bur-

*) Durch eine königliche Urkunde vom 28. December 928 erhielt der Bischof von Toul die Grafschaftsrechte in seiner Stadt; unter den Ottonen wurden ähnliche Verleihungen häufig.

Digitized by Google

chards Wittwe, vermählte. Hermann gehörte dem Hause der Konradiner an; er war ein Sohn des im Ungarnkampf gefallenen Gebhard, ein Vetter Herzog Eberhards. Wir kennen die näheren Umstände seiner Einsetzung nicht, aber mit Nothwendigkeit schwächte sie die nationale Bedeutung des Herzogthums in Schwaben und führte dies Land den allgemeinen Interessen des Reichs näher. Wie die Konradiner jetzt hier der Königsmacht dienten, so nicht minder in Lothringen. Nur sehr langsam stellten sich in diesem Lande, wo die Parteikämpfe des Westfrankenreichs stäten Nachhall fanden, gesicherte Zustände her. Wiederholt mußte noch Heinrich selbst einschreiten; so zog er im Jahre 928 mit großer Heeresmacht über den Rhein, um Boso, den Bruder König Rudolfs von Frankreich, und Giselberts Bruder Reginar zum Niederlegen der Waffen zu zwingen, und immerdar stand Eberhard gegen das unruhige Volk auf der Wacht.

Aber wie bedeutend sich auch der Einfluß der Konradiner in Schwaben und Lothringen entwickelte, ihre Hauptstärke lag doch in ihrem fränkischen Herzogthum. Ueberall in den Rheingegenden mächtig, schienen die Konradiner mit Heinrich die Herrschaft gleichsam zu theilen und eine größere Macht als je durch die Kronentsagung Eberhards gewonnen zu haben: eine Macht, die zugleich dem ganzen fränkischen Volke zu Gute kam. Wenn auch das Reich auf die Sachsen übergegangen war, die fränkischen Herren behielten einen schwerwiegenden Einfluß auf die Geschäfte, und wir finden den König auf Fürstentagen, wie er sie z. B. zu Seelheim in Oberhessen und Worms hielt, vornehmlich mit ihnen die Angelegenheiten des Reichs verhandeln. Sehr bezeichnend ist es, daß man damals anfing dem ostfränkischen Reich auch den Namen „Franken und Sachsen“ zu geben.

Mit ganz freier Macht waltete der König nur in seinen ererbten Herzogthümern, in Sachsen und Thüringen. Mit rastloser Thätigkeit strebte er hier dahin, die Ordnung herzustellen und nach allen Seiten zu sichern. Sichtlich erhoben sich diese Länder, und Heinrichs Einrichtungen hier dienten auch anderen Ländern zum Beispiel und Muster.

Doch was half alles Bauen und Schaffen, wenn es nicht gelang das Reich dauernd gegen seine äußeren Feinde, und vor Allem gegen die Ungarn zu schützen? So muthlos man durch die immer erneuten Niederlagen geworden war, verzweifelte Heinrich doch nicht an der Kraft seines Volkes, und dem tapferen Manne half das Glück. Denn wohl

Digitized by Google

war es ein Glück, daß die Ungarn die deutschen Länder diesseits des Rheins gerade damals längere Zeit verschonten, indem sie ihre Angriffe hauptsächlich auf Italien, das Westfrankenreich und Lothringen richteten. Aber im Jahre 924 erschienen sie von Neuem und wandten sich gegen Sachsen. Alles, wohin sie kamen, wurde verwüstet. Die Burgen und festen Plätze, die Klöster und Kirchen, die Wohnungen des armen Landmannes wurden eingeäschert, Alt und Jung, Mann und Weib erwürgt; wieder konnte man an den Rauchwolken und dem Feuerscheine am Himmel die Straßen verfolgen, welche der furchtbare Feind zog; wieder flüchtete man sich in das Dickicht der Wälder, auf die Spitzen der Berge und in verborgene Höhlen. „Es ist besser hiervon zu schweigen," sagt Widukind, „als durch Worte das Leid zu steigern."

König Heinrich wagte nicht dem überlegenen Feinde im offenen Kampfe zu begegnen. Er hatte früh den Krieg gegen denselben kennen gelernt und glaubte nicht, daß sein Heer ihm gewachsen sei. Wohl war jeder freie Sachse nach vollendetem dreizehnten Jahre zur Landwehr verpflichtet und mußte gegen einbrechende Feinde die Waffen ergreifen; auch galten dem Buchstaben nach noch die alten Kriegsordnungen des fränkischen Reichs, wonach jeder freie Mann, wenn er mindestens fünf Hufen Landes besaß, zum Heerbann sich persönlich zu stellen hatte und die kleineren Grundbesitzer gemeinschaftlich einen Streiter ausrüsten sollten. Aber diese Ordnungen waren in Verfall: die Zahl der freien Leute hatte sich in den unglücklichen Zeiten bedeutend vermindert, nur selten brachte man den Heerbann zusammen, und wenn er sich sammelte, waren es Schaaren, die den Krieg nicht verstanden. König Ludwig das Kind und selbst Heinrich konnten, wie erzählt wird, nur durch Androhung der Todesstrafe den Heerbann aufbringen. Der Adel lebte freilich im stäten Gebrauch der Waffen und focht seine Fehden mit kampfgeübten Vasallen und Dienstleuten aus; auch waren der Fehden leider genug zu diesen Zeiten in den deutschen Ländern gewesen, und selbst Sachsen war von ihnen nicht unberührt geblieben. In solchen Kämpfen galt es durch Muth und List im Handgemenge mit Wenigen zu entscheiden, und diesen Krieg im Kleinen verstand man recht wohl: doch in offener Feldschlacht einem an Zahl überlegenen Feinde zu begegnen, ein ganzes Volk zu bekämpfen, Massen mit Massen zu schlagen — die Kunst hatten die Deutschen nur zu sehr verlernt. Daher waren die Streitkräfte, über welche der König verfügen konnte, ungeregelt,

Digitized by Google

ohne festen Zusammenhalt und zu großen Unternehmungen kaum zu benutzen. Ueberdies mußte den Ungarn im Reiterkampfe begegnet werden, und obgleich das fränkische Vasallenheer fast allein aus Rittern bestand, war doch in Sachsen der Reiterdienst noch neu und wenig verbreitet; der größte Theil des Adels hielt hier nur schlecht bewaffnete Dienstleute, die zu Fuße den Kriegsdienst leisteten. So konnte sich Heinrich auch auf ein Vasallenheer, wie es die Sachsen zu stellen vermochten, den Ungarn gegenüber mit Nichten verlassen. Er vermied deshalb jede Schlacht und schloß sich in seiner festen Burg Werla, am Fuße des Harzes unweit Goslar, mit seinen Getreuen ein.

Die Gunst des Glücks fehlte Heinrich auch jetzt nicht. Ein vornehmer Ungar wurde von den Leuten des Königs gefangen und zu ihm gebracht. Der Gefangene stand in hoher Gunst bei seinem Volke, und man schickte deshalb sogleich Gesandte, um ihn aus den Banden des Feindes zu lösen. Gold und Silber bot man für ihn im reichsten Maße, aber nicht darnach stand Heinrichs Sinn. Frieden, nur Frieden verlangte er, ja er erbot sich, wenn ihm ein Waffenstillstand auf neun Jahre gewährt würde, nicht nur den Gefangenen zurückzuliefern, sondern auch jährlich einen Tribut den Ungarn zu zahlen. Auf diese Bedingungen hin gelobten die Ungarn neun Jahre das Sachsenland zu verschonen und zogen der Heimath zu.

Nichts wahrlich ist schimpflicher und entwürdigender, als das Vaterland einem Feinde zinsbar zu machen und so ihm die Knechtschaft zu erkaufen. Durch solche Feigheit vor Allem war die Herrschaft der Karolinger untergegangen, das wußte Heinrich recht wohl. Aber nicht um träger Ruhe zu fröhnen, hatte er den Abzug der Feinde erkauft: nur um dauernd die Freiheit Sachsens zu sichern, wich er in der Stunde der Noth, und vom ersten Augenblick der Ruhe arbeitete er unablässig, die ihm gegönnte Frist aus allen Kräften zu nützen. Neun Jahre dünkten ihn genug, um das so oft verheerte Land in einen haltbaren Vertheidigungszustand gegen den Feind zu setzen: und sie waren genug.

Heinrichs Vertrag mit den Ungarn ging, wie man annehmen muß, nur auf Sachsen und Thüringen, denn Baiern, Schwaben und Lothringen wurden im Anfange des Jahres 926 aufs Neue von den Ungarn heimgesucht; vielleicht konnte, vielleicht wollte Heinrich nicht auch diesen Ländern den Frieden erwirken. Vorzüglich auf Sachsen und Thürin-

Digitized by Google

gen erstreckten sich auch seine Anstalten zur Abwehr neuer Angriffe des Feindes.

Größere befestigte Ortschaften kannte man damals in Sachsen und Thüringen noch nicht; nur an den Ufern des Rheins und der Donau und jenseits dieser Flüsse, wo einst die Römer gewohnt hatten, gab es auf deutschem Boden volkreiche Städte mit festen Mauern und Thürmen, die aber seit den Normannenzügen und den Ungarnkriegen meist in Schutt und Trümmern lagen. Die Sachsen wohnten noch nach alter Sitte auf einzelnstehenden Höfen, mitten in ihren Fluren und Aeckern, oder hatten sich in offene Dörfer zusammengebaut. Nur hier und da erhoben sich im Lande Königspfalzen und Burgen adeliger Herren, nur hier und da wurden die umfriedeten Sitze der Bischöfe, Priester und Mönche die ersten Sammelpunkte eines lebendigeren Verkehrs. Auch die Grenzmarken waren schlecht gehütet; die Festen, die Karl der Große einst hier angelegt hatte, waren meist in den Kriegen gegen die Dänen und Wenden zerstört. Das Land lag also, ohne Gegenwehr leisten zu können, dem einbrechenden Feind offen, der dann im Innern bei der Zerstreuung der Wohnsitze eben so wenig aufzuhalten war. Das erste Erforderniß schien deshalb Heinrich, die bestehenden Burgen zu erweitern und stärker zu befestigen, wie neue Festen anzulegen, um größere Streitkräfte in sicheren Plätzen sammeln zu können. Besonders mußte dies an den Grenzen geschehen, um den Feind an der Schwelle des Landes zurückzuweisen.

Es ist früher erwähnt*), wie es Heinrich gelungen war, die Sorben an der Saale zu vernichten und wie zu derselben Zeit die wendischen Stämme, die über die mittlere Elbe vorgedrungen, über den Fluß zurückgetrieben wurden. In diesen Markgegenden, die ihm als Sieger zugefallen waren, hatte Heinrich seine Dienstleute in Menge angesiedelt und gegen kleinere oder größere Lehen zum Kriegsdienst verpflichtet. Gleichsam Militärkolonien auf erobertem Boden hatte er so errichtet, und hier, wo Alles auf Kriegsfuß stand, und in den zunächst anstoßenden Gauen, die meist mit den Marken unter derselben Leitung standen, hatte er freie Hand, seine Absichten durchzuführen. Auf gleiche Weise hatte König Edward von England einige Jahre vorher gegen die Dänen eine lange Reihe von Grenzburgen hergestellt oder neu erbaut

*) Vergl. S. 187. 188.

Digitized by Google

und dadurch sein Reich gegen die Ueberfälle der Feinde gesichert; vielleicht hatte Heinrich das Beispiel des Angelsachsen bei seinem Unternehmen vor Augen.

Tag und Nacht wurde nun in den Markgegenden gebaut; Haus mußte an Haus, Hof an Hof sich schließen; Alles wurde mit Mauern und Wällen umschlossen. Ohne Rast und Ruhe ging die Arbeit fort; ungewohnte Anstrengungen muthete Heinrich dem Volke zu, denn es sollte im Frieden sich abhärten, um die Entbehrungen des Kriegs leichter bestehen zu können. So stiegen mit Wällen und Mauern umringte Ortschaften in jenen Grenzgegenden auf; kleinere Plätze wurden vergrößert, zerstörte Befestigungen hergestellt; oft erhoben sich zahlreichere Wohnungen der Menschen plötzlich, wo zuvor nur eine einfache Hütte gestanden hatte. Damals wurde Quedlinburg am Harz auf Fluren, welche die Bode durchfließt, von Grund aus aufgebaut; Merseburg, das dem Könige immer um Hatheburgs willen ein theurer Ort blieb, wurde vergrößert und erhielt eine steinerne Mauer.

In Merseburg eröffnete Heinrich zugleich ein Asyl für Verbrecher; es geschah, um die Stadt zu bevölkern und wehrhaft gegen die Feinde zu machen. Dieses verdächtige Volk wohnte in der Vorstadt Merseburgs, während die eigentliche Burg von verläßlicheren Dienstleuten besetzt war. Die Merseburger nannte man jene Verbrecher, eine Kriegsmannschaft, die bei besonders gefährlichen Unternehmungen Heinrich öfters verwandt zu haben scheint. „Es war," sagt Widukind, „eine Schaar aus Räubern gebildet; denn der König verschonte, wie er gern gegen seine Landsleute milde war, selbst Diebe oder Räuber, wenn sie muthige und kriegstüchtige Männer waren, mit der gebührenden Strafe und siedelte sie in der Vorstadt von Merseburg an. Er gab ihnen dann Aecker und Waffen, und gebot ihnen mit ihren Landsleuten Friede zu halten; gegen die Wenden aber erlaubte er ihnen auf den Raub auszuziehen, so oft sie es wollten." So stark war diese Merseburger Schaar, daß sie wenige Jahre später 1000 Mann zum Krieg gegen Böhmen stellte.

Aber auch auf andere Weise suchte Heinrich die Bevölkerung der neuen Burgen zu heben. Er gebot alle Gerichtstage, Volksversammlungen und Gelage fortan innerhalb der Burgmauern zu halten; so oft die Sachsen zusammenkamen, sollten sie sich in den Burgen versammeln, damit sie, die das Leben in eingeschlossenen Orten immer noch für eine

Digitized by Google

Einkerkerung hielten, sich allmählich daran gewöhnten. Auch hier folgte er vielleicht dem Beispiele König Edwards, der in ähnlicher Weise alle Kaufhandlungen innerhalb der Burgthore vorzunehmen gebot. Aber die befestigten Ortschaften Sachsens und Thüringens sollten bei einem neuen Einbruch der Feinde nicht nur die Möglichkeit zu einem kräftigeren Widerstand gewähren, sondern zugleich allen Grenzbewohnern Zuflucht und Sicherheit bieten. Deshalb mußte je der neunte Mann von den Dienstleuten in die Burg ziehen, hier für sich und zugleich für seine acht Gefährten Wohnung herrichten, wie auch Speicher und Vorrathskammern besorgen; denn der dritte Theil aller Feldfrüchte, die man gewann, mußte in die Burg eingeliefert werden und wurde dort aufgespeichert. Die acht aber, die draußen waren, bestellten für den in der Burg das Feld, säeten und ernteten für ihn und brachten die Ernte in seine Scheuren. Außerhalb der Burg sollten keine oder nur werthlose Bauten sein, da diese doch bei dem ersten Angriff vom Feinde zerstört wurden.

Obwohl diese Anordnungen zunächst nur für die Marken Sachsens und Thüringens getroffen waren und auch nur dort durchgeführt werden konnten, wirkten sie doch auch tiefer in das Land hinein und gewöhnten die Sachsen mit der Zeit an das städtische Leben. Allmählich bildeten sich um die königlichen Pfalzen und die größeren Burgen volkreiche Orte; auch um die Bischofssitze und die berühmtesten Kirchen und Klöster erwuchs ein lebendigerer Verkehr, zahlreicher bauten die Menschen hier sich an und befestigten bald ihre Wohnorte gegen die Feinde. So entstanden die Städte Sachsens und Thüringens, zunächst als Wehr gegen äußere Feinde, dann aber ein fruchtbarer, friedlich eingehegter Boden, auf dem die schönsten Früchte deutschen Fleißes und deutscher Geistestiefe gedeihen sollten. Ist es auch nicht richtig, daß Heinrich die städtischen Freiheiten und Gerechtsame in Deutschland begründet hat, wie man früher wohl glaubte, so trägt er den Beinamen des Städtegründers doch nicht ganz mit Unrecht, denn er war es, der die Sachsen zuerst an das Leben hinter Mauern, Wällen und dem Verschluß der Thore gewöhnte, der die Zerstreuten in engere Kreise des Lebens zusammendrängte. Wenn daher einer durch das weite Sachsenland zieht, und es winkt ihm von fern eine volkreiche Stadt mit ihren Thürmen, und er beim Eintritt sieht, wie hier Tausende ein friedliches und fleißiges Leben führen, so mag er Heinrichs gedenken, der die Sachsen zum Städtebau zwang.

Digitized by Google

Heinrichs Anordnungen scheinen auch auf die anderen Theile des Reichs gewirkt zu haben. Denn auch hier wurden in manchen Städten die verfallenen Mauern hergestellt, bis dahin offene Orte jetzt ummauert. Damals oder wenig später erließen der König und die Fürsten ein Gesetz, daß alle Klöster mit Mauern und Wällen umgeben werden sollten. Wie weit diesem Gesetz Folge geleistet wurde, wissen wir nicht. Im Kloster Hersfeld betrieb man den Bau mit so großer Hast, daß die schon bis zu der bestimmten Höhe aufgeführten Mauern einsanken und in den 12 Fuß entfernten Graben hinabstürzten.

Dies Alles waren Sicherheitsmaßregeln für spätere Ueberfälle. Aber dem Kriege begegnet nur der Krieg, der Heeresmacht nur Heeresmacht, und Heinrich mußte auch auf ein Heer, mit dem er den Ungarn widerstehen konnte, bedacht sein; wie an das städtische Leben, mußte er die Sachsen deshalb auch an den Kriegsdienst zu Pferd gewöhnen. Seine militärischen Anordnungen betrafen, soviel aus den dürftigen Nachrichten klar wird, besonders den Dienst der Vasallen in Sachsen, die er zu Roß und mit berittenen Leuten sich fortan dem Aufgebot zu stellen nöthigte. Durch die große Zahl der königlichen Dienstmannen in den Marken vermehrt, wurde so ein stattliches Reiterheer aufgebracht, das Heinrich dann jahrelang emsig und ausdauernd übte. Dieses Reiterheer bildete fortan die Grundlage seiner kriegerischen Unternehmungen, und der Kern desselben scheinen des Königs eigene Kriegmannen, wie sie vorzugsweise in den Marken angesiedelt waren, gewesen zu sein. Wenn auch Heinrich und seine Nachfolger bei Landesbedrängniß noch öfters den alten Heerbann aufgerufen haben, so verlor doch der Kriegsdienst zu Fuß seitdem die frühere Ehre. Bald galten die Worte Kriegsmann und Rittersmann für gleichbedeutend. Aus dem Volksheere wurde ein Ritterheer. Den Dienst zu Fuße verlernten allmählich die Sachsen, wie alle Deutschen, und lange hat es bedurft, ehe sie wieder in ihm zur Geltung gelangten. Auch die Heeresordnung und Kriegsführung unter den Deutschen wurden so durch Heinrich umgestaltet und auf neue Bahnen gebracht, die sie dann lange verfolgt haben.

Vier Jahre war Heinrich mit der Ordnung aller dieser Dinge beschäftigt. „Meine Zunge," sagt Widukind, „kann nicht aussagen, mit welcher Umsicht und Wachsamkeit er damals Alles gethan hat, was zum Schutze des Vaterlandes diente." Sobald aber Heinrich das Heer schlagfertig wußte, griff er mit demselben die wendischen Stämme an (928).

Digitized by Google

Sie waren die nächsten Feinde des Reichs und des Sachsenlandes und zugleich weniger gefährlich als die Ungarn, so daß der Krieg gegen sie als die beste Schule gegen den stärkeren Feind anzusehen war. Der erste Angriff galt den Hevellern, einem wendischen Stamme, der auf beiden Seiten der Havel und an der unteren Spree wohnte. Mehrmals kam es zur Schlacht; immer siegte Heinrich und drang endlich bis zur Hauptfeste des Stammes, dem jetzigen Brandenburg, vor. Die Stadt, Brennaburg damals genannt, lag rings von der Havel umflossen. Es war mitten im Winter, als Heinrich sie belagerte, und auf dem Eise schlug er sein Lager auf. Eis, Eisen und Hungersnoth: die drei brachten Brennaburg zu Fall, und mit ihm fiel das ganze Heveller-land in die Hände des Siegers.

Danach zog Heinrich südwärts gegen die Dalemincier, gegen die er einst seine ersten Lorbeeren erfochten hatte. Sie kannten die Streiche von Heinrichs Schwert und wagten nicht ihm im offenen Felde zu begegnen. Sie schlossen sich in ihre Feste Jana ein, aber am zwanzigsten Tage wurde auch diese genommen. Tödtlicher Haß herrschte längst zwischen Wenden und Sachsen, und auch hier fielen ihm blutige Opfer. Die Stadt wurde geplündert, was mannbar war, erschlagen, die Kinder als Sklaven verkauft. So wollte es die arge Sitte, und der Deutsche hat sein Wort Sklave von den Slawen genommen.

Auch gegen die den Daleminciern stammverwandten und ihnen angrenzenden Czechen in Böhmen drang Heinrich vor. Erst seit einem Menschenalter war das Volk unter die Herrschaft einer Familie, der Premysliden, gefallen; mit der Alleinherrschaft hatte das Christenthum Platz gewonnen, obwohl es schwer unter dem halsstarrigen Geschlecht Eingang fand. Von dem zahlreichen, unter ein Gebot vereinigten Volk ließ sich ein kräftigerer Widerstand als von den anderen Slawenstämmen erwarten; deshalb entbot der König Herzog Arnulf zur Hülfe, und ein Baiernheer rückte über den Böhmerwald gleichzeitig mit dem Könige in das Czechenland ein. Es war das erste Mal, daß der Baier dem Sachsen Heeresfolge leistete. Tief bis in die Mitte des Landes drangen sie ein, wo am Strande der schnellen Moldau das alte Prag liegt. Hier übergab der junge Böhmenherzog Wenzel, durch den Einfluß seiner frommen Großmutter Ludmilla schon dem Christenthume gewonnen, sich und sein Land dem Könige (929). Als Lehen erhielt er es zurück und zahlte von nun an dem Sachsen einen Tribut, der vielleicht schon

Digitized by Google

damals, wie später, in 500 Mark Silber und 120 Stück Rindern bestand. Seit jener Zeit forderten Deutschlands Könige von den Böhmenfürsten Lehnspflicht und Gehorsam, bis endlich das Land selbst in viel späterer Zeit an deutsche Fürsten kam.

Während der König selbst diese slawischen Stämme unterjochte, hatten seine Grafen mit Glück gegen die nördlich wohnenden Wenden gekämpft. So waren zuerst die Redarier, die in dem seereichen Lande nördlich von der Havel bis zur Peene wohnten, bezwungen worden, dann die Abodriten und Wilzen, die nordwärts und westlich von jenen ihre Wohnsitze bis zu dem Strande der Ostsee hatten. Binnen kurzer Zeit war der größte Theil des Landes zwischen Elbe und Oder der Herrschaft der Sachsen gewonnen, aber der harte Sinn der hier wohnenden Wendenstämme war nicht gebrochen, und das vergossene Blut der Ihrigen schrie um Rache. Wüthend erhoben sich zuerst die Redarier gegen die Herrschaft der Deutschen; sie schaarten sich zusammen und überfielen Walsleben*). Volkreich war damals der stark befestigte Ort, konnte sich jedoch gegen die Ueberzahl der Feinde nicht vertheidigen. Mit Sturm wurde er genommen, alle seine Bewohner getödtet, Keiner sah den kommenden Tag. Dies war der Weckruf zu allgemeiner Erhebung. Wie ein Mann standen die wendischen Stämme des Nordens auf, um das verhaßte Joch der Sachsen abzuschütteln.

Heinrich rüstete schnell und befahl dem Grafen Bernhard, dem er die Bewachung der Redarier übertragen hatte, wie dem Grafen Thietmar sogleich den Krieg mit der Belagerung der Feste Lenzen, die in den Händen der Wenden war, zu beginnen. So gut es in der Eile ging, wurde der sächsische Heerbann gesammelt und mit der Kriegsmannschaft, die in den Marken stand, unter Bernhards Befehl gestellt. Schon fünf Tage lag man vor Lenzen, da meldeten Kundschafter, ein Heer der Wenden sei in der Nähe und wolle bei einbrechender Nacht das Lager der Sachsen überfallen. Bernhard ließ sofort seine Krieger bei seinem Zelte zusammentreten und gebot ihnen die ganze Nacht unter Waffen zu bleiben. Die Menge trennte sich, und Jeder überließ sich der Freude oder der Angst, der Hoffnung oder Furcht, je nachdem er den Kampf wünschte oder nicht. Die Nacht brach herein; sie war finsterer als gewöhnlich, der Himmel mit schweren Wolken bezogen, uud der Regen

*) In der Altmark nahe der Elbe, zwischen Werben und Arneburg.

Digitized by Google

floß in Strömen herab. Bei solchem Wetter sank den Wenden der Muth, und sie unterließen den Angriff. Als aber der Morgen dämmerte, beschloß Bernhard selbst, obwohl die Sachsen die ganze Nacht in den Waffen gestanden hatten, einen Angriff zu wagen und ließ das Zeichen zum Kampfe geben. Da schwuren Alle, ihre Fehle sich vergebend, Urfehde einander — so war es Sitte vor der Schlacht — und mit feierlichem Eidschwur gelobten sie wie ihren Führern, so sich unter einander Beistand und Hülfe im Streite. Als dann die Sonne aufging — in heller Bläue strahlte der Himmel nach dem nächtlichen Regenguß — zogen sie aus dem Lager, die wehenden Fahnen voran.

Beim ersten Angriff mußte Bernhard der Uebermacht der Gegner weichen. Aber er hatte bemerkt, die Wenden hatten nicht mehr Reiter als er, wohl aber unermeßliche Schaaren von Fußvolk, die nur mit Mühe auf dem schlammigen Boden sich vorwärts bewegten und mit Gewalt von Reitern im Rücken vorgejagt wurden. Deshalb ließ er den Muth nicht sinken, und seine und der Seinen Zuversicht stieg, als sie sahen, wie aus den nassen Kleidern der Wenden ein dichter Dunst zum Himmel emporstieg, während sie selbst das klarste Licht rings umfloß: es war als ob der Christengott mit ihnen sei im Kampfe gegen die Heiden. Abermals wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, und mit freudigem Feldgeschrei stürzten sie sich in die Reihen der Feinde. Dicht gedrängt standen die Wenden, und vergebens versuchte man sich eine Gasse durch ihre Schaaren zu brechen; nur rechts und links wurden einzelne getrennte Züge der Wenden angegriffen, überwältigt und niedergemacht. Viel Blut war schon auf beiden Seiten vergossen, doch hielten noch immer die Wenden Stand. Da schickte Bernhard einen Boten an Thietmar, er solle dem Heere zu Hülfe eilen, und schnell sandte dieser einen Hauptmann mit funfzig geharnischten Rittern in die Seite der Feinde. Wie ein Unwetter stürzten sich diese prasselnd auf die Wenden; es wankten die Reihen derselben, und bald ergoß sich das ganze Heer in die wildeste Flucht. Rings auf dem Blachfelde wüthete das Schwert der Sachsen. Die Wenden suchten Lenzen zu erreichen, aber umsonst, denn Thietmar hatte alle Wege besetzt. Da stürzten sich Viele voll Verzweiflung in einen nahe gelegenen See, und die das Schwert verschont, fanden in den Wellen den Tod. Von dem Fußvolk kam Keiner davon, Wenige nur von den Reitern. Achthundert geriethen in Gefangenschaft; den Tod hatte man ihnen gedroht, und

Digitized by Google

den Tod fanden sie alle am kommenden Tage. Mehr als 100,000 Wenden sollen bei Lenzen umgekommen sein. Auch die Sachsen erlitten schmerzliche Verluste und vermißten manchen edlen Mann in ihrem Heere. Mit diesem Schlage war der Krieg beendigt. Am 4. September 929 wurde die Schlacht geschlagen; am andern Tage ergab sich Lenzen. Die Bewohner streckten die Waffen und baten allein um das Leben; das ließ man ihnen, aber nackt mußten sie aus der Stadt ziehen. Ihre Weiber und Kinder, ihre Knechte, ihr Hab' und Gut, Alles fiel in die Hände der Sieger.

Herrlichen Ruhm vor allem deutschen Volk erwarben sich Bernhard und Thietmar; denn über ein unermeßliches Heer der gehaßten Wenden hatten sie mit einer eilig zusammengerafften, im Verhältniß geringen Mannschaft einen glänzenden Sieg davongetragen. Auf das Ehrenvollste empfing sie der König, und aus seinem Munde erhielten ihre Thaten das schönste Lob. In den Siegesjubel mischten sich andere Freudenklänge. Gerade damals feierte Heinrich die Hochzeit seines ältesten Sohnes Otto. Aus dem königlichen Geschlecht der stammverwandten Angelsachsen hatte er ihm die Lebensgefährtin erkoren; die schöne Editha, König Edwards Tochter und eine Schwester König Athelstans, der damals mit starker Hand England beherrschte, sollte Otto zum Altare führen. Und so geschmeichelt hatte sich Athelstan durch Heinrichs Werbung gefühlt, daß er nicht nur Editha, sondern auch deren Schwester Elgiva nach Deutschland hinübersandte; zwischen beiden möchten Heinrich und Otto wählen. Von dem Kanzler Athelstans Thorketul begleitet, schifften die Fürstinnen den Rhein hinauf bis Köln, wo sie von Heinrichs Gesandten empfangen wurden. Editha blieb die Erkorene, und alsbald wurde die Vermählung mit großer Pracht gefeiert. Als eine reiche Morgengabe empfing Editha von ihrem Gemahl Magdeburg und viele schöne Güter im Sachsenlande. Nach einem Jahre gebar sie einen Sohn, der den Namen Liudolf erhielt. Alles Volk begrüßte mit Jubel die Geburt dieses Kindes, in dem man den Herrscher der Zukunft sah; Niemand ahnte, wie schwere Schicksale dieses Haupt dereinst treffen sollten.

Noch einmal zog König Heinrich im Jahre 932 gegen die Wenden; diesmals galt es den Lausitzern auf beiden Seiten der oberen Spree. Von dem Lande der Dalemincier aus, in dem er die starke Feste Meißen erbaut hatte, unternahm er den Zug, ging über die Elbe und drang ungefährdet in das Land der Feinde ein. Zwischen Dahme und Schlie-

Digitized by Google

den liegt jetzt ein kleiner Flecken, mit Namen Lebusa: das war damals die Hauptfeste der Lausitzer, sie faßte zehntausend Bewohner, hatte zwölf Thore und starke Mauern, von denen man noch Ruinen sieht. Lebusa wurde von Heinrich belagert und mußte sich ergeben; darauf wurde das ganze Lausitzerland dem König zinspflichtig. Viel Blut ist gewiß auch hier geflossen, denn gegen Wenden ließ Heinrich das Schwert nicht in der Scheide*). Kräftig gedeiht nun seit Jahrhunderten deutsches Leben zwischen Elbe und Oder, aber es ist auf einem Boden entsprossen, von dem jede Scholle mit Blut getränkt ist. Es waren eherne Zeiten, wo deutsche Sitte, Sprache und mit ihnen das Christenthum in diese Gegenden gepflanzt ist; schwer wie Eisen hat die Hand der Sachsen auf den Wenden geruht und sie endlich zermalmt. Wenn sie unter solchem Joche murrten, sich noch oftmals gegen ihre Dränger erhoben und in den Kampf der Verzweiflung stürzten, wer wollte sie deshalb verklagen?

Aber die neun Jahre des Waffenstillstands mit den Ungarn waren nun dem Ende nahe, und der Krieg mit diesen schlimmsten Feinden des Reichs drohte von Neuem. Heinrich, wir sahen es, hatte die Frist trefflich genutzt. Sachsen war durch feste Orte geschützt, dem Könige stand ein im Kriege erprobtes, ihm treu anhängliches Heer zu Gebote: jetzt war es Zeit, sich mit dem alten Gegner zu messen.

Der König berief daher einen großen Landtag und sprach hier, wie Widukind von Korvei berichtet, in folgender Weise zu seinen Sachsen: „Wie große Verwirrung einst in eurem Lande geherrscht hat und wie ihr jetzt davon befreit seid, wißt ihr selbst am besten, denn ihr erlagt ja unter der Last der inneren Fehden und auswärtigen Kriege. Aber unter Gottes Beistand habe ich es durch meine Sorge und eure Tapferkeit nun so weit gebracht, daß Friede und Eintracht aller Orten herrschen, daß die Wenden unterjocht sind und jetzt uns dienen. Eines jedoch ist noch übrig: gegen die Ungarn, den Feind Aller, müssen wir allzumal zu den Waffen greifen. Euch, eure Söhne und Töchter habe ich bisher, um die Seckel dieses Feindes zu füllen, geschatzt; jetzt muß ich die Kirchen Gottes und die Diener des Herrn berauben und plündern, denn Nichts ist sonst uns geblieben als die nackten Leiber. Erwäget daher selbst und wählet, was ich thun soll. Soll ich nun auch das, was dem Dienste des Herrn geweiht ist, nehmen und seinen Feinden

*) Im Jahre 934 machte Heinrich noch einen Zug gegen die Ukraner, die um die Ucker und bis zur unteren Oder wohnten.

Digitized by Google

geben, um uns von Knechtschaft zu lösen? Oder soll ich nicht lieber den Altären des Herrn zum Opfer weihen, was wir bisher den Feinden gaben, auf daß er, der uns erschaffen und erlöset hat, unsere Bande löse?" Da erhob alles Volk seine Stimme zum Himmel und rief: „Der wahre, lebendige Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen und heilig in seinen Werken, mache uns frei von unseren Banden!" Und sie schwuren dem Könige beizustehen in allen Gefahren und ihn nimmerdar zu verlassen. So ging das Volk aus einander.

Bald darauf erschienen Gesandte der Ungarn, den Tribut wie gewöhnlich zu fordern, aber mit leerem Seckel kehrten sie diesmal heim. Da sattelten schnell die Reiterschaaren der Ungarn, und unermeßliche Schwärme nahmen durch das Land der Daleminciер ihren Weg gegen Abend. Sie forderten Hülfe und Geld von den Daleminciern; doch diese wußten, Heinrich sei gerüstet, und statt des geforderten Tributes warfen sie höhnisch einen fetten Hund den Ungarn hin. So ergrimmt die Ungarn über diese Unbill waren, so ließen sie sich doch nicht Zeit zur Rache, sondern eilten in das Thüringerland, das sie im Winter des Jahres 932 auf 933 verheerten. Als dann Thüringen die große Zahl der Feinde nicht länger ernähren konnte, brach ein Theil des Heeres weiter nach Abend auf, um von einer anderen Seite in Sachsen einzufallen.

Schon hatte Heinrich ein starkes Reiterheer aus Sachsen und Thüringen gesammelt und den Heerbann aufgeboten; auch aus Baiern und den anderen ihm unterworfenen Ländern waren manche Ritter, wie uns erzählt wird, zu seinen Fahnen geeilt. Ruhig wartete er des Augenblicks, wo die zahllosen Schwärme der Ungarn sich trennten. Kaum hatte aber jene Schaar sich geschieden und den Weg gegen Abend genommen, so griffen die Sachsen und Thüringer herzhaft sie an. In einer blutigen Schlacht fielen die Führer der Feinde, und ihre Schaaren zerstoben nach allen Seiten. Viele kamen im Winterfrost um, Andere starben vor Hunger; eine große Zahl gerieth in Gefangenschaft und fand hier einen jammervollen Tod, „wie sie es werth war," sagt der Korveier Mönch.

Der andere größere Theil des Ungarnheeres aber, der im Osten zurückgeblieben war und noch in Thüringen hauste, hatte indessen Kunde erhalten, in der Nähe sei eine Burg, in der eine Schwester des Königs wohne — sie war Herzog Otto nicht in der Ehe geboren und einem Thüringer Namens Wido vermählt — und viel Gold und Silber liege

Digitized by Google

dort. Daher brachen sie sogleich auf und griffen im Sturme jene Burg an; auch würden sie dieselbe beim ersten Angriff genommen haben, wenn nicht der Einbruch der Nacht dem Kampfe ein Ziel gesetzt hätte. Kaum aber ruhten ihre Waffen, so hörten sie von der Niederlage der Ihrigen, dem Siege der Sachsen, und wie König Heinrich mit einem starken Heere auf sie losrücke. Da überfiel sie gewaltige Furcht; sie zündeten große Feuerzeichen an, daß ihre zerstreuten Schaaren sich sammelten, und traten sofort den Rückzug an.

Heinrich lagerte in derselben Nacht, unfern von den Ungarn, bei einem Orte, der damals Riade genannt wurde*), vielleicht das heutige Dorf Rietheburg an der Unstrut in der goldenen Aue, wo rings umher viele Burgen der Liudolfinger lagen. Als der Morgen anbrach und man des Feindes Nähe erfuhr, beschloß der König sofort sie anzugreifen und stellte sein Heer in Schlachtreihe auf. Er ermahnte die Seinen, sie sollten auf Gottes Gnade all' ihre Hoffnung setzen, dann würde er auch heute mit ihnen sein, wie in so vielen anderen Schlachten; die Ungarn seien des Reichs, seien ihrer aller Feinde, es gelte das Vaterland und ihre Väter zu rächen; bald würden die Feinde weichen, wenn sie nur tapfer darauf losgingen und wacker sich schlügen. Da schwoll Jedem im Heere das Herz voll Muth; mit Lust sahen sie, wie ihr König bald vorn, bald in der Mitte, bald in den letzten Reihen des Heeres sich auf dem Rosse tummelte und die Fahne des Erzengels Michael, das Hauptbanner des Reichs, überall vor ihm wehte. Der König aber fürchtete, wenn die Ungarn sogleich die gewappneten Ritterschaaren der Sachsen zu Gesicht bekämen, so möchten sie nicht Stand halten, sondern sofort aus einander sprengen und einen entscheidenden Schlag vereiteln. Daher schickte er zuerst 1000 Mann thüringisches Fußvolk mit nur wenigen gewappneten Rittern vor. Wenn die sich zeigten, dachte er, würden die Ungarn mit der kleinen Schaar anbinden und so bis an die Schlachtordnung seines Heeres verlockt werden. Und so geschah es. Die Ungarn wagten sich bis nahe an die Schlachtordnung des Königs; sobald sie aber seiner Ritterschaaren ansichtig wurden, wandten sie sich zur Flucht. Und mit solcher Eile jagten sie davon, daß, obwohl man sie

*) So oder Riebe, denn die Schreibung schwankt in den Handschriften, bezeichnet Widukind, dessen Bericht durchaus glaublich ist und unserer Darstellung zu Grunde liegt, den Ort, wo die Schlacht stattfand. Liudprand, dessen Darstellung vielfach abweicht, nennt Merseburg, und man hat ihm lange mit Unrecht Glauben beigemessen.

Digitized by Google

zwei Meilen verfolgte, doch Wenige von ihnen gefangen oder niedergemacht wurden; ihr Lager aber erstürmte der König und befreite dort alle Gefangene. Es war der 15. März des Jahres 933, ein Freudentag für Viele; nach ihm hat man, so lange Heinrich regierte, keinen Ungarn mehr auf deutschem Boden gesehen.

Als dieser denkwürdige Sieg erfochten war, war des Jubels im Heere und im ganzen Sachsenlande kein Ende. Als Vater des Vaterlandes begrüßten Heinrich sein Heer und sein Volk; sie priesen ihn als Weltbeherrscher und Kaiser, gleich als ob sie die Größe und Macht ahnten, die seinem Sohne Otto vorbehalten war. Er aber gab Gott die Ehre des Sieges; dem göttlichen Beistande allein maß er bei, was ihm gelungen war, und den Tribut, den er sonst den Feinden gezahlt, gab er jetzt der Kirche, um ihn der Armuth zu spenden. Weit über alle Welt verbreitete sich der Ruhm des großen Sachsenkönigs, der zuerst die gefürchteten Ungarn in einem großen Kampf überwunden und aus seinem Lande verjagt hatte.

Und auch den letzten Feind des deutschen Names sollte Heinrichs Schwert treffen, die Dänen. Diese hatten längst die Grenzen überschritten, welche einst Kaiser Karl ihrer Herrschaft gesteckt hatte. Nicht allein die Grenzmark zwischen Eider, Treene und Schlei hatten sie in Besitz genommen, sondern auch nach der unglücklichen Schlacht, in der Herzog Brun fiel, alles Land nördlich der Elbe mit Hülfe der Wenden an sich gerissen und die fruchtbaren Gegenden des Holsteinerlandes mit Feuer und Schwert verwüstet; die gesammte deutsche Bevölkerung, welche sich hier angesiedelt hatte, war über die Elbe gedrängt, und kaum fand man diesseits des breiten Stroms Sicherheit vor den Räubereien der Feinde. Nur allmählich gelang es die Dänen hier zurückzuweisen, so daß die Sachsen in ihre alten überelbischen Sitze zurückkehren konnten. Aber noch von anderer Seite wurden die Deutschen von den Dänen bedrängt; denn immer aufs Neue landeten nordische Seeräuber auf leichten Schiffen an den Küsten von Friesland und drangen plündernd tief in Sachsen und Lothringen ein.

Oefters scheinen die Dänen überwältigt zu sein, da wir erfahren, daß Heinrich schon im Jahre 931 die Könige der Abodriten und Dänen taufen ließ. Aber der Kampf war nicht ausgekämpft. Deshalb erhob sich noch einmal am Ende seiner Laufbahn der alternde Held und führte sein Heer über die Grenzen der Dänen (934). Ihr König

Digitized by Google

Gorm der Alte, obwohl in vielen Schlachten erprobt als ein glücklicher Streiter, der zuerst die Reiche der Dänen auf den Inseln, in Schonen und Jütland vereinte, wagte dennoch nicht dem Sieger über die Ungarn im offenen Kampfe zu begegnen. Er bat um Frieden und versprach sich jeder Bedingung zu fügen. So stellte Heinrich die alten Grenzen des Reichs auch hier wieder her und gab, indem er an sächsische Kriegsleute die verlassenen Landstriche zu Lehen ertheilte, diesen nördlichsten Gegenden seines Reichs eine ähnliche Kriegsverfassung, wie den von den Wenden eroberten Marken. Die Länder zwischen Eider, Treene und Schlei, später die Mark Schleswig genannt, blieben dem deutschen Reiche, bis Konrad II. beinahe hundert Jahre später das Land bis zur Eider den Dänen abtrat. Wohl schien diese Abtretung durch die Verhältnisse geboten — aber eine That des Segens war es nicht, daß er die Grenzen verrückte, die Karl der Große gesteckt und Heinrich mit weiser Umsicht hergestellt hatte.

5.

Die letzten Zeiten Heinrichs I.

Wie das Glück alle Unternehmungen König Heinrichs im Sachsenlande und im ganzen Reiche begleitete, so gedieh ihm auch Alles im eigenen Hause zur Lust und Freude.

In Mathilde war Heinrich ein eben so thätiges, als frommes und liebreiches Weib beschieden. Ihr milder und friedlicher Sinn, ihr unermüdliches Wirken für das Wohl Anderer standen dem Könige stets hülfreich zur Seite. Mit ihren Gebeten bei Tag und Nacht unterstützte sie die Unternehmungen ihres Gemahls; sie war die Zuflucht der Leidenden und der bedrängten Unschuld; oft trat sie einem strengeren Urtheil des Königs mit ihrer Fürbitte entgegen und ruhte nicht eher, als bis der Unmuth gekühlt und das Wort der Gnade dem Munde ihres Gemahls entfallen war. Bereitwillig erkannte Heinrich an, wieviel er der trefflichen Frau dankte, und schenkte ihr seine schönen Güter zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt als Witthum.

Fünf treffliche und meist hochbegabte Kinder schenkte Mathilde ihrem Gemahl. Nach Otto, ihrem ältesten Sohn, hatte sie noch als Herzogin

Digitized by Google

zwei Töchter geboren, Gerberge und Hedwig; dann war sie bald nach der Thronbesteigung Heinrichs eines Sohns genesen, der nach dem Vater den Namen erhielt; endlich hatte sie dem Gemahl noch im sechszehnten Jahre ihrer Ehe einen Sohn geschenkt, der Brun genannt wurde. Wenig später verließ Gerberge das Vaterhaus und wurde Herzog Giselbert vermählt, ihre Stelle ersetzte die schöne und fromme Editha, des jungen Ottos Gemahlin. Ottos und Gerberges erste Kinder wurden noch bei Lebzeiten des Großvaters geboren.

Seinen jüngsten Sohn Brun bestimmte Heinrich dem geistlichen Stande und übergab ihn in einem Alter von etwa vier Jahren der Schule des klugen Bischofs Balderich von Utrecht. Gewiß geschah dies zur größten Freude der frommen Königin, die von jeher der Kirche eifrig ergeben das Gemüth des Gemahls, das in Folge schlimmer Erfahrungen dem Klerus nicht eben geneigt war, in den späteren Jahren den Ansprüchen desselben mehr zugewandt hatte. Dem Glauben seiner Zeit war Heinrich stets von ganzer Seele zugethan, und wir hören, daß er besonders auf den Besitz kostbarer Reliquien einen großen Werth legte. König Rudolf von Burgund gewann sich seine Freundschaft durch die Schenkung der heiligen Lanze, in deren Schaft Nägel vom Kreuze des Herrn waren und die seitdem zu den Reichskleinodien gezählt wurde. König Karl suchte durch Uebersendung der Hand des heil. Dionysius Heinrichs Beistand zu gewinnen, und dieser nahm, wie Widukind erzählt, das kostbare Geschenk mit den Ausdrücken der höchsten Dankbarkeit an, kniete vor den Reliquien nieder und erzeigte ihnen die größte Verehrung. Aber mit welcher Andacht auch Heinrich Alles umfaßte, was jene Zeit für heilig hielt, für die Geistlichkeit und die besonderen Angelegenheiten der Kirche zeigte er doch erst in den späteren Lebensjahren eine lebhaftere Theilnahme. Es ist bereits berührt worden, welche Sorgfalt er da der Herstellung der Kirchen- und Klosterzucht zuwandte, und es scheint nicht unglaublich, daß er, wie Bischof Liudprand von Cremona versichert, vor der großen Ungarnschlacht feierlich gelobt habe, er wolle sich mit Simonie nicht mehr beflecken und dem Handel mit den geistlichen Stellen für alle Folge entsagen.

Gegen Ende seiner Lebenszeit dachte Heinrich auch daran, gleich seinen Ahnen Hand an eine Klosterstiftung zu legen. Am Fuße des Harzes, auf seiner Pfalz zu Quedlinburg, weilte er oft und gern mit Mathilde, der er hier auch den Wittwensitz bestimmt hatte; hier wollte

Digitized by Google

er nun ein Kloster begründen, in welchem er selbst seine Ruhestätte zu finden hoffte. Mit Eifer betrieb er das Werk, nicht minder eifrig Mathilde, die es wahrscheinlich angeregt hatte. Auf einer weitaussehenden Höhe, die sich unmittelbar über der Pfalz erhob, wurde sofort mit dem Bau der Kirche begonnen. Als man mit dem Werke beschäftigt war, vernahm Heinrich, daß die Nonnen im Kloster Wendhausen, in unwegsamer Gegend belegen, wo die Bode bei Thale zwischen hohen Felsen hervorbricht, mit Mangel und Widerwärtigkeiten kämpften, die sie um so mehr bedrückten, als sie aus vornehmen Geschlechtern des Landes wenig an Entbehrungen gewöhnt waren. Die Verwandten dieser Nonnen baten den König, er möchte dieselben nach Quedlinburg versetzen, und dies entsprach zugleich dem Wunsche Mathildens, die auf eine freie und edle Geburt nicht geringen Werth legte, da edles Geschlecht nach ihrer Meinung auch edle Denkungsart verbürgte. Wie sie nun nichts mehr wünschte, als daß die neue Stiftung, für die sie die größte Theilnahme empfand, eine Pflanzstätte edler Sitten und hoher christlicher Tugenden für das ganze Sachsenland werden sollte, legte sie die Sache ihrem Gemahl dringend an das Herz, und der König entschied sich für die Verlegung des Klosters nach Quedlinburg.

Es wird uns glaublich versichert, der König habe noch kurz vor seinem Tode an eine Reise nach Rom gedacht. Was zog ihn dorthin? Wollte er, der die Königskrone aus Bischofshand verschmäht hatte, in St. Peters Kirche die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes empfangen, wie einst Karl der Große und nach ihm so mancher Andere aus Karls Geschlecht? Wollte er das abendländische Kaiserthum wieder aufrichten, nachdem es seit mehreren Jahren ruhte? Kaum vermag man es zu glauben, wenn man das ganze Leben des Mannes bedenkt, der alle seine Pläne und Absichten in den Grenzen des Erreichbaren beschloß und dessen Wünsche nirgends über die Marken der deutschen Länder hinausreichten. Vielleicht war es etwas Anderes, was ihn bewegte. Ein mächtiger Herzensdrang zog seit Jahrhunderten die Sachsen zu den heiligen Stellen nach Rom, zum Grabe des Apostels Petrus, dem sie sich zu eigen geweiht hatten. So pilgerten die Könige der überseeischen Sachsen Ine und Athelwulf nach Rom, so Heinrichs Großvater Liudolf mit der frommen Oda, so noch später der Sachse Gero, der seine gegen die Wenden siegreichen Waffen an den Gräbern der Apostel aufhing; so wollte vielleicht auch Heinrich nicht als Kriegsherr, sondern als ein-

Digitized by Google

facher Pilger nach Rom ziehen, um am Abend seines Lebens an den Stellen zu beten, wo die Apostel bluteten, und hier an hochheiliger Stätte seinen Ruhm Gott willig zum Opfer bringen. Wie dem auch sei, es blieb dem Könige dieser letzte Wunsch versagt.

Heinrich war in den Kämpfen des Lebens gealtert, und sein einst so kräftiger Körper wurde gebrechlich. Im Herbst des Jahres 935 hielt er sich in dem waldigen Harze auf, wo er gern der Jagdlust oblag, und verweilte längere Zeit auf seiner Burg Bodfeld, die zwischen Elbingerode und Rübeland lag, wo die Bode über mächtige Felsen daher braust. Kaum bezeichnen jetzt noch spärliche Reste die Stelle, wo unsere gewaltigsten Herrscher oft und gern gehaust haben und einer unserer großen Kaiser mehr als hundert Jahre später den letzten Athem aushauchte. Hier traf den König ein Schlaganfall; er war nicht tödtlich, aber er mahnte ihn der letzten Stunde zu gedenken und zu ordnen, was ihm in dieser Welt zu ordnen blieb.

Zuerst dachte Heinrich des Vaterlandes, der Nachfolge im Reich. Er konnte und wollte nicht abermals Alles aufs Ungewisse gestellt sein lassen. Unfraglich bildeten die deutschen Länder ein Wahlreich: doch war nach Heinrichs glücklichen Thaten nicht daran zu denken, daß man bei der Wahl das sächsische Haus wieder hätte verlassen können. Die Franken selbst fühlten, was sie gewonnen hatten; als im Jahre 931 Heinrich durch Franken zog, da hatten ihn Herzog Eberhard, alle Bischöfe und Grafen auf das Höchste geehrt, jeder Einzelne ihm auf seiner Burg herrliche Feste bereitet und das Beste seiner Habe zum Geschenke dargebracht. Wohl aber hatte Heinrich den Ehrgeiz seiner Söhne zu fürchten und die Ansprüche, die sich aus ihrer verschiedenen Geburt herleiten ließen. Thankmar, der älteste Sohn, war aus einer Ehe geboren, welche die Kirche nicht anerkannt hatte; Otto war erzeugt, als der Vater noch Herzog war; des Königs Erstgeborener war sein dritter Sohn Heinrich. Der König wählte Otto als den ältesten Sohn aus seiner kirchlich anerkannten Ehe zum Nachfolger, in dem er überdies einen höher strebenden Geist, einen kraftvolleren Sinn erkannte, als in Heinrich, obwohl dieser ihm selbst ähnlicher und der Mutter Liebling war. Als sein Entschluß gefaßt war, berief er die Großen des Reichs nach Erfurt; hier wollte er ihnen die Nachfolge Ottos empfehlen. Er konnte um so eher auf ihre Willfährigkeit rechnen, als sie einst sich ja auch Konrads Wunsch gefügt hatten.

Digitized by Google

Im Anfange des Jahres 936 kamen die Großen aus allen Theilen des Reichs zu Erfurt zusammen; hier erschien vor ihnen zum letzten Male König Heinrich und empfahl ihnen seinen Sohn Otto zum künftigen König. Nach reiflicher Ueberlegung erklärten auch sie sich für Otto. Auch seiner kirchlichen Stiftung gedachte hier Heinrich und räumte die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege, die sich der Verlegung des Klosters Wendhausen nach Quedlinburg entgegenstellten. Endlich verfügte der König auch über sein Haus. Otto sollte fortan das Haupt desselben sein; unter ihn und seine anderen Söhne vertheilte er seine Eigengüter und seinen Schatz; auch Thankmar wurde reich bedacht, da ihm die große Erbschaft seiner Mutter entgangen war, welche der König an sich behalten hatte.

Nachdem die Fürstenversammlung in Erfurt sich getrennt hatte, begab sich Heinrich mit geringer Begleitung nach Memleben an der Unstrut in der goldenen Aue; damals eine Pfalz, neben der sich bald ein prächtiges Kloster erhob, jetzt ein schlichtes Dorf, in dem aber ehrwürdige Reste eines stattlichen Kirchenbaues an die Zeiten seines früheren Glanzes erinnern. Hier traf den König ein neuer Schlaganfall, und er fühlte, sein Ende sei nahe. Da rief er Mathilde, wie der spätere Biograph derselben erzählt, an sein Lager, sprach erst lange still mit ihr, dann aber mit vernehmlicher Stimme: „Mein treues, geliebtes Weib, ich danke dem Herrn Christus, daß ich vor dir in dieser Welt scheide. Keiner gewann je ein so frommes, in jeder Tugend erprobtes Weib, wie ich. Du hast mich oft im Zorn besänftigt, mir zu allen Zeiten nützlichen Rath gegeben, mich, wenn ich irrte, auf den Pfad der Gerechtigkeit zurückgeführt; du hast mich fleißig ermahnt, mich derer anzunehmen, die Gewalt erlitten: habe Dank für dies Alles! Ich empfehle Gott und der Fürbitte seiner Auserwählten dich und unsere Kinder, wie auch meine Seele, die nun diesen Leib verlassen muß.“ Auch Mathilde dankte in tiefer Rührung ihrem Gemahl für alle bewiesene Liebe und Treue, dann verließ sie sein Sterbelager und ging in die Burgkirche, für das Seelenheil ihres sterbenden Gatten zu beten. Bald darauf hauchte Heinrich in Gegenwart seiner Söhne und einiger vornehmer Sachsen den Athem aus. Der Klageruf drang schnell in die Kirche und zu den Ohren der Königin. Sie faßte sich und fragte, ob nicht ein Priester da sei, der noch keine Speise genommen und sogleich eine Seelenmesse für ihren dahingeschiedenen Herrn und Gemahl lesen könne.

Digitized by Google

Es war schon hoch am Tage, aber ein Priester, mit Namen Adalbag, hatte noch Nichts an dem Tage genossen. So las er die erste Seelenmesse für König Heinrich, und die Königin dankte ihm sogleich mit den goldenen Spangen, die sie am Arm zu tragen pflegte, und hat auch später treulich seiner gedacht. Als die Messe beendet war, trat sie in das Sterbegemach. Sie weinte bitterlich, aber trug doch mit Ergebung in Gottes Willen den gewaltigen Schmerz. Zu ihren Söhnen, die weinend am Lager standen, sich wendend, sprach sie: „Meine theuren Söhne, schreibt euch in das Herz, was ihr hier sehet, ehret Gott und fürchtet ihn, der Macht hat solches zu thun.“ Es war am Sonnabend, der 2. Juli des Jahres 936, an dem König Heinrich endete, nachdem er sein Leben beinahe auf sechszig Jahre gebracht und siebzehn Jahre über die deutschen Länder regiert hatte.

Das Grab wurde Heinrich in Quedlinburg bestellt, in dem Kloster, das er selbst begründet hatte. In der dem heiligen Petrus geweihten Kirche vor dem Altar wurde unter Thränen und Wehklagen einer unzählbaren Menschenmenge, die herbeigeströmt war, die Leiche beigesetzt. Noch ruht sie an ihrer alten Stelle, und wer nach Quedlinburg kommt, besucht gern die geweihte Stätte. In einem schwach erhellten Raume, der Unterkirche, die man dort den alten Münster nennt, bezeichnet eine einfache Marmorplatte Heinrichs Grab. Die Platte ist geborsten und in eichene Bohlen gefaßt, die von vier kurzen Pfosten an den Ecken getragen werden. Kein Sonnenstrahl dringt zu diesem Königsgrabe, und wer es sieht, meint wohl, dem großen deutschen Fürsten gezieme wohl ein stattliches Grabmal am hellen Tageslicht. Und doch möchte alle Kunst kein passenderes Monument dem Manne errichten, der das Große gern im Stillen vollführte und unter dessen Tugenden vielleicht die Schlichtheit die größte war.

Blicken wir von seinem Grabe noch einmal auf sein reichgesegnetes Leben zurück, so werden wir die Summe desselben kaum besser zusammenfassen können, als mit den Worten des kölnischen Klerikers Ruotger, der das Leben Bruns, des jüngsten Sohns König Heinrichs, trefflich beschrieben hat. „Der Tag würde nicht ausreichen,“ sagt er, „wollte man erzählen, wie Heinrich es dahin brachte, daß der schönste und herrlichste Friede dem Reiche erblühte, das er in dem traurigsten Zustande überkam; denn alle Theile desselben wurden nicht minder durch die unaufhörlichen Angriffe der Nachbaren, als durch die gräulichen Fehden

Digitized by Google

unter Genossen und Blutsfreunden, auf das Schrecklichste heimgesucht. Von hier drohte das wilde, zu Land und zur See gleich gewaltige Dänenvolk Unheil und Verderben, von dort die knirschende Wuth der vielgespaltenen Slawenstämme, und zugleich verwüstete das grausame Ungarnvolk die meisten Länder des Reichs weit und breit mit Feuer und Schwert, jenseits des Rheins war Alles im Aufstande, und die Großen selbst des also beschränkten Reichs wütheten gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, so daß es unmöglich schien, dem Verderben Einhalt zu thun. Mit starker Hand die Schäden aus dem gesunden Fleische zu schneiden oder sie auszuheilen, dazu gehörte wahrlich die erprobteste Tüchtigkeit und eine Ausdauer ohne Gleichen. Aber Heinrich gelang es, und in kurzer Zeit verbreitete sich durch Gottes Gnade eine so gewaltige Furcht vor den Seinen unter den fremden Völkern, wie diese nie sonst gekannt hatten, und eine solche Eintracht verband fortan alle Bewohner des Reichs, wie sie auch in den mächtigsten Reichen zuvor nie gefunden wurde."

Man vergleiche Heinrich nicht mit jenen gewaltigen Kriegsfürsten und Eroberern, die große Länder und weite Gebiete ihrem Schwert unterwarfen und die bisherige Ordnung der weltlichen Dinge gewaltsam umwandelten, auch nicht mit den großen leuchtenden Geistern, welche der Entwicklung des menschlichen Geistes neue Bahnen für Jahrhunderte vorschrieben: solche Ziele hat Heinrich sich weder gesteckt noch erreicht. Will man Fürsten seines Gleichen suchen, so wird man sie unter den Königen finden, welche die überseeischen Sachsen zu einem Volke einten, in Egbert, Alfred und Edward dem Aelteren. Wie dieser Streben nicht weiter ging, als Einheit und Zusammenhang in die Unternehmungen und Verhältnisse ihrer Völker zu bringen, ihr Reich vor der Fremdherrschaft zu sichern und die Keime höheren staatlichen Lebens in ihren Völkern zu pflegen; so wirkte auch Heinrich, und so hat er Großes und Folgenreiches geleistet. Schon seine Zeit hat ihn als den Gründer eines neuen Reichs anerkannt, eines Reichs, das sich auf das ostfränkische gründet und von ihm mit dem Namen auch die Formen der Herrschaft entlehnt, sich in der That aber, wie es auf freier Einigung der deutschen Stämme beruht, als deutsches Reich darstellt. Als Gründer dieses Reichs hat Heinrich für uns Deutsche eine Bedeutung, die ihn den ersten Männern unserer Geschichte an die Seite stellt. Erst durch die Einigung der deutschen Stämme zu einer staatlichen Gemeinschaft, zu

Digitized by Google

einem in sich abgeschlossenen, auf sich beruhenden und nach außen gesicherten Reiche, konnte sich ein klares nationales Bewußtsein unter den Deutschen herausbilden; erst jetzt fing man an die Deutschen, wie hier von den romanischen Völkern der Monarchie Karls des Großen, so dort von der scandinavischen Bevölkerung des Nordens und den überseeischen Angelsachsen bestimmter zu scheiden. Mit Heinrich beginnt die Geschichte des deutschen Reichs und des deutschen Volkes, wie man von jener Zeit bis auf den heutigen Tag den Begriff desselben gefaßt hat. So hat Heinrich eine Saat ausgestreut, die herrlich aufgegangen ist und aus der jede Ernte zu neuen Ernten geführt hat, eine freilich ergiebiger als die andere, aber keine ohne den Segen des Himmels.

„König Heinrich war" — so zeugt Widukind von Korvei — „der größte König Europas zu seiner Zeit, an geistigen und körperlichen Gaben keinem anderen nachstehend, aber er hinterließ einen Sohn, größer als er, und diesem Sohne hinterließ er ein großes weites Reich, das er nicht von seinen Vätern ererbt, sondern selbst erworben und allein Gottes Gnade zu danken hatte."

6.

Ottos I. Wahl und Krönung.

Als Heinrich nicht mehr war, versammelten sich alsbald die Franken und Sachsen zur Wahl des neuen Königs. Denn waren früher die Franken allein der herrschende Stamm im Reiche gewesen, so theilten sie jetzt die Macht mit den Sachsen. Auf der Vereinigung dieser beiden Stämme beruhte die Gewalt, die Heinrich begründet hatte; Sachsen und Franken bildeten gleichsam den Kern des Reichs, welchen die anderen deutschen Länder — Schwaben, Baiern und Lothringen — noch in loserem Zusammenhange umschlossen.

Hatte auch Heinrich schon Otto, seinen ältesten Sohn von Mathilde, als seinen dereinstigen Nachfolger bezeichnet und die Zustimmung der Fürsten zu dessen Wahl gewonnen, so war doch die Wahlhandlung selbst dadurch keineswegs beseitigt, und schon mochten sich selbst hier und da

Digitized by Google

Zweifel regen, ob es gerathen sei, nach dem Willen des Vaters Otto auf den Thron zu erheben.

Manche legten Gewicht darauf, daß Heinrich, der zweite Sohn Heinrichs, im Königsbette erzeugt war, während Otto, der vor Heinrichs Thronbesteigung das Licht der Welt erblickt hatte, nur zum Herzog von Sachsen geboren schien. Der junge Heinrich selbst soll, als ihm Otto auf dem Reichstage zu Erfurt durch die Wahl des Vaters vorgezogen wurde, erbittert und voll kindischen Trotzes die Worte gesprochen haben: „Edleres Blut rinnt in meinen Adern." So gewiß auch Mathilde den letzten Willen ihres Gemahls ehrte und die Pflicht der Mutter, den Frieden zwischen ihren Söhnen zu erhalten, nie aus den Augen ließ, so gewiß hing doch ihr ganzes Herz an Heinrich, in dem sie das Ebenbild des Vaters erblickte. Keiner der Jünglinge im Sachsenlande kam ihm, der eben damals zu den Jahren der Mannbarkeit heranreifte, an Schönheit gleich; mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit führte er die Waffen, unermüdlich war er bei Mühen und Anstrengungen, und obwohl er heißblütig und voll brennenden Ehrgeizes war, schien er in Allem bedachtsam. Wenn ein strenger Ernst, ein finsterer Zug schon von früher Jugend an seine Stirn umdüsterte, so wußte man, daß er auch das vom Vater geerbt hatte, dem nimmer ein leichtfertiges Wort entflohen war, der selbst beim Spiele seine gebietende Haltung niemals verloren hatte. Leicht gewann sich so Heinrich, wie einst sein Vater, die Herzen der Menschen, und besonders sah man im Sachsenlande gern auf den fürstlichen Jüngling, während sein älterer Bruder nicht gleicher Gunst sich erfreute.

Denn in Otto regte sich ein anderer Geist, den die Meisten für Stolz und Hoffahrt hielten und den selbst die Mutter lange nicht zu fassen vermochte. Er zählte erst vierundzwanzig Jahre, doch ahnete man in ihm schon den Mann, dem ein festes Regiment Bedürfniß war, der Ergebenheit und Gehorsam unweigerlich verlangte und der den Thron um mehr als eine Stufe zu erhöhen gedachte. Mit Selbstgefühl trat er auf, sein Blick schweifte hoch und weit, und hellstrahlende Tugenden konnte Niemand in ihm verkennen, vor Allem mußte unerschütterliches Gottvertrauen, felsenfeste Treue gegen seine Freunde und Großmuth gegen gedemüthigte Feinde Jedermann an ihm rühmen. Man sah ihn meist heiter und freundlich erscheinen, er ergötzte sich gern auf der Falkenjagd, da hörte man ihn wohl auf abgelegenen Pfaden die lieblichsten Weisen

Digitized by Google

singen. Offen trat er Jedem entgegen, Niemand zeigte sich weniger mißtrauisch: und doch erweckte seine Nähe mehr Bangigkeit als Vertrauen. Brauste er in Leidenschaft auf, so war sein Zorn schrecklich, und selbst die ihm zunächst standen, haben ihn oft hart empfunden. Mit Heinrich hatte er von frühester Kindheit an in Hader gelebt; nie wollten die beiden Brüder Ein und Dasselbe. Die Sachsen, in denen das Gefühl für unbeschränkte Freiheit noch so lebendig war, fürchteten diesen Otto mehr, als sie ihn liebten.

Wie so Neigung und Stimmung auch wechseln mochten, als es zur Wahl kam, blieb man doch dem König Heinrich gegebenen Versprechen getreu, und ohne Widerspruch wurde Otto von den Franken und Sachsen zum König erwählt. Aber diese Wahl, die in gleicher Weise erfolgte, wie einst die Wahl König Heinrichs, schien schon nicht mehr ganz den Verhältnissen des Reichs zu entsprechen, und wohl Otto selbst verlangte nach einer vollständigeren Anerkennung seiner königlichen Stellung. Man bestimmte daher, zu Aachen, in der alten Kaiserburg Karls des Großen, hätten die Herzoge, Grafen und die vornehmsten Reichsvasallen aus allen deutschen Ländern sich zu versammeln, um die getroffene Wahl allgemein anzuerkennen und dem neuen Könige zu huldigen, der dann nach altem Brauch gesalbt und gekrönt werden sollte.

Und so geschah es am 8. August des Jahres 936. In der Säulenhalle, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband — beide hatte Karl der Große erbauen und Marmor und Säulen dazu aus Rom und Ravenna herbeischaffen lassen — stand der Marmorstuhl Karls des Großen, der Erzthron des Reichs: hier versammelten sich die Großen aus allen deutschen Landen, erhoben Otto auf den Thron und gelobten ihm unter Handschlag Treue auf immerdar und Beistand gegen alle seine Widersacher. So huldigten sie ihm nach alter Sitte auf fränkischer Erde als Karls des Großen Nachfolger und *König der Franken*. Deshalb hatte Otto auch sein weites sächsisches Kleid mit dem knappen fränkischen Gewande vertauscht. Nur als Franke und auf fränkischem Boden, meinte man damals und hat man noch lange nachher gemeint, könne der neue König die Krone empfangen; der König, hieß es, hat fränkisches Recht, sobald er gekoren ist, von welchem Stamm er auch geboren sein mag.

Nach der Huldigung begab sich Otto, von den Herzogen, Grafen und Herren begleitet, in feierlichem Zuge zum Münster. Wer nach

Digitized by Google

Aachen kommt, wird diese Kirche noch heute dort sehen. In der Gestalt eines Achtecks steigt sie zu mächtiger Höhe empor, und oben umkreist sie ein zwiefacher Umgang von mit Säulen gezierten Arkaden; in der Mitte aber auf dem Boden ist die Stelle bezeichnet, wo Kaiser Karl das Grab gefunden. Die Gänge oben erfüllte damals dicht gedrängt das Volk, das von weit und breit zum großen Feste herbeigeströmt war. In dem unteren Raume aber erwartete Erzbischof Hildebert von Mainz — der sich erst nach langem Hader mit den Erzbischöfen von Köln und Trier das Recht der Krönung erstritten hatte — mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, die sich eingestellt hatten, den jungen König. Als dieser an der Pforte erschien, schritt er ihm entgegen, den Krummstab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münsters, wo Kaiser Karls Grabstein liegt und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem König erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebt eure Rechte zum Himmel!“ Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!“

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Scepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehenk und sprach zum Könige gewendet: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen; denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze Christenheit sicheren Frieden gewinne.“ Dann ergriff er den Mantel mit den Spangen und legte ihm denselben an mit folgenden Worten: „Die Säume dieses Gewands, die bis zur Erde herabwallen, sollen dich mahnen, auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden bis an das Ende.“ Und als er ihm Scepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind.“ „Vor Allem aber,“ fuhr er fort, „strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes, wie gegen die Wittwen und Waisen, und nimmer versiege auf deinem Haupte das Oel des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangest.“ Mit diesen Worten

Digitized by Google

nahm er das Oelhorn, salbte ihn mit dem heiligen Oele, das die Kirche als ein Zeichen der Barmherzigkeit ansieht, und setzte ihm unter Beihülfe des Erzbischofs Wikfried von Köln das goldene Diadem auf das Haupt.

Als so die Krönung vollbracht, stieg Otto, schon im Glanze der Krone, zum Throne empor, der zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit erhöht war, von wo er das ganze versammelte Volk überblickte und selbst von Allen gesehen wurde. Hier blieb er, während die Messe gehalten wurde, dann stieg er vom Throne herab und kehrte zur Pfalz Karls des Großen zurück.

In der Pfalz war inzwischen an marmorner Tafel das Königsmahl mit auserlesener Pracht bereitet. Mit den Bischöfen und Herren setzte sich der neue König zu Tische, und es dienten ihm beim Krönungsmahle die Herzoge der deutschen Länder. So ist es damals zuerst geschehen, und oft dann in der Folge; es war ein Zeichen, daß die Herzoge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk gesetzt war, als ihren Herrn erkannten, daß sie nichts Anderes sein sollten und wollten als die Ersten seines Gefolges. Denn wie an dem Hofhalt der deutschen Fürsten von Alters her die Mächtigsten und Angesehensten unter den Gefolgsgenossen als Mundschenk, Kämmerer, Truchseß und Marschall die Person der Fürsten umgaben und ihrer warteten: so leistete damals der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Aachen lag, die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier, der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog Hermann stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Baiern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall Bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die alte Kaiserstadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Aachen geritten waren, in sich zu fassen. Als die Festlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einem Jeden der Großen mit reichlicher Gunst und großen Geschenken und froh kehrten Alle in die Heimath zurück.

Ein solches Fest hatten die deutschen Völker nie bisher gesehen, und nie ist eine Krönungsfeier von gleicher Bedeutung wieder begangen. Sie gab dem Baue, den König Heinrichs Thaten begründet hatten, die Weihe. Die Vereinigung aller deutschen Stämme unter ein Haupt fand hier ihren öffentlichen Ausdruck; man beging gleichsam das Fest der Gründung des neuen Reichs. Die Herrschaft, welche die

Digitized by Google

Nachkommen Karls des Großen über die deutschen Lande geübt hatten, war gebrochen und vernichtet; es hatte eine neue Ordnung der Dinge begonnen, als sich die Grafen aus allen deutschen Gauen freiwillig einem Herrscher beugten, der dem sächsischen, jenem reinsten deutschen Stamme entsprossen war, der zuletzt die alte Freiheit der Väter vertheidigt hatte. Die Krone der Franken mit ihrem verblichenen Scheine hatte König Heinrich verschmäht; erst durch seine Thaten gewann sie frischen Glanz, und strahlend empfing sie jetzt als Deutschlands Krone sein Sohn in der Kaiserstadt Karls des Großen aus Priestershand. Es war keine leere Förmlichkeit, wenn die Fürsten, die einst seinen Vater als ihren Lehnsherrn anerkannt hatten, jetzt ihm Dienste leisteten, wie sie selbst von ihren Mannen empfingen. Das Königthum war schon mehr als eine Vorstandschaft des sächsischen Herzogs und Otto ganz der Mann, um jedes Recht aufzunehmen, das nur je ein König in deutschen Landen besessen hatte. Erscheint Heinrich fast noch mehr als Sachsenfürst denn als König der Deutschen, so war Otto, obschon auch er sich König der Franken nannte, doch vom Beginn seines Regiments im vollen und ganzen Sinne des Wortes ein König der Deutschen.

7.

Die Jahre der Prüfung.

Viele, die eine Krone getragen, haben gestanden, sie sei eine Last, die des Sterblichen Kraft fast erdrücke. Und von keiner Krone hat dies mehr gegolten als von der Krone des deutschen Reichs, zumal in dieser Zeit seiner ersten Bildung, und der gewaltigen Bewegungen, welche dieselbe begleiteten. Wessen Haupt damals diese Krone geziert hat, der ist nicht leicht durch das Leben gewandelt, sondern in zahllosen inneren und äußeren Kämpfen hat er es erproben müssen, daß er ein Mann sei vor anderen Männern. Auch für Otto kamen bald genug die Jahre der Prüfung, in denen er darthun sollte, ob er des großen Vaters würdiger Sohn und seine jugendliche Hand stark genug sei, die Bande

Digitized by Google

der Einheit, die jener um die deutschen Lande geschlungen, zu erhalten und zu festigen.

Kaum war die Nachricht von Heinrichs Tode zu den slawischen Völkern im Osten gedrungen, so erhoben sich die streitbarsten unter ihnen, um das Joch der Sachsen abzuschütteln: die Böhmen und die wendischen Stämme, die an der unteren Elbe wohnten. Der fromme Böhmenherzog Wenzel, der sein Land den Sachsen untergeben hatte, war schon in den letzten Tagen Heinrichs unter den Mordstreichen seines Bruders Boleslaw, eines kühnen, trotzigen Mannes, dem die Freiheit seines Volkes höher stand als das Leben des Bruders, gefallen. Kaum hatte Boleslaw selbst die herzogliche Macht an sich gerissen, so verweigerte er den Sachsen den Gehorsam und rüstete sich der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Voll Mißtrauen sah er dabei auf einen benachbarten slawischen Häuptling, der sich willig den Deutschen unterworfen hatte; gegen ihn begann er zuerst den Krieg. Zwar zog dem Bedrängten ein deutsches Heer, das aus Sachsen und Thüringen aufgeboten war, mit jener von König Heinrich begründeten, übel berüchtigten Merseburger Schaar zur Hülfe, aber Boleslaw ließ sich nicht schrecken und drang in das Land seines Gegners ein. Er theilte sein Heer, überfiel einzeln die getrennten Schaaren der Sachsen und Thüringer und vernichtete beide. Ohne weiteren Widerstand zu finden zog er dann gegen die Hauptfeste jenes Häuptlings, nahm sie mit Sturm und machte sie dem Erdboden gleich. Was auch die Sachsen fortan unternahmen, um den verschlagenen und kampfluſtigen Böhmenherzog zum Gehorsam zu zwingen, doch behauptete er sich in voller Selbstständigkeit bis in das zehnte Jahr der Regierung Ottos, wo Böhmen endlich genöthigt wurde sich abermals der fremden Herrschaft zu beugen.

Schneller wurden die empörten wendischen Stämme des Nordens unterworfen, gegen die der junge König selbst sogleich nach seiner Krönung zu Felde zog. Wohl traute er sich selbst noch nicht Erfahrung genug zu, um die schwere und gefährliche Kunst des Krieges zu üben; er übergab deshalb die Führung des Heeres, sobald er die Grenzen des Feindes überschritten hatte, einem tapferen und sehr verständigen Manne aus Sachsenland, Hermann, dem jüngeren Sohne des Grafen Billing. Hermann, dem später noch größere Ehren zu Theil werden sollten, war keineswegs, wie man später gefabelt hat, von niederer Herkunft, sondern gehörte einem sehr vornehmen Geschlechte an und war dem königs-

Digitized by Google

lichen Hause selbst nahe verwandt. Ottos Urgroßmutter Oda stammte aus dem Geschlechte der Billinger, und eine Schwester der Königin Mathilde war Hermanns älterem Bruder Wichmann vermählt. Mit scharfem Blick hatte Otto den rechten Mann getroffen, aber seine Wahl erregte Neid und Mißgunst unter den stolzen sächsischen Großen, unter denen Viele sich gleiche Würdigkeit zu solcher Stellung zutrauten und sich dem noch unerprobten Urtheil des Jünglings nicht fügen wollten. Vor Allem war Hermanns eigener Bruder Wichmann bitter erzürnt und verließ das Heer; Eckard, ein anderer vornehmer sächsischer Herr, wollte lieber den gewissen Tod durch der Wenden Hand suchen, als Hermanns Glück mit seinen Augen sehen. Groll gegen den König, Eifersucht gegen den Günstling waren in Aller Herzen, standen auf den Mienen Aller zu lesen. Aber Hermanns Tapferkeit machte seine Neider zu Schanden. Er griff die Feinde an, schlug sie aufs Haupt und beendete in kürzester Zeit den Krieg. Schon im September 936 unterwarfen sich die Wenden und zahlten den gewohnten Tribut. Der König ließ als Markgrafen über die Länder an der unteren Elbe den wackeren Hermann zurück und kehrte von seinem ersten Feldzuge mit einem siegreichen Heere heim.

Doch schon in dem Frühjahr des folgenden Jahres stürmten aufs Neue die Ungarn heran; sie wußten, Heinrich war nicht mehr, und wollten die Tapferkeit des neuen Königs auf die Probe stellen. In unermeßlichen Schaaren ergossen sie sich über Deutschlands Grenzen und zogen durch Franken, um auf einem neuen Wege dann von Abend in Sachsen einzudringen. Aber schnell sammelte Otto sein Heer; ehe sie noch die Grenzen Sachsens erreichten, stellte er sich ihnen entgegen, griff sie an und trieb sie in die Flucht. Sie wandten sich darauf den westlichen Gegenden zu, von Otto unablässig verfolgt, bis sie die Grenzen des deutschen Reichs verlassen hatten. Ueber die Ebenen Frankreichs schweiften ihre Reiterschaaren bis zur Loire; schrecklicher als je zuvor verheerten sie das arme Land, wo Niemand war, der wie Heinrich und Otto dem Strome der Zerstörung wehren konnte.

Denn innerer Zwiespalt herrschte im Reich der Westfranken aller Orten. König Rudolf war kurz vor Heinrich gestorben. Hugo, der mächtigste Große des Landes, ein Sohn jenes Robert, der sich gegen Karl den Einfältigen zum König aufgeworfen hatte, und ein Neffe König Odos, hatte der verlockenden Aussicht den Thron zu besteigen

Digitized by Google

durch das Beispiel seiner Vorfahren gewarnt, klüglich entsagt, aber freilich nur, um gefahrloser unter dem Deckmantel gesetzlichen Gehorsams die Herrschaft üben zu können. Er war es, der Ludwig, König Karls Sohn, der vordem über das Meer zu seinem Oheim König Athelstan nach England geflüchtet war, auf den Thron der Väter zurückführte; unter dem Schutze des königlichen Namens gedachte er seine eigene Macht am sichersten zu vermehren. Er, der sich Herzog der Franken von Gottes Gnaden und den Zweiten nach dem König in allen dessen Reichen nannte, meinte in Wahrheit überall der Erste zu sein; sobald daher Ludwig zu zeigen anfing, daß er seine Krone nicht zum Schein tragen wolle, entfernte sich Hugo von ihm. Aber die königliche Gewalt war ohne die Stütze des mächtigen Herzogs überaus schwach; sofort begannen die Fehden im Reiche nach alter Weise, und Niemand war im Stande ihnen zu steuern. Hugo, den die Herrschsucht nicht ruhen ließ, verstärkte nicht nur seine Gewalt im Lande selbst, sondern sah sich auch nach mächtigen Bundesgenossen im Auslande um; einen besseren vermochte er nicht zu finden, als König Otto, dessen Schwester Hedwig er jetzt zur Ehe begehrte. Otto gab dem mächtigen Herzog die Schwester, vielleicht in der Hoffnung, daß sie für Ludwig, den Neffen seiner Gemahlin Editha, Hugo gewinnen würde. Aber eine dauernde Ausgleichung zwischen dem Könige und Hugo schien unmöglich. So war Frankreich von dem Hader der Parteien zerrissen und mußte, was Deutschland so bitter empfunden hatte, abermals auch an sich erfahren: daß ein uneiniges Land die gewisse Beute der Feinde ist.

Doch nicht lange nachher kamen die inneren Kämpfe auch in unserem Vaterlande aufs Neue zum Ausbruch. König Heinrichs friedfertiger und doch allen Stürmen gebietender Geist hatte die Erde verlassen, und noch wußte man nicht, ob der stolzere Sinn des Sohnes, wie er wohl zu reizen vermochte, auch Kraft genug besaß ein trotziges, ungestümes und freiheitslustiges Geschlecht im Zaume zu halten und nach seinen Absichten zu lenken.

Auf der Vereinigung der Franken und Sachsen beruhte noch vor Allem, wie wir sahen, die Macht des Königs. Löste sich jene, so war auch diese in Frage gestellt; Nichts war daher bedenklicher, als daß sich bald nach Heinrichs Tode jenes Band sichtlich lockerte. Kein Zweifel waltet darüber ob, daß nicht die Franken, sondern die Sachsen den ersten Anlaß zu neuem Unfrieden boten; ein sächsischer Mann selbst berichtet

Digitized by Google

es. „Die Sachsen waren stolz darauf geworden," sagt Widukind von Korvei, „daß die königliche Herrschaft an ihren Stamm gekommen war, und wollten keinem Manne anderes Stammes mehr dienen. Trugen sie von einem solchen ein Lehen, so leisteten sie ihm als ihrem Lehnsherrn nicht die gebührende Pflicht, sondern thaten, als ob sie Alles nur ihrem Landsmanne, dem Könige, zu danken hätten." Händel mannigfacher Art entstanden hieraus zwischen sächsischen Vasallen und fränkischen Lehnsherren, bei denen, wie es scheint, Otto nicht ohne parteiische Theilnahme für seine Landsleute geblieben ist, zumal ihm hier ein Mittel geboten war, die Königsgewalt gegen den übermächtigen fränkischen Adel zu stärken.

Solche Streitigkeiten brachen vornehmlich im Hessenlande aus, wo Herzog Eberhard große Güter an der Diemel besaß und der Sachse Bruning, der sein Lehnsmann war, ihm offen den Gehorsam verweigerte. Darüber gerieth Eberhard in heftigen Zorn. Diese stolzen Sachsen, meinte er, schuldeten ihm Alles, und es könne ihm Niemand verargen, daß er sich selbst sein Recht nehme, ohne erst vor den Richterstuhl des sächsischen Königs zu treten. Viele fränkische Große billigten dies und sagten ihm ihren Beistand bei Allem zu, was er zu unternehmen gedächte. Eberhard sammelte also ein Heer, rückte gegen Helmershausen an der Diemel, die feste Burg des Bruning, steckte sie in Brand und ließ Alle, die darin hausten, mit dem Schwerte erwürgen. Doch kaum vernahm Otto von diesem Bruch des Landfriedens, so rief er Eberhard und alle die fränkischen Herren, die ihm Unterstützung geliehen, vor sein Gericht. Wie sie nun auch sich damit zu rechtfertigen suchten, Nichts gegen des Königs Majestät im Schilde geführt, sondern nur nach Fehderecht den ihnen und ihren Genossen angethanen Schimpf gerächt hätten: der König verurtheilte Eberhard zu einer Buße von hundert Pfund Silber, deren Werth er in edlen Rossen zahlen sollte, die Anderen aber zu der schändenden Strafe, öffentlich Hunde*) nach der königlichen Pfalz zu Magdeburg zu tragen. Daß Bruning und seine Genossen bestraft seien, wird nirgends berichtet, obwohl sie durch ihren Uebermuth den Handel veranlaßt hatten.

*) Eine noch später gebräuchliche Ehrenstrafe für Freie, der bei den Ministerialen die Strafe des Satteltragens, bei den Bauern des Pflugradtragens entsprach.

Digitized by Google

Als Eberhard und seine Freunde die empfindliche Strafe abgebüßt hatten, nahm sie der König zwar gnädig in seiner Pfalz auf und ließ Keinen unbeschenkt nach Hause ziehen: aber man kann sich vorstellen, wie diese Franken heimkehrten, wie sie von diesem Könige dachten, der kaum in das Jünglingsalter getreten so hoch sein Haupt erhob. Und wie mußte es in Eberhards Herzen toben, der da wähnte einst die Macht aus den Händen gegeben zu haben, die sich nun so verletzend gegen ihn wandte! Des Königs Gnade hatte ihn nicht versöhnt, sondern auf das Tiefste erbittert. Er sann auf Rache, seine Freunde schürten seinen Zorn und zeigten sich bereit jedes Wagniß mit ihm zu theilen. Auch fehlte es ihm nicht an einem großen Anhange im Frankenland; denn er war ein Mann von guter Laune, umgänglich mit seines Gleichen, wie mit Leuten, die unter ihm standen, seine Hand war offen den Armen, sein Haus den Freunden. Ueberdies war er der Erste im Lande, in seinem Geschlechte war noch vor Kurzem die Krone gewesen, und dreißig Jahre lang hatte Keiner dem Throne näher gestanden als er. Meinten doch manche im Sachsenlande selbst, obgleich er gegen Sachsen seine Fehde geführt hatte, es sei ihm bitteres Unrecht geschehen, und hielten es im Geheimen mit ihm gegen den König.

Wir wissen, wie Hermanns des Billingers Erhebung viele vornehme Sachsen gegen den König mit Groll erfüllt hatte. Noch immer hielt sich selbst Hermanns Bruder Wichmann von der Nähe des Königs fern, tiefen Unmuth im Herzen, und doch war er der besten Einer, angesehen bei allem Volk, tapfer wie Wenige, des Krieges kundig, hochgesinnt und von solcher Klugheit, daß man meinte, es ständen ihm überirdische Kräfte zu Gebote. Bald mußte der König eine andere wichtige Wahl treffen, und auch sie trug ihm der Feindschaft nicht wenig ein. Graf Siegfried, der mächtigste Mann im Sachsenlande nach dem König, war eben gestorben; er, der einst, als der König nach Aachen zog, das ganze Land verwaltet hatte und dem die unterworfenen Wenden an der mittleren Elbe bis zur Oder hin untergeben waren. Vieler Blicke richteten sich auf diese hohe und gewichtige Stellung, aber Niemand glaubte mehr Anspruch darauf zu haben, als Thankmar, König Heinrichs Sohn von der Hatheburg, Ottos älterer Stiefbruder. Denn Graf Siegfried war mit seiner Mutter Geschwisterkind gewesen, und er sah dessen Grafschaft gleichsam als sein Erbe an. Auch war kein Zweifel daran, er war ein kühner Krieger, ein kluger Mann, der sich und Andere zu berathen

Digitized by Google

wußte. Aber diese Tugenden waren nicht ohne Makel: ausschweifend lebte er unter den Waffen, und sein Gemüth war von Habsucht und Rachgier nicht frei. Mußte es bei solcher Sinnesart ihn schon mit Ingrimm erfüllen, daß durch einen unverdienten Makel seiner Geburt ihm die Krone entgangen, ihm sogar das große Erbe seiner Mutter entzogen war, wie reich ihn auch der Vater dafür mit Gütern entschädigt hatte: so loderte nun sein Zorn in hellen Flammen auf, als ihm Siegfrieds Stellung von Otto versagt und dem Grafen Gero am Unterharz, aus einem noch wenig bekannten Geschlechte, übertragen wurde. Er, der Königssohn, sah sich in den frischesten Jahren von der Bahn des Ruhmes unverdient ausgeschlossen; er meinte sich den Weg zur Größe mit Gewalt bahnen zu müssen, den man ihm geflissentlich, wie er wähnte, versperren wollte. Genossen, die das verderbliche Feuer schürten, fehlten nicht, und bald standen Eberhard und Thankmar in geheimer Verbindung, jeder an der Spitze eines bedeutenden Anhangs.

Während so die Verschwörung gegen die königliche Macht in Franken und Sachsen im Stillen immer weiter um sich griff, war Baiern bereits im offenen Aufstand. Ein Jahr nach der Krönung zu Aachen starb Herzog Arnulf (14. Juli 937) und hinterließ mehrere Söhne. Die Zeit schien diesen günstig, die Oberherrschaft der Sachsen abzuschütteln. Eberhard, der älteste Sohn, ergriff ohne Weiteres das herzogliche Banner; er weigerte sich in übermüthigem Trotze in der Pfalz des Königs zu erscheinen, ihm zu huldigen und aus seiner Hand die herzogliche Gewalt zu empfangen. An einem zahlreichen Anhang gebrach es den Söhnen Arnulfs in Baiern nicht, und in der That nahmen die Dinge hier sofort eine für das Reich sehr gefährliche Wendung. Daher ging Otto im Jahre 938 selbst nach Baiern. Er hoffte gütlich, wie einst sein Vater Herzog Arnulf, so jetzt dessen hochfahrenden Sohn zum Gehorsam zu bringen, aber er hatte sich getäuscht und wurde inne, daß nur durch Gewalt der Trotz der Arnulfinger zu beugen war. Da sammelte er alsbald ein zahlreiches Heer, drang mit Waffengewalt in Baiern ein und unterwarf sich schnell das ganze Land. Eberhard war rettungslos verloren; er mußte dem Urtheilsspruche des Königs sich fügen, wurde des Landes verwiesen und verschwindet spurlos seitdem aus der Geschichte.

Mit der herzoglichen Fahne von Baiern belehnte der König einen Bruder Herzog Arnulfs, Berchthold mit Namen, der schon bei Lebzeiten

Digitized by Google

Arnulfs Kärnthen mit dem herzoglichen Titel verwaltet hatte und im Streit mit Eberhard die Partei des Königs ergriffen zu haben scheint. Aber Berchthold erhielt nicht die volle Gewalt seines Bruders; denn das Recht, die Bisthümer des Landes zu besetzen — jenes Vorrecht, welches die wichtigste Bedingung bei Arnulfs Unterwerfung gebildet hatte, — wurde Berchthold entzogen und der Krone vorbehalten. Ueberdies wurde für den zweiten Sohn Herzog Arnulfs, der den Namen des Vaters führte, eine neue Stellung in Baiern geschaffen, welche der Vollgewalt des Herzogthums sichtlichen Abbruch that; Arnulf wurde nämlich zum Pfalzgrafen in Baiern eingesetzt. Die Stellung der Pfalzgrafen war längst im fränkischen Reiche bekannt, gewann aber hier eine neue Bedeutung. War bisher der Pfalzgraf der Vertreter und Beisitzer des Königs im Hofgericht gewesen, so wurde ihm jetzt in Baiern neben dem höchsten königlichen Gericht auch die Aufsicht über die königlichen Burgen, Güter und Lehen, wie über die Einkünfte des Reichs übertragen: die Befugnisse der Königsboten in der Karolingischen Monarchie verbanden sich gleichsam mit der alten Amtsgewalt des Pfalzgrafen, der so eine ständige Gewalt im Lande erhielt und ein zu fürchtender Nebenbuhler des Herzogs wurde.

Von unberechenbarer Wichtigkeit war, was hier in Baiern geschah; nicht allein deshalb, weil hierdurch erst Baiern näher dem Reiche verbunden wurde, sondern noch vielmehr, weil sich aus diesem Falle zuerst klar ergab, wie anders Otto die Stellung der Herzoge zur königlichen Gewalt ansah, als einst sein Vater. Ihm galt das Herzogthum weder als ein erbliches Lehen, noch machte er es von Volkswahl abhängig, sondern er sah in demselben lediglich ein Reichsamt, das er nach freier Entschließung ertheilte und dem er nicht gewillt war irgend welche Vorrechte zu überlassen, die nach der Meinung der Zeit der Krone gebührten. Die selbstständige Macht der herzoglichen Häuser zu brechen erschien als das nächste Ziel, welches er seinem Regiment gesteckt hatte, und auch das zeigte sich hier bereits, wie er zu diesem Ziele durch Theilung der Interessen in den herzoglichen Familien selbst zu gelangen hoffte. Er schwächte die Macht des baierischen Hauses, indem er ein Glied desselben gegen das andere erhob, und er verband die Zukunft dieses Hauses enger dem Reiche und seinem eigenen Geschlechte, als er um dieselbe Zeit Herzog Arnulfs schöne Tochter Judith seinem Bruder Heinrich vermählte und so eine Verbindung schloß, die von den bedeutendsten Folgen wurde.

Digitized by Google

Was Eberhard, dem Frankenherzog, widerfahren war und was jetzt in Baiern sich zutrug, mußte die großen Vasallen des Reichs mit schweren Besorgnissen erfüllen. Wie anders griff dieser junge König in die Angelegenheiten der einzelnen Länder ein, als es Heinrich gethan hatte, wie anders dachte er von seiner Stellung als König? Eine Macht schien der Sachse an sich zu reißen, wie seit den blühendsten Tagen der Frankenherrschaft kein König mehr in den deutschen Ländern beansprucht hatte. Es war vorauszusehen, daß es zu einem neuen Kampf auf Tod und Leben zwischen der königlichen Gewalt und der herzoglichen kommen mußte, und dieser Kampf drohte um so gefährlicher für Otto zu werden, weil es seinen Gegnern nicht minder gelang die Eintracht in seiner eigenen Familie zu stören, als es ihm geglückt war in Baiern das herzogliche Geschlecht zu spalten.

Denn schon stand Herzog Eberhard mit Thankmar im geheimen Bunde und wagte, während der König noch in Baiern beschäftigt war, offen die Fahne des Aufstandes zu erheben. Aufs Neue überfiel er, des Königs Urtheilsspruch verachtend, Bruning mit Waffengewalt; ein allgemeiner Kampf entspann sich in Hessen zwischen den Franken und den dort angesessenen Sachsen, der sich auch über Westfalen verbreitete. Mit besonderer Erbitterung wurde derselbe zwischen Eberhards Vasallen und den Vasallen Heinrichs, des königlichen Bruders, geführt, und bald entwickelte sich aus den Händeln der Vasallen ein hitziger Streit zwischen den beiden mächtigen Herren selbst. Die Aecker wurden gegenseitig verwüstet, die Häuser eingeäschert, Mord und Zerstörung herrschten aller Orten. Mit Bekümmerniß hörte Otto von diesen Gräueln und berief einen allgemeinen Reichstag nach dem Hofe zu Steele an der Ruhr, unweit Essen auf westfälischem Boden; hier sollten die Ruhestörer erscheinen und das Urtheil über sie gesprochen werden. Aber Herzog Eberhard und seine Freunde, die nicht zum zweiten Mal Hunde nach des Königs Pfalz tragen wollten, stellten sich nicht, und offenkundig war es nun, sie seien Empörer, welche des Königs Gebot nicht mehr Gehorsam schuldig zu sein glaubten. Dennoch verzieh ihnen Otto; durch Nachgiebigkeit hoffte er noch diesem Zwist ein Ende zu machen, der unübersehbare Folgen, wenn er weiter und weiter um sich griff, nach sich ziehen und wohl gar die Einheit des Reichs gefährden konnte.

Aber erbitterte Gemüther werden durch Nachgiebigkeit nur gereizt, und Vielen erschien die Milde des Königs als Schwäche. Die Em-

Digitized by Google

pörer legten die Waffen nicht nur nicht nieder, sondern von Tage zu Tage wuchs die Vermessenheit, wuchs der Gräuel der Zerstörung in Hessen, Franken und Westfalen. Die schlimmen Tage König Konrads schienen zurückgekehrt. Schon schlossen sich auch die Mißvergnügten unter den Sachsen an Eberhard an; endlich ergriff selbst Thankmar, des Königs Bruder, offen die Waffen. Er sammelte seine Freunde um sich und überfiel in einer dunklen Nacht die Feste Beleke in Westfalen, etwas südlich von Lippstadt. Hier hielt sich damals gerade sein Stiefbruder Heinrich auf; er nahm ihn gefangen, führte ihn gebunden, wie einen gemeinen Knecht, mit sich fort und sandte ihm Eberhard als das beste Unterpfand ihres Bundes zu. Die reiche Burg übergab er seinen Kriegern zur Plünderung, verheerend durchzog er weiter Westfalen und setzte sich endlich in der alten Eresburg fest. Von dort aus verwüstete er mit seinen Schaaren weit und breit das Land.

Gefahrvoll war Ottos Lage. Unheil stürmte auf Unheil herein, und nirgends sah er sichere Hoffnung auf Hülfe. Kaum fand er zuverlässige Freunde in Franken und Sachsen, und noch weniger konnte er auf Beistand in den anderen Ländern rechnen. Herzog Hermann von Schwaben war Eberhards Vetter, Baiern hatte man so eben nur mit Mühe dem Reiche erhalten, und Lothringen war mit seinem Herzoge Giselbert stets von schwankender Treue.

Unerwartet fanden sich Freunde in solcher Noth. Der kluge Graf Wichmann, der bis dahin still und verdrossen daheim gesessen hatte, ging in sich, als er die Gräuel des Bürgerkrieges sah und das traurige Ende desselben bedachte. Er begab sich zum Könige und gewann sich dessen Gnade wieder, die er sich auch bis zu seinem Ende erhielt, durch treue Dienste den alten Fehl in Vergessenheit bringend. Viele im Sachsenlande folgten gewiß dem Beispiele des hochangesehenen Mannes. Aber noch wichtiger war es, daß Herzog Eberhard mit seinen eigenen Verwandten in Zwist gerieth; eine Spaltung des Herzogshauses gab Otto hier den Sieg in die Hände, wie vor Kurzem in Baiern. Vor Beleke war nämlich Gebehard, der Sohn des Grafen Udo von der Wetterau, gefallen. Der Tod dieses jungen Mannes wurde die Veranlassung zu unversöhnlicher Feindschaft in Herzog Eberhards eigener Familie: zunächst gerieth der Herzog mit seinem Vetter Udo, dem Vater des Gefallenen, in Hader, bald aber ergriffen Udos Partei auch sein Bruder Herzog Hermann von Schwaben und beider Vetter, der Graf

Digitized by Google

Konrad von Niederlahngau, den man Kurzbold nannte, — sie alle schlossen sich aus Haß gegen Eberhard alsbald aufs Engste an Otto an. Diese Spaltung der Konradiner rettete damals das Reich und den König.

Indem Eberhard mit seinem eigenen Hause zerfiel, wandte sich das Glück von ihm ab, und noch schneller als er gelangte Thankmar an das Ziel der traurigen Laufbahn, die er in wilder Leidenschaft betreten hatte. Otto konnte Thankmars Treiben nicht länger ungeahndet ansehen. So schwer es ihm fiel, er brach mit einem Heere gegen den Bruder auf und zog gegen die Eresburg (Juli 938). Die Bewohner öffneten dem Herrn freiwillig die Thore, und Thankmar blieb keine Rettung, als in die dem heiligen Petrus geweihte Kirche des Ortes zu flüchten. Wüthend verfolgten den Flüchtlingen hierhin die Leute des Königs, vor Allen die Mannen Heinrichs, die ihren Herrn zu rächen gedachten. Sie erbrachen die Thür des Heiligthums; mit bewaffneter Hand — was heilige Scheu und die Gesetze der Kirche untersagten — drangen sie in das Gotteshaus. Thankmar steht am Altar, seinen Schild und die goldene Kette, das Zeichen seiner vornehmen Geburt, hatte er, bis zum Tode erschöpft, hier niedergelegt. Dennoch läßt er sich noch einmal in einen Kampf ein. Ein Sachse, mit Namen Thiatbold, trifft ihn, und Schmähungen begleiten den glücklichen Streich: aber sofort giebt ihn Thankmar mit noch besserem Erfolge zurück, und Thiatbold haucht am Altar den Athem aus. Immer heißer entbrennt der Streit. Tapfer vertheidigt sich Thankmar, bis ihn ein Wurfspeer im Rücken trifft, der durch das Kirchenfenster, das dem Altar zunächst gelegen, auf ihn geschleudert war. Rettungslos sinkt er endlich am Altar hin; ein Krieger Ottos, mit Namen Maincia, gab ihm den letzten Stoß, und raubte die goldene Kette des Königssohns vom Altare.

Otto hatte Nichts von Allem, was geschah, geboten; mit tiefem Schmerz vernahm er davon die Kunde. Wohl ergrimmte sein Herz über die Gräuel, die an heiliger Stätte geschehen, aber es war nicht die Zeit, sich durch Strenge die Gemüther der Getreuen zu entfremden. Tief beklagte er das Schicksal seines unglücklichen Bruders und verschmähte es nicht den Seinigen zu bezeugen, wie sehr er die Tapferkeit und Umsicht dieses Bruders zu schätzen gewußt habe, dem freilich zur Größe Eines und damit Alles gefehlt hatte, die Selbstbeherrschung. Ein ungestümer Geist hatte sich in seinem Trotze früh zu Falle gebracht, denn Thankmar hatte noch nicht sein dreißigstes Jahr erreicht. Ueber vier vornehme

Digitized by Google

Männer, die mit Thankmar gemeinschaftliche Sache gemacht hatten und in der Eresburg in die Hände der Königlichen gefallen waren, wurde nach fränkischem Rechte gerichtet, und sie fanden durch den Strang ihren Tod. Auch die anderen sächsischen Burgen, die Eberhard und Thankmar genommen hatten, ergaben sich wieder dem Könige, und Herzog Eberhard selbst mußte bald daran denken, seinen Frieden mit Otto zu machen, da ihn schon sein ganzer Anhang verließ.

Eberhard warf sich Heinrich zu Füßen, der noch in seiner Gewalt war. Er erbat sich von dem schwer gekränkten Königssohne Verzeihung und erhielt sie — aber um welchen Preis! Wir wissen, Heinrich hatte früh sein Auge zur Krone erhoben und wähnte nicht ohne ein Anrecht auf dieselbe zu sein; gewiß nicht ohne Absicht hatte man ihn von der Krönung zu Aachen fern gehalten und damals unter die Aufsicht des Grafen Siegfried gestellt. Wie hätten ihn die letzten Zeiten nicht belehren sollen, daß Otto viele und erbitterte Feinde hatte? Nichts war natürlicher, als daß alle Mißvergnügten im Sachsenlande auf ihn blickten, und leicht ist zu begreifen, daß die Worte der Unzufriedenen seinem thörichten Wahne neue Nahrung boten. War seine Seele von Herrschsucht nicht frei, so mußten die Jahre, die ihn der Selbstständigkeit entgegenführten, immer mehr die gefährliche Leidenschaft in ihm nähren. Wir erfahren nicht, wie die Pläne Heinrichs allmählich entstanden sind, aber schon in Eberhards Banden war der Entschluß in ihm gereift, den Bruder zu entthronen und die Herrschaft an sich zu reißen. Wie bitter er daher auch Herzog Eberhard zürnen mochte, wie verschieden ihre Endzwecke waren, in *einem* Punkte trafen sie zusammen, in ihrem Haß gegen Otto. Der Augenblick war gekommen, wo Heinrich den Frankenherzog für seine Pläne gewinnen konnte; er versprach ihm Verzeihung für alle Unbill, die er erlitten, wenn er mit ihm einen Bund gegen den König zu schließen und ihm zur Krone zu verhelfen gelobte. Eberhard, der unversöhnliche Feind Ottos, bot willig die Hand. Wie hätte er Anstand nehmen sollen, den Zwist im königlichen Hause zu nähren, da der König den Unfrieden in seiner eigenen Familie so gut zu nutzen gewußt hatte? Das Bündniß wurde geschlossen. Hochgeehrt und reichlich beschenkt, schied Heinrich von Eberhard; wie anders, als er gekommen war! Er kehrte zu Otto zurück, und als sich da die Brüder nach langer Zeit wiedersahen, war Ottos Freude reiner und wahrer, als die seines Bruders, dem arge List in der Seele wohnte.

Digitized by Google

Auch Eberhard durfte sich wieder dem König nahen. Der Erzbischof Friedrich von Mainz, der vor Kurzem auf Hildebert gefolgt war und den jene Zeit für ein Wunder von Klugheit und Frömmigkeit hielt, verwandte sich für den Mann, der sich so schwer gegen den König versündigt hatte. Otto ließ Eberhard vor sich kommen. Der Frankenherzog beugte seine Knie vor dem jungen König und stellte all' sein Hab und Gut, Leib und Leben dem Sieger anheim. Nicht ungestraft durfte Otto ein so schweres Verbrechen belassen, aber er wollte den hochgestellten Mann auch nicht durch harte Strafe aufs Neue reizen: deshalb verbannte er ihn auf kurze Zeit aus der Heimath, indem er ihn nach Hildesheim auf sächsischen Boden schickte. Doch bald nahm er ihn wieder zu Gnaden an und gab ihm, nachdem er feierlich abermals Treue gelobt hatte, alle frühere Macht und Ehre zurück. Er ahnte nicht, daß in der Brust dieses Mannes trotz seines Gelübdes schon die Keime einer neuen Empörung ruhten.

Noch hatte Otto diese Wirren nicht beendigt, als abermals die Ungarn in Sachsen einbrachen, jede Zwietracht im Lande zu neuen Raubzügen benutzend. Sie hatten ihren Weg durch Thüringen genommen und da, wo die Bode sich vom Harz durch ein fruchtbares Land ergießt, schlugen sie ihre Zelte auf und verheerten weithin die Umgegend. Als aber einer ihrer Führer von dort mit einem großen Theile des Heeres gegen die Stetternburg zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel aufbrach, überfiel sie ein Platzregen. Durchnäßt und erschöpft langten sie vor der Burg an, so daß die Burgmannen, als sie den kläglichen Zustand der Feinde sahen, einen Ausfall wagten. Mit gewaltigem Geschrei drangen sie aus den Thoren und warfen sich auf die bestürzten Ungarn, die sich sogleich zur Flucht wandten. Viele wurden erschlagen, eine große Menge von Pferden, wie auch einige Feldzeichen der Feinde kamen in die Hände der Sachsen. Als dann die Ungarn in wilder Flucht fortstürmten, fielen auch die Bewohner der anderen umliegenden Festen über sie her, und nur Wenige dieser Schaar entrannen dem Verderben. Der Führer selbst endete elend sein Leben; man drängte ihn in eine Pfütze, hier wurde er erschlagen. Eine andere Schaar, die weiter nach Mitternacht ihren Weg genommen hatte, wurde durch die List eines wendischen Wegweisers, dem sie sich anvertraut hatte, in die Gegend geführt, wo Aller und Ohre ihre Gewässer sammeln und die man schon damals, wie noch heute, den Drömling nannte. Es ist ein weiter mit

Digitized by Google

Erlen, niederen Sträuchen, Rohricht und Schilf dicht bewachsener, sumpfiger Landstrich, unwirthbar und schaurig, wo nach dem Volksglauben der wilde Jäger haust. In diese Sümpfe wurden die Ungarn verlockt, hier von den Sachsen umstellt und fast sämmtlich niedergemacht. Der Führer dieser Schaar entkam dem Tode; er wurde gefangen, zum König geführt und gegen ein großes Lösegeld freigegeben. Auch die an der Bode zurückgebliebenen waren, brachen nach kurzer Zeit, durch solche Unglücksfälle erschreckt, ihr Lager ab und sattelten die Pferde zum Heimritt. Seitdem hat das nördliche Deutschland die verheerenden Züge der Ungarn nicht mehr zu ertragen gehabt; von dieser schlimmsten aller Plagen blieb es fortan verschont. Ohne den König hatte sich das Land diesmal gerettet: das dankte es vornehmlich König Heinrichs Burgen.

Otto erntete die Früchte auch dieses Sieges und mochte am Schluß des Jahres 938, so reich an Sorgen es gewesen war, doch mit Befriedigung auf dasselbe zurückblicken; er wußte nicht, daß ein weit schwereres vor ihm lag und er am Anfang des Kampfes, nicht an dessen Ende stand.

8.

Heinrichs Vergehen und Reue.

Während Otto sich sicher wähnte, umlauerte ihn der Verrath, der Verrath des eigenen Bruders.

Mit großer Hast arbeitete Heinrich im Geheimen für seine Pläne. Durch Freigebigkeit kettete er seine alten Freunde in Sachsen und Thüringen enger an sich und gewann sich neue. Mit seinem Schwager Herzog Giselbert von Lothringen, dessen Treue gegen Otto längst zweifelhaft war, knüpfte er Verhandlungen an, und es gelang ihm denselben für seine Absichten zu gewinnen. Nicht daß Giselbert an Heinrichs Erhöhung besonderen Antheil genommen, er wünschte nur Ottos Fall, um selbst zu steigen. In seinem unruhigen Gemüthe lebte das Verlangen, Loth-

Digitized by Google

ringen zu einem eigenen Königreich zu erheben, wie es das reiche Land schon vor Zeiten gewesen war.

Sobald Eberhard nach Franken zurückgekehrt war, schien der Augenblick gekommen, die Waffen der Empörung abermals zu erheben. Im Anfang des Jahres 930 versammelte deshalb Heinrich zu Saalfeld, am Abhang des Thüringerwaldes, wo sich die Grenzen Thüringens und Frankens berühren, seine zahlreichen Anhänger; hier wurde bei festlichem Gelage nach alter Sitte der Deutschen das verbrecherische Unternehmen berathen. Viele waren erschienen und gelobten, durch reiche Geschenke gewonnen, Heinrich Unterstützung: aber die Mehrzahl war doch nicht gemeint um dieses ehrgeizigen Jünglings willen ihre ganze Zukunft auf das Spiel zu setzen. Bräche der Krieg in ihrer Nähe aus, dachten sie, dann würden sie genöthigt sein offen Partei zu ergreifen und hätten, wenn Otto die Oberhand behielte, schwer ihre Schuld zu büßen; daher wünschten sie lieber die erste Entscheidung in der Ferne, um nach ihr den letzten Entschluß zu fassen. Sie gaben deshalb Heinrich einen Rath, bei dem sie mehr die eigene Sicherheit als seinen Vortheil im Auge hatten. Er solle Sachsen verlassen, sagten sie ihm, seine Burgen hier und in Thüringen in die Hände treuer Freunde übergeben und selbst nach Lothringen zu Giselbert eilen, um dort das Zeichen zum Aufstand zu geben. Heinrich war zu unerfahren, um die Gefahr und die eigennützige Absicht dieses Raths zu durchschauen; sobald die Versammlung aufgelöst war, verließ er in der That ohne des Königs Wissen das Land und eilte dem Rheine zu. Seine Burgen, unter denen Dortmund im Westfalenlande und in den östlichen Gegenden Sachsens Merseburg und Scheidungen die wichtigsten waren, hatte er Männern anvertraut, auf deren Treue er sich glaubte unbedingt verlassen zu können. Offen war es erklärt, daß er seine Wege von denen des Bruders trennte; seine Untreue war Niemandem mehr ein Geheimniß.

So ausgebreitet die Verschwörung war, hatte man dennoch bis dahin streng das Geheimniß bewahrt. Daher erregte die Nachricht, als sie durch das Land lief, allgemeine Bestürzung. Niemand hatte einen so tiefgreifenden Zwiespalt der Brüder geahnt, Niemand wußte den Grund von Heinrichs Empörung. Aber wohl Niemand war im Sachsenlande betroffener über die Nachricht von diesen Dingen, als Otto selbst; er wollte sie nicht glauben, als er sie vernahm. Dennoch faßte er sich schnell, sammelte ein Heer und eilte, Heinrich folgend, dem Rheine zu.

Digitized by Google

Als er bei Dortmund vorüberkam und die Burgmannen von seinem Anmarsch hörten, da gedachten sie an die Eresburg und an Thankmar und öffneten sofort dem Könige die Thore. Hagen, dem Heinrich die Burg anvertraut und der viel bei ihm galt, unterwarf sich ohne Widerstand und versprach, wie Otto es wünschte, selbst zu Heinrich zu eilen, um ihn von seinem Unternehmen auf alle Weise abzuhalten; gelänge ihm dies nicht, so werde er doch selbst zurückkehren und seine Person dem Könige stellen. Als er dies mit einem hohen Eide beschworen, entließ ihn der König und rückte mit seinem Heere bis zum Rhein, da wo die Lippe sich in denselben mündet, in Eile vor.

Schon war ein Theil von Ottos Heer über den Fluß gesetzt, er selbst aber mit der Hauptmacht stand noch am diesseitigen Ufer, als Hagen sich wieder einstellte. Umsonst waren seine Bitten gewesen; Heinrich und Giselbert waren schon zum Kampfe gerüstet, und ihre Truppen standen nahe dem Rheine. Hagen kehrte zurück sein Wort zu lösen, doch Heinrichs Heer folgte ihm auf den Fersen. Den verfehlten Zweck seiner Sendung wagte er nicht sofort dem Könige zu gestehen; mit ehrfurchtsvollen Worten begrüßte er ihn und sprach: „Dein Bruder, mein Lehnsherr, wünscht dir, o König, eine lange und gesegnete Regierung und läßt dir melden, er werde sogleich erscheinen, um dir aufzuwarten." Und als Otto noch fragte, ob Heinrich freundliche oder feindliche Absichten im Schilde führe, siehe, da zeigt sich schon am Ufer des Flusses ein großes Heer; im langen Zuge mit erhobenen Bannern schreitet es vor und nimmt die Richtung gegen den Theil der königlichen Streitmacht, der den Rhein bereits überschritten hatte. Otto erschrickt, wendet sich zu Hagen und ruft: „Was sind das für Schaaren? Und was wollen sie?" Aber ruhig erwidert ihm dieser: „Das ist mein Lehnsherr, dein Bruder. Wäre er meinem Rathe gefolgt, so wäre es anders gekommen. Ich aber bin hier, wie ich geschworen habe."

Unruhig ritt Otto auf und ab am Gestade, des Gemüthes heftige Regungen nicht mehr beherrschend. Nirgends waren Schiffe, um das Heer in Eile überzusetzen, und nicht Verwegenheit, Unmöglichkeit war es, anders die mächtige Breite des Flusses zu überschreiten. Wie aber sollte die kleine Macht drüben dem unerwarteten Angriff begegnen? Ihrer schien der sichere Tod zu harren, kaum war nur an Gegenwehr zu denken. Da sprang Otto vom Pferde und warf sich mit seinen Kriegern auf die Kniee nieder vor jener heiligen Lanze, welche die

Digitized by Google

Nägel vom Kreuze des Herrn in ihrem Schafte trug. Zum Himmel erhob er seine Hände und rief: „Herr, der du Alles geschaffen hast und Alles lenkst, siehe herab auf dieses Volk, an dessen Spitze du mich gestellt, und entreiße es den Feinden, auf daß alle Welt es erfahre, daß kein Sterblicher widerstreben könne deinem Willen. Denn du vermagst Alles, du lebst und regierst in Ewigkeit!" So betete Otto für sich und sein Volk.

Die aber jenseits des Flusses standen und den Feind auf sich anrücken sahen, ließen schnell ihr Gepäck nach Xanten bringen und stellten sich bei Birthen auf, um den Feind zu erwarten. Zwischen ihnen und den Lothringern lag hier ein Teich, der sie vor dem ersten Angriff schützte; zugleich wagten sie, so gering ihre Anzahl und so schlecht ihre Ausrüstung war — kaum über hundert sächsische Männer in voller Rüstung sollen dabei gewesen sein — mit verzweifelter Kühnheit selbst einen Angriff auf den Rücken des Feindes; sie theilten sich, und ein Theil von ihnen umging die Lothringer und griff sie aus einem Hinterhalt an. Das hatten Heinrich und Giselbert nicht vermuthen können, und alsbald entstand Verwirrung in ihren Reihen. Als Einige der Sachsen dies bemerkten, faßten sie Hoffnung und wandten sich zu einer List. Sie riefen in französischer Sprache, deren Manche unter ihnen kundig waren: Fliehet! Fliehet! Rette sich, wer kann!" Die Lothringer merkten den Anschlag nicht, sondern meinten, Alles sei verloren, es warnten sie ihre Genossen und Freunde, und warfen sich in wilde Flucht. Viele wurden getödtet oder geriethen in Gefangenschaft; das ganze Gepäck der Lothringer machte man zur Beute. Aber auch von den Sachsen kamen nicht Wenige um, unter ihnen jener Maincia, der Thankmar getödtet. Von Heinrichs eigener Hand erhielt Ailbert, den man den Weißen nannte, eine tödtliche Wunde und starb nach wenigen Tagen. Heinrich selbst wurde schwer verwundet, und man meinte im Anfange, die Schlacht habe auch ihm das Leben gekostet, aber ein dreifaches Panzerhemd hatte die Gewalt des auf seinen Arm geführten Streiches gemindert; doch behielt er in Folge der Wunde einen schmerzvollen Schaden, der die Ursache seines frühen Todes gewesen sein soll.

So erzählt Widukind von Korvei die merkwürdigen Vorgänge an dem folgenreichen Tage von Birthen. Wunderbar genug ist, was er meldet, und kaum minder wunderbar, was die anderen Quellen von diesem Siege berichten. Was sie melden — die frühesten sind etwa

Digitized by Google

zwanzig Jahre nach dem Ereigniſſe niedergeſchrieben — beruht auf mündlicher Ueberlieferung des Volkes, in der ſich das Ueberraſchende bald zu wunderreicher Dichtung geſtaltet. Wir ſehen, auch dieſen Kampf erfaßte die Volksſage, aber es ſind jetzt nicht mehr die Herzoge, ſondern der König, für den ſie Partei nimmt. Wie ſchwer aber Sage und Geſchichte hier zu ſcheiden ſein mag, gewiß ſcheint, daß bei Birthen eine kleine Zahl, die für die gerechte Sache focht, einen glänzenden Sieg über eine gewaltige Uebermacht von Feinden davontrug. Otto ſelbſt und ſeine Zeit ſchrieben den Sieg der Kraft des Gebets zu und ſahen eine unmittelbare Fügung Gottes in ihm, und wunderbarer ſcheint in der That ſelten ein Sieg erfochten. Je unerwarteter der Schlag Heinrich und die Seinen betroffen hatte, deſto mehr nahm er ihnen den Muth. Otto verfolgte, nachdem er ſein Heer über den Rhein geſetzt, Heinrich und Giſelbert, die ihm nirgends mehr Stand hielten, und machte erſt Halt, als er erfuhr, daß Heinrich Lothringen verlaſſen habe und auf dem Wege nach Sachſen ſei.

Auch hier hatten indeſſen die Sachen für Heinrich eine unglückliche Wendung genommen. Der thüringiſche Graf Dadi, der an der Saale zu Hauſe war, ließ eiligſt die Nachricht von dem Siege des Königs und zugleich die irrige Botſchaft von Heinrichs Tode durch Thüringen und die öſtlichen Gegenden Sachſens verbreiten. Er rieth den Befehlshabern der Burgen, die ſich gegen Otto erklärt hatten, ſchnell ihren Frieden zu machen, und dieſe folgten um ſo eher dem Rathe, als auch auf jene Anhänger Heinrichs, die den Ausgang der Dinge erſt aus der Ferne hatten abwarten wollen, nach dem Kampfe von Birthen nicht mehr zu zählen war. Die meiſten Burgen Heinrichs unterwarfen ſich daher ſofort dem Könige; nur Merſeburg und Scheidungen blieben auf Heinrichs Seite. Wohl erkannte jetzt der junge Fürſt, wie übelberathen er Sachſen verlaſſen hatte, und eilte, nur von neun Rittern begleitet, nach der Heimath zurück, um zu retten, was noch zu retten ſei. Doch es war zu ſpät; ganz Sachſen und Thüringen hatte ſich bereits für den König erklärt. Es blieb Heinrich Nichts übrig, als ſich in Merſeburg einzuſchließen.

Aber auch Otto kehrte eilend nach Sachſen zurück; er folgte dem Bruder auf dem Fuße und belagerte ihn alsbald mit ſtarker Heeresmacht in Merſeburg. Zwei Monate lang hielt ſich die Burg, mußte aber ſich endlich der Uebermacht ergeben. Heinrich zog ab, nachdem ihm

Digitized by Google

ein Waffenstillstand von dreißig Tagen bewilligt war, binnen welcher Frist es ihm freistehen sollte mit den Vasallen und Dienstleuten, die bei ihm aushalten wollten, Sachsen zu räumen; wer aber von diesen zum König überzutreten gewillt sei, dem solle ungehindert dies freistehen. So mußte Heinrich auch das heimathliche Sachsen verlassen, das nun auf wenige Sommertage von den inneren Fehden ruhte.

An den östlichen Grenzen ruhten indessen auch jetzt nicht die Waffen. Während des inneren Krieges hatten sich die Wenden von Neuem empört und ein sächsisches Heer unter Haiko vernichtet. Jetzt, meinten sie, sei ihre Zeit, da die Herrschaft der Sachsen von allen Seiten bedrängt war. Aber unermüdlich, wo es galt die Macht des Reichs aufrecht zu erhalten, rückte Otto gegen die Wenden an, trieb mehrmals ihre Schaaren auseinander und nahm ihrem ersten Angriff die Wirkung. Dann überließ er die Fortsetzung dieses Krieges dem Grafen Gero, um sich selbst abermals gegen Heinrich zu wenden, der sich wieder nach Lothringen begeben hatte und hier zu neuem Kampfe rüstete.

Der zweite Feldzug dieses denkwürdigen Jahres wurde nach kurzer Ruhe eröffnet. Noch einmal wurde das blutige Spiel erneuert; immer höher trieb man es; Alles setzte man ein, um Alles zu gewinnen oder zu verlieren.

Heinrich und Giselbert sahen sich diesmal nach neuem Beistand um. Sie scheuten sich nicht auch Frankreich, damals wie immer des deutschen Reichs schlimmsten Feind, in den inneren Zwiespalt hineinzuziehen. Herzog Giselbert gab für den Augenblick sogar seine Pläne für Lothringens Selbstständigkeit auf und huldigte mit vielen Großen im Lande König Ludwig von Frankreich; um diesen Preis stellte Ludwig ein Heer an des Reichs Grenze, die Empörung zu unterstützen bereit. Sollte Lothringen nicht verloren gehen, so war, wie Otto einsah, kein Augenblick zu verlieren, keine Schonung zu üben. Mit großer Heeresmacht eilte er deshalb aus Sachsen herbei und drang sofort tief in Lothringen ein. Mit Feuer und Schwert vertilgte er auf seiner Straße Alles, was seinem Gebote sich nicht fügte, und solche Furcht verbreitete dieser verheerende Zug, daß bald Niemand mehr Widerstand wagte. König

Digitized by Google

Ludwig zog sich von der Grenze nach seiner festen Stadt Laon zurück, und Herzog Giselbert schloß sich in die Burg Chevremont ein. Chevremont, das ist Ziegenberg, wurde sie genannt, weil sie auf einem Felsen unweit von Lüttich so hoch und so unzugänglich lag, daß man meinte, nur Ziegen könnten die Höhe erklimmen. Eng umschloß hier Otto den Herzog, aber doch entkam der schlaue Mann seinen Händen, und nicht einmal die Burg ließ sich bezwingen.

Denn schon rief man dringend den König abermals nach Sachsen zurück, das von allen Seiten bedroht war. Noch hatten die Wenden die Waffen nicht niedergelegt, und bereits regten sich auch die Dänen. Unvollendet mußte Otto daher den Krieg in Lothringen verlassen, der Treue seiner Freunde das begonnene Werk vertrauen und sich durch neue Verbindungen stärken. Er hielt deshalb eine Zusammenkunft mit seinem Schwager Herzog Hugo von Franzien und schloß mit ihm einen Bund gegen König Ludwig, jetzt ihren gemeinschaftlichen Gegner. Während Hugo den Krieg gegen Ludwig führte, sollte der junge Graf Immo, den Otto erst vor Kurzem für sich gewonnen hatte, Giselbert in Lothringen beschäftigen.

Dieser Immo galt für den klügsten und verschlagensten Kopf damals im ganzen Lothringerlande. Giselbert selbst hatte ihn erziehen lassen und dann auf Niemandes Rath mehr gehört, als auf den des jüngeren Freundes. Aber Immo sah bald, daß Otto ein anderer Mann sei als Giselbert, und schloß seinen Bund mit dem mächtigen König gegen seinen früheren Herrn und Wohlthäter. Viel Ungemach bereitete er darauf dem Herzoge und manchen wohlersonnenen Streich, und man hat lange unter dem Volke zu sagen gewußt von Immo, dem schlauen Grafen. Was man sich von ihm erzählte, hat Widukind von Korvei uns zum Theil überliefert. Es trieben einst, meldet er, die Hirten des Herzogs eine Heerde Schweine vor Immos Burg vorbei, da ließ dieser ein Ferkel vor das Burgthor stoßen, und als dies wieder hinein wollte, wurde ihm weit das Thor geöffnet; sofort liefen des Herzogs Schweine alle dem Ferkel nach und kamen so in die Hände des Feindes. Da über diesen Streich ergrimmt Giselbert eine Schaar aufbot und gegen Immos Burg anzog, zerbrach dieser einige Bienenkörbe und warf sie von oben herab auf die Reiter, als sie der Mauer sich nahten; die Bienen fielen die Pferde an und machten sie toll und wild, so daß die Reiter nicht mehr fest in dem Sattel saßen. Lachend sah Immo in-

Digitized by Google

dessen von der Mauer die Verwirrung an und drohte mit einem Ausfall. Solche Streiche und andere gleicher Art gefielen dem Herzoge so schlecht, daß er alsbald die Burg verließ. „Mit Immo allein," soll er beim Abzug gesagt haben, „habe ich alle Lothringer im Zaum gehalten, aber ihn allein kann ich mit allen Lothringern nicht fahen."

Was Immo jedoch unternehmen mochte, er vermochte nicht zu hindern, daß Giselbert aufs Neue zu Kräften kam. Denn kaum hatte Otto Lothringen verlassen, so rückte König Ludwig abermals vor, überschritt die Grenze und ließ sich zu Verdun huldigen. Ungehindert drang er in den Elsaß ein, wo alle Anhänger Ottos vertrieben wurden. Zu derselben Zeit hatte sich auch Herzog Eberhard eidbrüchig wieder erhoben, der bis dahin noch müßig den Ausgang des Kampfes abgewartet hatte. Jetzt, glaubte er, sei auch für ihn die Zeit gekommen, die Maske abzuwerfen und der Rache freien Lauf zu lassen. Er, der nicht nur in Heinrich, sondern auch in Giselbert die Hoffnung auf Kronen genährt haben soll, dachte zugleich, wie erzählt wird, jetzt selbst daran die Krone, die er einst aus den Händen gegeben, sich zu gewinnen und jene Beide um den Siegespreis zu betrügen. Zu seiner Gemahlin soll er geäußert haben: „Heute scherzest du noch auf dem Schooße des Herzogs, bald wirst du in den Armen des Königs ruhen."

Eberhards Leute besetzten Breisach, einen schon von den Römern umwallten Ort und bis auf die letzten Zeiten immer eine wichtige Feste am Oberrhein; auf einem einzeln stehenden Felsen belegen, von dem Flusse inselartig umzogen, beherrscht sie die Gegend weit und breit. Auch andere Burgen am Rhein wurden von Eberhards Mannen besetzt; er selbst aber begab sich zu Giselbert und Heinrich und führte ein neues Heer ihnen zu.

Schon war es Spätherbst, und immer schlimmer, immer trauriger wurden die Verwicklungen dieses Jahres. Schon war Otto von Kampf zu Kampf, von Belagerung zu Belagerung gestürmt, von Sachsen nach Lothringen, von dort zurück bis an die Grenzen der Wenden, dann abermals nach Lothringen und wiederum nach Sachsen zurück. Und zum dritten Mal mußte er jetzt an den Rhein ziehen, den gefahrvollsten aller Kämpfe zu bestehen. Welch wirres, unruhvolles Dasein ward dem königlichen Jüngling zu Theil, und doch beneidete ihm der eigene Bruder die Krone.

Otto, je größer die Gefahren, desto unerschrockener und kühner,

Digitized by Google

voll Gottvertrauen mitten unter den gewaltigsten Schlägen des Geschicks, eilte abermals auf den Kampfplatz. Er wandte sich jetzt gegen die Orte am Rhein, die in Eberhards Händen waren, belagerte Breisach und die anderen hier vom Feinde besetzten Burgen und sandte zugleich den Erzbischof Friedrich von Mainz als Unterhändler an Eberhard, daß er ihn auffordere sich zu ergeben. Friedrich dachte anders, wie Otto; er wollte eine Ausgleichung zwischen der königlichen und herzoglichen Gewalt, den Frieden um jeden Preis. Deshalb überschritt er seine Vollmacht, gewährte mehr als ihm befohlen war, und gab sogar seinen Eid zum Pfande, Otto werde Alles, was abgemacht sei, unbedingt genehmigen. Aber Otto konnte und wollte sich nicht an das unbedachte Versprechen des Priesters binden, obwohl er voraussah, daß er in ihm, dem ersten Bischofe des Reichs und einem Manne von größtem Ansehen, sich einen neuen gefährlichen Feind erwecken würde. Er verwarf den Vertrag, und sofort geschah, was er erwarten konnte. Friedrich unterhandelte mit den Feinden des Königs und machte sich anheischig, in Metz mit seinen Dienstleuten zu ihnen zu stoßen. Gleiches that Bischof Rothard von Straßburg, und die Treue wankte bei Vielen im Heere des Königs, namentlich bei den Bischöfen, die Erzbischof Friedrich der königlichen Sache mehr und mehr abtrünnig machte. Wie oft hatten diese Bischöfe gegen die weltlichen Herren bei den Königen Schutz gesucht uns gefunden; schien es doch lange, als ob das Königthum allein um ihretwillen da sei und nur durch sie noch erhalten werde. Bemerkenswerth genug, daß auch sie in der Stunde der Gefahr nun treulos sich wandten. Wahrlich nicht ihnen ist es zu danken, wenn das Reich aus diesen Kämpfen siegreich hervorging.

Noch war Erzbischof Friedrich, noch waren die anderen Bischöfe im Lager des Königs, obschon sie bereits mit dem Feinde unterhandelten: da lief die Nachricht ein, Eberhard und Giselbert seien bei Andernach über den Rhein gegangen, um das diesseitige Ufer des Flusses zu verheeren, nachdem schon alles Land jenseits desselben in ihrer Gewalt sei. Sofort verließen jene Treulosen heimlich bei Nacht das Heer des Königs, und in so schimpflicher Eile, daß sie selbst ihr Gepäck aufgaben. Viele Kleinmüthige folgten dem schlimmen Beispiel; schaarenweise floh man aus dem Lager und stürzte sich zum Verrath. Alle Hoffnung — so sagt ein sächsischer Mann selbst, der ehrliche Widukind, — war verschwunden, daß die Herrschaft der Sachsen ferner bestehen könnte.

Digitized by Google

Nie hat sich Otto größer gezeigt als damals. Bei der allgemeinen Bestürzung bewahrte er unerschütterliche Ruhe; ob Wenige vom Heere ihm treu blieben, schaltete er mit einer Sicherheit, als ob ihm nirgends Hemmnisse im Wege ständen, als regiere er in aller Fülle der Macht. Hier gerade erprobte er sich als ein wahrer König, dem die Majestät und Hoheit, wie sie ihm angeboren, durch kein widriges Geschick geraubt werden kann. Ein mächtiger Graf, wird erzählt, drohte zu jener Zeit, auch er werde den König verlassen, wenn er ihm nicht die Einkünfte von Lorsch, einer reichen Abtei unweit Heidelberg, verleihen wolle. „Es steht geschrieben," antwortete ihm Otto, „ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden vorwerfen. Willst du mich aber, wie die Anderen, verlassen, so thue es je eher, je lieber!" Da erröthete der Graf und warf sich dem König zu Füßen.

In solcher Noth mochte Otto an den Kampf bei Birthen gedenken, wie wunderbar ihn der Herr damals errettet und ihm den Sieg verliehen hatte. Und wunderbar wurde er auch diesmal aus seiner Bedrängniß befreit; wenigstens ist wunderbar genug, was sich das Volk auch von diesem Siege erzählte und unsere Quellen ihm nacherzählen. Unerwartet, das unterliegt keinem Zweifel, war abermals der Umschwung der Dinge, wenn wir gleich kaum im Einzelnen zu erkennen vermögen, wie er erfolgte. Je größer die Noth, desto vollständiger war die Erlösung.

Niemand hatte von dem verheerenden Zuge Giselberts und Eberhards über den Rhein mehr zu besorgen, als die Grafen Udo und Konrad Kurzbold, Eberhards Vettern, welche die fränkischen Gaue am Rhein, Main und Lahn besaßen und sich, wie erzählt ist (S. 255), mit Eberhard verfeindet und an Otto angeschlossen hatten. Diese schickte der König jetzt mit Herzog Hermann von Schwaben, Udos Bruder, gegen die aufrührerischen Herzoge ab. Mit einem mäßigen Heere zogen sie aus und wagten deshalb keinen entscheidenden Kampf. Da ereignete sich, wie Bischof Liudprand von Cremona berichtet, daß sie eines Tages auf einen Priester stießen, der überlaut weinte und schrie. Als sie ihn nach der Ursache seines Kummers fragten, sprach er: „Ich komme aus den Händen der Räuber; mein Pferd, meine einzige Habe, ist mir von ihnen genommen, und sie haben mich zum armen Manne gemacht." Emsig forschten Udo und Konrad darauf weiter, ob und wo er Eberhard und Giselbert gesehen, und sie er-

Digitized by Google

fuhren, jene seien bereits auf dem Rückzuge, ja sie hätten sogar schon den größeren Theil ihres Heeres und ihre Beute bei Andernach wieder über den Rhein gebracht; nur sie selbst, von wenigen Leuten begleitet, seien noch diesseits des Flusses und ganz in der Nähe, wo sie unbesorgt ihr Mahl verzehrten. Da machten Konrad und Udo sich sogleich kampfbereit und eilten nach der bezeichneten Stelle. Sie fanden die Herzoge bei den Freuden des Brettspiels, das sie alsbald verließen, um ein gefährlicheres Spiel zu beginnen. Ein hartnäckiger Kampf, Mann gegen Mann, entspann sich. Eberhard wehrt sich wie ein Held, Wunde empfängt er auf Wunde, aber jede giebt er zurück, bis er endlich zusammensinkt und seinen Geist aufgiebt. Giselbert ergreift die Flucht, mit mehreren Anderen wirft er sich in einen Kahn; doch der Kahn wird überfüllt, sinkt und begräbt ihn mit den Seinen in den Fluthen des Rheins. So endeten die Herzoge von Franken und Lothringen ihren Verrath und ihr Leben, und Giselbert erhielt nicht einmal die Ehre eines christlichen Begräbnisses. Denn die Einen sagen, niemals sei seine Leiche im Flusse gefunden worden; die Anderen, Fischer hätten sie herausgezogen, sie der Waffen beraubt und heimlich verscharrt.

Als sich dies zutrug, stand Otto noch fern bei Breisach am oberen Rhein. Eines Morgens — so erzählt Liudprand weiter — bestieg Otto sein Pferd, um in einer fern liegenden Kirche sein Morgengebet, das er nie versäumte, zu verrichten. Da sah er einen Mann in großer Hast die Straße ziehen, und als derselbe nah und näher kam, erkannte er, es sei ein Bote, und Frohes verkündete sein lautes Jauchzen. Bald kam der Mann heran und brachte die große Kunde von Eberhards und Giselberts Tode. Als Otto die ersten Worte vernommen hatte, gebot er dem Boten zu schweigen, stieg vom Pferde und warf sich auf die Kniee, um dem Herrn zu danken, der ihn abermals so wunderbar errettet hatte. Dann setzte er ruhig den Weg zur Kirche fort.

Breisach und die anderen Burgen ergaben sich, nachdem Eberhards Tod bekannt wurde; der König konnte nach kurzer Zeit den Elsaß und Schwaben verlassen und sich nach Franken begeben. Erzbischof Friedrich kehrte beschämt jetzt zu ihm zurück, da die Mainzer — schon damals bewiesen die Städter am Rhein Anhänglichkeit an das Reich — ihrem treulosen Bischof die Thore gesperrt hatten. Mit gelinder Strafe kamen er und Bischof Rothard davon; auf kurze Zeit

Digitized by Google

entfernte sie Otto aus ihren Städten, aber bald kehrten sie dahin zurück, und der König, der Geistlichkeit weniger abhold als sie ihm, schien schnell zu vergessen, wie diese Bischöfe ihn schmählich verrathen hatten.

Heinrich wollte sich nach dem Ereigniß, das alle seine Hoffnungen vereitelte, nach Chevremont flüchten, aber die eigene Schwester, Giselberts Wittwe, schloß ihm aus Furcht vor Ottos Zorn die Thore. Keine andere Zuflucht blieb ihm als Frankreich, wo König Ludwig sich seiner annahm, der sogar noch einmal einen Einfall in Lothringen wagte. Aber schnell zog ihm Otto von Franken aus entgegen, und sofort trat Ludwig den Rückzug an, auf dem ihm Giselberts Wittwe als Flüchtige folgte. Fast Niemand wagte für den Augenblick in Lothringen dem Sachsen weiteren Widerstand zu leisten. Um König Ludwig im eigenen Reiche zu beschäftigen, erneuerte Otto das Bündniß mit seinem Schwager Herzog Hugo von Franzien, dann zog er über den Rhein und kehrte in sein Sachsenland zurück. Die Feldzüge dieses mühereichen und verhängnißvollen Jahres waren beendet.

Es war ein schweres Jahr gewesen, und um seine Leiden voll zu machen, schloß es mit einem ungemein strengen Winter, dem eine Hungersnoth folgte: und doch war es so reich an Segen für unser deutsches Vaterland, wie wenig andere. Denn in den Stürmen desselben erprobte sich nicht nur die Kraft des jungen Königs, auch in Unwettern sich und sein Volk zu schützen, sondern es zeigte sich zugleich, daß der Baum deutscher Einheit, den König Heinrichs Hand gepflanzt, schon feste Wurzeln geschlagen hatte. Denn wahrlich nicht darum griffen die Herzoge Eberhard und Giselbert und der König Ludwig von Frankreich so oft zu den Waffen, um dem einen Bruder die Krone zu nehmen und sie dem anderen auf das Haupt zu setzen, das heißt nur den Namen des sächsischen Herrn zu wechseln. Was sie auch dem unerfahrenen Heinrich zuflüstern mochten, Eberhard würde niemals, ohne seine und Frankens Selbstständigkeit zu wahren, einen Frieden mit den Sachsen geschlossen haben, Giselbert strebte selbst nach Lothringens Königskrone, und nimmer hätte ohne einen Siegespreis von deutschem Boden Ludwig seine Waffen, wenn er sie glücklich ge-

Digitized by Google

führt hätte, niedergelegt. Es war in der That ein Kampf nicht allein zwischen dem König und den großen Vasallen des Reichs, es war ein Kampf zugleich um die Einheit der deutschen Länder, und Otto verfocht nicht allein *seine* Stellung, er verfocht nicht minder die Zukunft des deutschen Volkes. Jetzt erst konnte die Einheit des Reichs fest und haltbar erscheinen, da sie in diesem Feuer nicht allein geprüft, sondern so gestählt war, daß sie auch ferneren Angriffen zu trotzen vermochte. Wenn das deutsche Reich unter Heinrich fast nur als ein Staatenbund unter einem Oberhaupt mit beschränkten Rechten anzusehen war, so zeigte sich jetzt, daß Otto vor Allem durch ein starkes Königthum den Zusammenhang der deutschen Länder erhalten wollte, daß er eine Gewalt in Anspruch nahm, wie sie keinem andern Könige Europas damals in seinem Reiche zustand.

Von den vier Herzogen, die Otto in Aachen gehuldigt hatten, waren zwei im Kampfe als Empörer überwunden worden, ein dritter war schon vorher in Frieden abgeschieden, hatte aber seine Macht nicht vererben können. Von seiner ursprünglichen Bedeutung hatte das Herzogthum unfraglich in diesen Zerwürfnissen Vieles verloren, und sein Verlust war zum Gewinn für das siegreiche Königthum geworden; nicht *neben*, sondern nur *unter* demselben konnte es sich erhalten. Nicht ohne Einwirkung auf die Verschmelzung der deutschen Stämme blieb es, daß so die Reichsgewalt sich über die Führer der Stämme erhob, und auch das verdient Beachtung, daß das alte Uebergewicht des fränkischen Stammes erst in diesen Kämpfen völlig gebrochen wurde. Fortan standen die Franken nicht mehr *über*, sondern *neben* den Sachsen, Baiern und Schwaben, und nur aus solcher Gleichstellung konnte sich ein wahrhaft nationales Reich in den deutschen Ländern entwickeln.

Gerade Baiern und Schwaben, die sich König Heinrich nur mit Widerstreben unterworfen hatten und bis dahin nur lose mit dem Reiche zusammenhingen, haben damals in gefahrvoller Zeit treu zu dem Königthum gehalten. Otto erkannte dies dankbar und suchte sich auf das Engste mit den Herzogen dieser Länder zu verbinden; die reiche Verlassenschaft Herzog Eberhards kam meistentheils ihnen zu gut.

Schon längst gehörten die Marken am Böhmerwalde, die Gegend an Naab und Regen, die man später die Oberpfalz nannte, zum baierischen Herzogthum; jetzt erhielt Berchthold, der Baiernherzog, auch die

Digitized by Google

Gaue bis zum Main und zum Speßhart, die bis dahin zum Herzogthum Franken gezählt waren, so daß Baiern schon damals diese Landstriche gewann, die es jetzt wieder unter seinem Königsscepter vereinigt. Auch wünschte Otto durch verwandtschaftliche Bande mit Herzog Berchtold näher verbunden zu werden und bot ihm deshalb Giselberts Wittwe Gerberge oder deren eben zu mannbaren Jahren heranreifende Tochter Willetrud zur Ehe an. Berchtold wählte die Tochter und hat sich später mit ihr vermählt. So kam Baiern, das Otto noch vor Kurzem mit einem Heere hatte betreten müssen, allmählich in ein enges Verhältniß zum Reiche, nicht aus Zwang allein, sondern halb willig, halb den Umständen weichend.

Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse Schwabens, dessen Herzog, der fränkische Hermann, Otto in dem Kriege so wichtige Dienste geleistet hatte. Die großen Eigengüter Eberhards fielen besonders ihm, seinem Bruder Udo und seinem Vetter Konrad Kurzbold zu. Sie Alle gewannen durch Eberhards Fall und verbanden sich immer fester dem jungen König, der in ihnen mit Recht fortan Hauptstützen seiner Gewalt sah. Die ausgedehnten Lehngüter Eberhards wurden theils eingezogen, theils der Kirche geschenkt, theils neu vergabt. Einen eigenen Herzog setzte Otto in Franken nicht wieder ein; seitdem galt der König selbst als der geborene Herzog der Franken. Der erste Mann im Frankenland war nach Eberhards Fall Graf Konrad, Werners Sohn, den man den Rothen nannte. Mit den ererbten Grafschaften am linken Rheinufer, um Worms und Speier, verband er reichgesegnete Gaue auf der anderen Seite des Stroms am Main und Neckar. Er stand dem Könige nahe und sollte ihm bald noch um Vieles näher treten.

Schwerer waren die Verhältnisse Lothringens zu ordnen. Wenn man auch der Noth gehorchend sich Otto gebeugt hatte, so war bei dem unruhigen Geist des Volkes doch nicht auf dauernden Gehorsam zu rechnen. Otto übertrug, als er das Land verließ, dem Grafen Otto, Richwins Sohn, dort vorläufig die höchste Gewalt und übergab ihm Giselberts Sohn Heinrich, einen Knaben, der gute Hoffnungen erweckte. Graf Otto fand Arbeit genug im Lothringerlande. Denn Viele regten sich bald wieder gegen die Herrschaft der Sachsen und sammelten sich um Bischof Adalbero von Metz, der sich nie dem Könige gebeugt hatte. Giselberts Neffen Ansfried und Arnald hatten sich zwar im Drange des Augenblicks dem Könige unterworfen, aber sobald dieser den Rücken

Digitized by Google

wandte, weigerten sie sich ihre Burgen auszuliefern. Noch immer hielten sie Chevremont besetzt, und Uebleres hatte man sich von ihnen zu versehen. Da aber half, wie Widukind erzählt, wieder der kluge Graf Immo. „Drei können mehr als Einer," ließ er den Neffen Giselberts sagen, „und wenn wir einig sind, weshalb sollten wir dann den Sachsen dienen? Haben sie euch wohl zu besiegen vermocht? Wie viel weniger werden sie uns mit einander überwinden! Ich freilich habe den Besten der Sterblichen, Herzog Giselbert, der mich von klein an erzogen, mich wie einen Freund geehrt und mir große Macht verliehen hat, unseren gemeinsamen Gebieter, schändlich verlassen und mich mit Lebensgefahr dem Sachsen verbündet. Aber was war mein Lohn? Nur Schimpf und Schande habe ich davongetragen; mit den Waffen in der Hand ist man über mich gekommen und hat mich aus einem freien Manne fast zum Knechte gemacht." Und in der That hatte Immo kurz zuvor eine Fehde gegen die Getreuen des Königs gehabt, war in seiner Burg belagert worden und hatte dieselbe übergeben müssen; aber man meinte, dies Alles seien nur listige Streiche gewesen, um Andere leichter zu täuschen. „Sehet," so ließ er Giselberts Neffen weiter melden, „nun wende ich mich an euch, damit wir zusammen unternehmen, was uns Allen frommt, und daß ihr in meine Treue keinen Zweifel setzt, will ich dir, Ansfried, meine einzige Tochter verloben. Bestimmt also einen Ort, wo wir uns treffen; dort verhandeln wir Alles ohne Zwischenträger am besten." Ansfried und Arnald waren nicht gerade vom weichsten Stoff gemacht und wußten längst, wessen sie sich von Immo zu versehen hatten. Dennoch ließen sie sich überreden und gingen in die Falle. Sie bestimmten Ort und Stunde zu einem Gespräch und erschienen daselbst. Da aber bemächtigte sich Immo, der Bewaffnete in einen Versteck gelegt hatte, ihrer und schickte sie unter sicherer Bedeckung zum König. „Arnald," ließ er ihm sagen, „ist weicherer Art, da bedarf es nicht Ketten und Geißelhiebe; wenn man ihm droht, sagt er Alles, was er weiß. Aber Ansfried ist härter als Eisen; wenn dem die härtesten Foltern etwas entlockten, wäre es viel." Otto hielt sie eine Zeit lang in Haft, dann entließ er sie gnädig. Er sah ein, daß die Ruhe Lothringens vornehmlich davon abhing, daß König Ludwig zum Frieden genöthigt wurde.

Ludwig war ein um so gefährlicherer Gegner, als er sich inzwischen mit Gerberge, Giselberts Wittwe, vermählt und den flüchtigen Heinrich bei sich aufgenommen hatte. Da er so die Seele alles ferneren Wider-

Digitized by Google

stands zu sein schien, rüstete Otto gegen ihn ein großes Heer und drang im Jahre 940 in Frankreich ein. Bis zur Seine rückte er vor, wo Herzog Hugo mit seinen Anhängern ihm in aller Form den Huldigungseid leistete. Aber Ludwig war nicht überwunden. Noch in demselben Winter machte er einen neuen Einfall in Lothringen, und ohne Frieden, nur durch einen Waffenstillstand wurde der Feldzug beendigt. Während des folgenden Jahres hatte Ludwig genug im eigenen Lande zu thun und führte seine Sache zu unglücklich gegen Herzog Hugo, als daß er seine Waffen nach außen hätte wenden können, aber zu einem Friedensschluß mit Otto bequemte er sich auch jetzt noch nicht. Erst gegen Ende des Jahres 942, als die Könige zu Vouziers an der Aisne, wo die Grenzen ihrer Reiche sich berührten, eine Zusammenkunft hielten, wurde der Friede und zugleich ein engeres Freundschaftsbündniß zwischen ihnen geschlossen. Gewiß war es besonders Gerberge, die das Einverständniß zwischen ihrem Gemahl und ihrem Bruder herbeiführte. Auch gelang es Otto seine feindlichen Schwäger bald darauf zu versöhnen. Indem sich König Ludwig an Hugo zu dem Herzogthum Franzien noch das französische Burgund zu verleihen entschloß, erkannte dieser wieder die Oberhoheit Ludwigs an; mit vereinten Kräften hofften beide dann das Küstenland an der unteren Seine, das vor mehr als dreißig Jahren an die Normannen abgetreten war, diesen wieder entreißen zu können. Nachdem die Könige und Herzog Hugo sich versöhnt hatten, tobten allmählich die Stürme in Lothringen aus, und das ganze Land unterwarf sich endlich aufs Neue dem Gebote des Sachsen.

Indessen war auch Heinrich, dessen Herrschsucht vor Allem diese Stürme erregt hatte, zur Ruhe gelangt, aber nicht um einen leichten Preis. Durch schwere Vergehungen und harte Kämpfe führte ihn noch das Leben, bis die verzehrende Leidenschaft in seinem Herzen erstarb. Die schweren Geschicke des Jahres 939 hatten ihn tief gebeugt, aber nicht belehrt und gebessert. Als er alle seine Hoffnungen vereitelt sah und als Flüchtling zu König Ludwig eilte, als Otto dann seine siegreichen Waffen bis in das Herz Frankreichs trug, da dachte er wohl daran seinen Frieden mit dem Bruder zu machen, aber sein Gemüth war doch fern von wahrer Reue. Mehrere Bischöfe legten bei dem König Fürbitte für den Bruder ein, und dieser bot aufrichtig die Hand zur Versöhnung. Gern sah er es, als Heinrich die Waffen vor ihm niederlegte und sich ihm zu Füßen warf. Alles verzieh er ihm und be-

Digitized by Google

hielt ihn nur kurze Zeit bei sich unter strenger Bewachung; bald entließ er ihn gnädig und stattete ihn sogar mit der herzoglichen Gewalt in Lothringen aus. So mochte er hoffen dieses Land und den Bruder zugleich dauernd an sich zu fesseln.

Aber Lothringen war Heinrich nicht genug; die Ansprüche, die er an das Leben machte, wurden in diesem fremden Lande und unter diesem ihm fremden Volke in keiner Weise befriedigt. Er gerieth unmuthig, wie er war, aller Orten in Unfriede, konnte sich schon nach kurzer Zeit in seiner Stellung nicht mehr behaupten und verließ endlich flüchtig das Land. Wie es scheint, mißbilligte Otto das Verhalten des Bruders; er entzog ihm die kaum überantwortete Gewalt und bekleidete mit derselben jenen Otto, Richwins Sohn, der schon vorher das Land verwaltet hatte. Aufs Neue war Heinrichs Ehrgeiz verletzt, aufs Neue entbrannte der kaum bezwungene Haß gegen den Bruder, und die erste Gelegenheit, seine alten verbrecherischen Pläne aufzunehmen, ergriff er mit Hast. Je erbitterter sein Gemüth war, desto unbedachter folgte er einem täuschenden Schimmer der Hoffnung und ließ sich von ihm in das Verderben verlocken.

Unzufriedenheit herrschte seit längerer Zeit, wie Heinrich erfuhr, unter den königlichen Vasallen und Dienstleuten, welche in den östlichen Grenzen Sachsens angesiedelt waren und unter dem Befehl des Markgrafen Gero standen. Unausgesetzt mußten sie im Kriege gegen die Wenden stehen: dieser Krieg war mühevoll und legte viele Entbehrungen auf, und doch fielen die Belohnungen meist kärglicher aus, als man erwartete, da der Tribut von den empörten Wenden nicht regelmäßig beizutreiben war, so daß Gero oft selbst in die größte Noth gerieth. Man verweigerte endlich dem Markgrafen offen den Gehorsam und beschwerte sich bei dem König über seine Strenge und Kargheit. Als sich dieser wie billig des treuen Dieners annahm, wandte sich sofort der Unmuth der Mißvergnügten auch gegen ihn selbst. Kaum wurde dies Heinrich bekannt, so nährte er durch Geschenke und Versprechungen die Unzufriedenheit. Boten liefen hin und wieder, und bald standen hier viele streitbare Männer mit ihm im geheimen Bunde. Heinrich befand sich wiederum an der Spitze eine weit durch Sachsen verbreiteten Verschwörung.

Auch an anderen Orten hatte der König Feinde, die sich jetzt abermals an Heinrich anschlossen. So war selbst der Erzbischof Friedrich von Mainz, der doch kurz zuvor die Gnade des Königs erfahren hatte, Mitwisser um einen Anschlag, der gegen das Leben des Königs gerichtet

Digitized by Google

war. Bei dem nächsten Osterfeste (941), welches der König in dem östlichen Sachsen zu feiern beabsichtigte und wo auch Heinrich sich einstellen sollte, gedachte man den älteren Bruder, den man im offenen Felde nicht zu besiegen vermochte, durch Mord aus dem Wege zu räumen, um den jüngeren auf den Thron zu setzen. Zu einem so schweren Verbrechen bot der erste Bischof des Reichs die Hand, und so verderbte die Herrschsucht die Seele Heinrichs, eines jungen und sonst edler Regungen fähigen Fürsten, daß er nicht einmal vor dem Brudermord zurückschauderte.

Gott schützte den König auch hier. Der höllische Plan blieb lange im Dunkeln, wurde aber zuletzt doch verrathen. Die Verschworenen sammelten sich zu Quedlinburg um den König, der schon ihre Absicht kannte, aber durch die Schrecken des Gerichts die Würde des Festes nicht beeinträchtigen wollte. Ruhig feierte er Ostern in gewohnter Weise, nur ließ er sich Tag und Nacht von getreuen Vasallen umgeben. Erst als die festlichen Tage vorüber waren, wurden die Verschworenen, welche die Vorsichtsmaßregeln des Königs bereits mit Besorgniß erfüllt hatten, zusammt ergriffen. Die Meisten von ihnen fanden den verdienten Tod nach dem Gesetz durch Henkershand. Erzbischof Friedrich, den nur sein heiliges Amt vor gleicher Strafe schützte, wurde dem Abte zu Fulda zu strengem Gewahrsam übergeben; auch Andere ließ der König in ähnlicher Weise bestrafen. Heinrich rettete sich durch die Flucht; Niemand wußte einige Zeit, wo er lebte.

Der scheußliche Anschlag war mißglückt, und bald dankte wohl Heinrich selbst auf das Innigste Gott, daß er das Leben des Bruders geschützt hatte. Denn in diesen Tagen bitterster Noth fand endlich die Reue Eingang in Heinrichs Seele. Er stellte sich in Person dem Bruder, als dessen Gemüth durch die Bitte der Mutter und die Verwendung der Bischöfe erweicht war. Otto verzieh auch diesmal. „Du hast meine Gnade nicht verdient," sagte er zu ihm, „da du aber dich demüthigst, will ich kein Leid dir zufügen." Er ließ ihn nach der königlichen Pfalz zu Ingelheim am Rhein bringen und dort streng bewachen. Aber unerträglich waren dem Jüngling, dem königliches Blut in den Adern rollte, die enge Haft und die Strenge der Wächter; ihnen zu entgehen schien ihm kein Schritt zu gewagt. Heimlich bei Nacht, nur von einem Geistlichen begleitet, verließ er Ingelheim und wandte sich nach Frankfurt, wo Otto das Weihnachtsfest feierte. Als nun hier im Dome in der Frühe des Christtags die himmlischen Lieder den König umtönten, sah

Digitized by Google

er seinen Bruder im härenen Gewande mit entblößten Füßen sich vor ihm auf den eisigen Boden werfen; abermals hörte er aus seinem Munde, und diesmal aus tiefster Seele, die Bitte um Gnade. Noch hallte in Ottos Herzen der Gesang der Himmlischen wieder: „Friede auf Erden!“ — und so verzieh er auch diesmal dem Bruder und tilgte ganz dessen Schuld, obwohl er ihm nach dem Höchsten, was ihm Gott verliehen, nach seiner Krone, ohne vor irgend einem Frevel zurückzubeben, gestanden hatte. Der König erhob seinen Bruder vom Boden und gab ihm die Freiheit.

Dieser Weihnachtstag des Jahres 941 war das schöne Versöhnungsfest Ottos und Heinrichs: von diesem Tage an haben sie wahrhaft wie Brüder gelebt, und man hat nachher gesungen und gesagt von ihrer Liebe und Eintracht. Heinrich schien seitdem völlig umgewandelt, seine Herrschsucht wurde mindestens Otto gegenüber zur tiefsten Ergebenheit; es war als ob er sein ganzes Bestreben nur dahin richte, die Absichten seines Bruders zu unterstützen und den Willen desselben zu erfüllen. Jetzt gediehen auch seine bedeutenden Gaben dem Vaterlande zum Heil, die vorher so viel Unsegen über dasselbe verbreitet hatten. Große Vergehen suchte er durch große Verdienste im Herzen des Bruders vergessen zu machen. Fortan wollten die Brüder stets Ein und Dasselbe, und man hat bald gemeint, es sei als ob sie zusammen das Reich regierten.

9.

Befestigung der königlichen Gewalt.

Die Stürme, welche die Herrschaft Ottos und mit ihr die Einheit des Reichs bedrohten, hatten ausgetobt; ruhigere Zeiten traten ein, in denen auf friedliche Weise für die festere Einigung der deutschen Stämme zu *einem* Volke sich wirken ließ. Die königliche Macht erhob sich wieder in den deutschen Ländern, ihres Namens und ihrer Bedeutung würdig, über alle anderen Gewalten, und mit je festerer Hand der junge König die Zügel des Regiments führte, desto enger schürzten sich die Bande der deutschen Stämme, desto mehr erstarkte der Glaube an die Dauer des einigen Reichs.

Digitized by Google

Es war ein neues Reich, das Heinrich und Otto begründet hatten, aber es knüpfte doch, wie wir wissen, an jenes fränkische an, von dem es auch den Namen beibehielt. Hatte sich schon Heinrich als den unmittelbaren Nachfolger der Karolinger betrachtet, so that dies Otto noch in bei weitem höheren Maße. An dem Kaisersitz Karls des Großen hatte er sich huldigen und krönen lassen; die volle Regierungsgewalt der fränkischen Könige sah er gleichsam als eine Erbschaft an, die ihm mit seiner Erhebung zufiel. Niemals hat er gewiß daran gezweifelt, daß die Capitularien Karls und seiner Nachfolger noch in voller Rechtskraft beständen, wie er denn nach fränkischem Recht den Hochverrath und Landfriedensbruch mit dem Tode bestrafte. Wenn aber auch die Capitularien als allgemeines Reichsrecht galten, so konnte ihre Anwendung doch nur eine sehr freie sein. Denn wie hatten sich doch gerade die Verhältnisse, welche die Capitularien besonders in das Auge faßten, so völlig geändert! Die Beschickung der einzelnen Theile des Reichs durch Königsboten hatte aufgehört, die Immunitäten, d. h. die gefreiten Besitzungen der Kirche und der weltlichen Großen, hatten eine früher kaum geahnte Ausdehnung gewonnen, das Vasallenthum war zu einer selbstständigeren Stellung gediehen, die Grafen standen durch die Erhebung der herzoglichen Gewalt der Krone ferner als früher, die Wehrkraft des Volkes endlich beruhte schon mehr in dem Vasallenheer als in dem Heerbann. Die Capitularien hätten einer vollständigen Revision unterworfen oder doch vielfach ergänzt werden müssen, um sie den neuen Verhältnissen anzupassen.

Für die ganze weitere Entwicklung des Reichs ist es nun von den wichtigsten Folgen gewesen, daß weder das Eine noch das Andere erfolgte. Denn nicht durch viele neue und am wenigsten durch geschriebene Gesetze herrschte der Sachse. Wahrlich kein blinder Zufall ist es, daß so Weniges von geschriebenem Recht aus jener Zeit vorliegt. Es ist ein scharfes Kennzeichen dafür, wie das neue Reich sich mehr auf rein deutscher Grundlage erbaute, daß das geschriebene Reichsrecht sogleich durch das Gewohnheitsrecht zurückgedrängt wurde und jenes sich bald nur so weit noch behaupten konnte, als es bereits in Fleisch und Blut des Volkes eingedrungen war; selbst noch in einer späteren Zeit, wo das geschriebene Recht wieder zu größerer Geltung kam, erhielt sich der Grundsatz, daß das Reich mehr nach dem alten Brauche der Väter als nach geschriebenen Gesetzen regiert werde. Und wie mit den Capitularien, erging es mit den geschriebenen Volksrechten; auch sie, dem Volke

Digitized by Google

schon wegen der Sprache fremd, kamen allmählich in Vergessenheit. Ueberall trug das ungeschriebene Herkommen den Sieg über das geschriebene Gesetz davon. Gewohnheit und Sitte wurden wie in den öffentlichen, so auch in den Privatverhältnissen abermals die wichtigsten Quellen des Rechts. Nur im Sinne und Herzen des Volkes lebte das Recht der Vorfahren fort, und wie es hier tiefe Wurzeln schlug, trieb es aus sich selbst frische Sprossen und verjüngte sich immer von Neuem.

Alles Gericht wurde damals noch öffentlich gehalten. Das Landgericht hegten die Herzoge, das Gericht in den Gauen und Hundertschaften die Grafen des Königs oder ihre Unterbeamten, in den Immunitäten die Herren oder ihre Vögte und Meier; dem Lehnsgericht saß der Lehnsherr, dem Hofgericht der Hofherr vor. Wie in dem Gericht über die freien Männer nicht des Königs Richter das Urtheil sprach, sondern die rechtskundigen Schöffen von vollfreier Geburt es fanden und der Umstand, d. h. die dem Gericht außer den Schöffen beiwohnenden Freien, mit ihrem Rath die Urtheiler unterstützten und ihren Spruch belobten oder tadelten, so bildeten sich ähnliche Formen des Verfahrens auch in den anderen Gerichten aus; überall zeigt sich der Richter von rechtskundigen Männern aus dem Stande der Parteien umgeben, und überall nimmt das Volk noch an der Verhandlung einen unmittelbaren Antheil. Kein kunstreiches, fremdes Recht war es, das unverstanden über dem Volke und seinem Thun waltete. Recht und Gesetz waren noch nicht in die Schreiberstuben gebannt, aus denen unsere Zeit sie mit großer Mühe und geringem Erfolge zu befreien sucht, sondern mit Sitte und Herkommen waren beide innig verbunden, Jedem vertraut, zu allen Zeiten gegenwärtig, mit dem ganzen Dasein des Volkes innerlichst verwachsen. So entwickelte sich das Königsrecht, die Volksrechte, die Lehn- und Dienstrechte nach Sitte und Herkommen frei in der größten Mannigfaltigkeit.

Die Einwirkung des Königs auf die Rechtsentwicklung mußte unter diesen Umständen eine sehr beschränkte sein. Nur wenn das Gewohnheitsrecht unsicher war, wurde die Entscheidung des Königs mit Nothwendigkeit gefordert. Waren die Schöffen in ihrer Mehrheit des Rechts nicht weise oder wurde ihr Spruch angefochten, so mußte die Sache an ein anderes Gericht und, fand sich sonst nirgends Rath, zuletzt an den König gebracht werden. Aber selbst dann entschied er nicht nach eigener Willkür, sondern bestellte Schöffen, um unter seinem Vor-

Digitized by Google

sitz das Urtheil zu finden. Waren auch sie des Rechts nicht weise, so war es Sitte, Schiedsrichter zu ernennen, die aus freier Willkür eine Entscheidung trafen. Wie widerwillig aber Otto zu dieser Auskunft schritt und lieber einen anderen Ausweg vorzog, zeigt eine Streitfrage, die auf dem Reichstage zu Steele im Jahre 938 verhandelt wurde.

Man stritt darüber, ob wenn ein Erblasser neben Söhnen auch Enkel von bereits verstorbenen Söhnen hinterließe, die letzteren in die Stelle ihrer Väter träten und so mit ihren Oheimen erbten oder nicht. Ursprünglich hatte das deutsche Recht die entfernteren Glieder der Sippe, so lange nähere am Leben waren, ausgeschlossen, doch waren schon unter den Merovingern in Austrasien zu Gunsten der Enkel in diesem Falle besondere Bestimmungen getroffen worden; seitdem scheint das neue Recht mit dem alten gekämpft zu haben. Man verlangte jetzt eine Entscheidung von Otto, und dieser legte die Sache dem auf dem Tage zu Steele versammelten Volke vor. Man beschloß hier die Sache solle durch Schiedsrichter entschieden werden. Aber Otto wollte nicht, daß angesehene und erfahrene Männer durch einen Spruch, der mit Nothwendigkeit vielfache Interessen verletzte, einer übeln Behandlung ausgesetzt würden: deshalb wies er den Beschluß der Versammlung zurück und stellte die Entscheidung der Allweisheit Gottes anheim. Durch einen Kampf, in dem man Gottes Gericht sah, beschloß er die Frage zum Austrag zu bringen. Im Kampfe siegten die Streiter für die Enkel, und es wurde demnach gesetzlich für ewige Zeiten bestimmt, daß die Enkel in die Stelle ihrer verstorbenen Väter treten und mit den Oheimen das Erbe theilen sollten. So ist es denn auch meist nachdem in den deutschen Ländern gehalten worden, obwohl an vielen Orten sich die uralte Sitte zum Nachtheile der Enkel später von Neuem festsetzte.

In einer Zeit, die Himmel und Erde so fern von einander gerückt hat, wie man in jenen Tagen sie nahe verband, hat man Ottos Verfahren in dieser Sache vielfach als ungeschickt und barbarisch gescholten*): aber doch war durch und durch deutsch, daß er jede willkürliche Ent-

*) Justus Möser, ein deutscher Mann, wie es wenige gegeben hat, ein Mann zu gleich von altsächsischer Art und Sitte, hat Ottos Beweggründe zu würdigen gewußt; er bewundert es als ein Denkmal der deutschen Freiheitsliebe und des großen Gefühls von Ehre, daß Otto so und nicht anders handelte. Patriotische Phantasien. IV. S. 153.

Digitized by Google

scheidung eines Rechtsgrundsatzes abwies, wie es tief in seiner sächsischen Natur beruhte, daß er die Entscheidung gerade durch den Kampf wählte. Sahen die Germanen von jeher im Zweikampfe ein Gottesurtheil, so hatte diese Vorstellung sich besonders bei den Sachsen erhalten. Es konnte damals und noch später jeder freie Sachse, wenn er das Urtheil der Richter gescholten hatte, zu dem Könige ziehen und dort selbst sieben seiner Genossen gegen andere sieben seine Sache im Kampfe durchfechten; eben so diente den Sachsen häufig der gerichtliche Kampf als Beweismittel, um die Ungerechtigkeit einer Beschuldigung oder die Wahrheit einer Behauptung darzuthun. Otto handelte also in dem Sinne und nach den Vorstellungen seines Volkes sowohl in diesem Falle, wie in einem späteren, wo er den gerichtlichen Zweikampf in Italien gegen die bereits erstorbene Sitte gesetzlich wieder einführte und dadurch viel dazu beitrug, daß derselbe sich in der Folge über das Abendland abermals weiter und weiter verbreitete. Wie man jetzt auch über das Kampfgericht denken mag, die häufige Anwendung desselben zu jener Zeit beweist, daß man lieber sein gutes Recht dem allmächtigen Gott als der Willkür der Menschen anheim stellte und daß selbst der König sich nicht als Herr des Gesetzes ansah. Wo Sitte und Herkommen das Recht nicht wiesen, unterstellte man sich dem Urtheil des Weltrichters.

So wenig Einfluß der König hiernach auf die Rechtsbildung und Rechtsentwicklung in seinem Reiche hatte, so sehr sah man es dagegen als seine Aufgabe an, darüber zu wachen, daß Jedem sein gutes Recht werde und die Richter Niemandem Gewalt thäten. Je geneigter die Zeit zu Gewaltthaten war und je freieren Spielraum der Mangel des geschriebenen Rechts dem Frevler ließ, desto mehr bedurfte das Recht des starken Schutzes der königlichen Macht. Unaufhörlich saß der König selbst zu Gericht, sei es um über Reichsfürsten und Reichsvasallen zu richten, sei es weil seine Hülfe von niederen Leuten angerufen wurde. Die Sicherung der althergebrachten Rechte, die Wahrung des Landfriedens, der Schutz der Kirche und der Hülflosen wurden nächst der Kriegsführung als die wichtigsten und wesentlichsten Pflichten des Königs angesehen. Aus seiner Stellung als oberster Gerichtsherr, Kriegsherr, Schutzherr der Kirche flossen alle die einzelnen Rechte und Befugnisse, die er, neben seiner oberlehnsherrlichen Gewalt über die Vasallen, über die Gesammtheit des Volkes übte.

Ueber den Umfang der königlichen Rechte war des Streits nicht

Digitized by Google

wenig, aber innerhalb des der Reichsgewalt einmal eingeräumten Gebiets waltete der König in freier Macht nach eigener Entschließung, ohne irgend durch hemmende Fesseln und Formen beschränkt zu sein. Wir finden keine regelmäßigen Reichs- und Kirchenversammlungen mehr, wie in den Zeiten der Karolinger, die Ordnungen des Hofes verlieren ihre strenge Geschlossenheit, der Staatsrath verschwindet; auch die Provinzialverwaltung wird eine ungebundenere, da an die Stelle der Königsboten neben die Herzoge und Pfalzgrafen in gewissem Sinne der König selbst tritt. Die ganze Regierung Ottos trägt, wie schon die seines Vaters, einen vorwiegend persönlichen Charakter, und so eng sich sonst die Ordnungen des neuen Reichs an die des fränkischen anschlossen, zeigte sich doch auch in dieser freieren Stellung der königlichen Person eine Rückkehr zu dem altgermanischen Wesen. Nach freier Wahl zieht der König Männer seiner Gunst und seines Vertrauens an seinen Hof, mit denen er die Angelegenheiten des Staates berath und entscheidet. Aus ihrer Mitte erwählt er seine Grafen uud Bischöfe; ihnen ertheilt er nach ihren Verdiensten um das Reich und seine Person die erledigten Reichslehen; sie erhalten die ausgedehntesten Privilegien oft in Anerkennung der allerpersönlichsten Dienste. Der König erscheint inmitten dieser seiner Großen fast nicht anders, als ein alter Gefolgsherr unter seinen Mannen.

Die Reichsverwaltung hat keinen anderen festen Mittelpunkt, als unmittelbar in der Person des Königs; der Hof selbst hat keine bleibende Stelle. Wo der König weilt, da ist das Reichsregiment und der Hof. Wenn sich Otto auch am liebsten auf seinen Burgen am Harz, am Kyffhäuser und in der goldenen Aue aufhielt, so finden wir ihn doch selten lange dort rasten. Ueberall durch das weite Gebiet seiner Herrschaft lagen seine Pfalzen zerstreut, und von einer Pfalz zieht er zur anderen. Sein Haus ist aller Orten in den deutschen Landen, und überall will er selbst sehen und selbst entscheiden, was in seinem Hause vorgeht; wo ein Feind an den Grenzen droht, wo sich ein Aufruhr regt, wo eine gewichtige Entscheidung in Staat und Kirche zu treffen ist, ist er selbst sogleich zur Stelle. Ein unruhiges und unstätes Dasein hat er so zu führen, aber dies rastlose Wanderleben, das die Person des Königs allen Stämmen gleich nahe bringt, hat unfraglich viel dazu beigetragen, die Einheit des Reichs zu befestigen.

Einen besonderen Glanz pflegte der König um seine Person an

Digitized by Google

den hohen kirchlichen Festen zu entfalten, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Da strömten die hohen geistlichen Würdenträger an seinen Hof und gaben durch ihre Gegenwart der heiligen Festfeier eine besondere Weihe; mit reichen Geschenken kamen die Herzoge und Grafen zu ihrem Lehnsherrn und beeiferten sich ihre Ergebenheit ihm an den Tag zu legen; abhängige Fürsten der umwohnenden Völker brachten Tribut dar und beugten ihr Haupt dem gefürchteten Oberherrn; Gesandte befreundeter Könige erschienen von nahe und fern und fesselten durch die seltenen Gaben, die sie dem Könige zu Füßen legten, wie nicht minder durch ihre fremde Sitte und Sprache die Aufmerksamkeit der herbeieilenden Menge. Ein fröhliches und buntes Leben entfaltete sich da am Hofe, wo er auch weilen mochte. Feste drängten sich an Feste, Gelage an Gelage. Viel Kurzweil wurde getrieben, aber man erwog auch die ernstesten Dinge, und oft nach alter Sitte bei den Freuden des Mahles. Ueber Krieg und Frieden wurde entschieden, Verträge mit fremden Königen und Völkern geschlossen oder gelöst, Bischöfe und Grafen ernannt, neue Belehnungen und Privilegien ertheilt, wie auch meist das Fürstengericht mit diesen Hoftagen verbunden wurde.

Indem der König die an den hohen Festen ihn gerade umgebenden Großen über die wichtigsten Reichsgeschäfte zu Rathe zog, traten die Hoftage gewissermaßen an die Stelle der Karolingischen Reichstage: aber Alles hatte den freiesten, ungebundensten Gang, und viel fehlte daran, daß die festen Formen jener Reichsversammlungen auf die Hoftage übergingen. Mehr mochte sich von diesen Formen auf den allgemeinen Reichstagen erhalten haben, zu denen zuweilen die Großen aus allen deutschen Ländern berufen wurden. Aber nur wenn es sich um einen langwierigen Kriegszug, um wichtige Rechtsbestimmungen oder die Ordnung der Nachfolge im Reiche handelte, scheinen sie zusammengetreten zu sein, und auch dann wurden die Verhandlungen, wie wir glauben müssen, nicht aufgezeichnet; mindestens sind keine Reichstagsverhandlungen aus jener Zeit auf uns gekommen. Wir wissen daher auch wenig oder Nichts von der Weise, wie die Berathungen geführt sind. Häufiger traten dagegen auf den Befehl des Königs entweder in einzelnen deutschen Ländern oder im ganzen Reiche Kirchenversammlungen zusammen, die bei dem geistlich-weltlichen Charakter der Herrschaft nicht selten auch über die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu berathen hatten oder mit Reichs- und Hoftagen verbunden wurden. Der König pflegte dann gewöhnlich selbst in

Digitized by Google

der Mitte der Bischöfe zu erscheinen und hatte auf den Gang der Verhandlungen einen entscheidenden Einfluß. Hier herrschten strengere, durch das Herkommen geheiligte Formen der Berathung, die Verhandlungen wurden aufgeschrieben und sind uns zum Theil noch erhalten.

Obwohl sich das königliche Regiment innerhalb der ihm eingeräumten Grenzen mit einer großen Freiheit bewegte, war Ottos Königthum doch nichts weniger als unbeschränkt. Denn je unbestimmter die Grenzen der königlichen Gewalt noch waren und je weiter sie der hochstrebende Fürst auszudehnen suchte, um so mehr suchten die widerstrebenden Elemente sie zu verengen. Das Gefühl für die Einheit des Reichs war im Volke doch bei weitem nicht so lebendig, wie das noch vor Kurzem so mächtig wieder erwachte Stammesinteresse, das seiner Natur nach einer starken Reichsgewalt widerstrebte; der hohe weltliche Adel trachtete nach der Erblichkeit seiner Lehen und nach einer völlig selbstständigen Gewalt in seinem großen Besitz; die Geistlichkeit, wenn sie auch zeitweise sich eng an die Krone anschloß, um sich vor den Gewaltthaten des Adels zu retten, hatte doch ihre hierarchischen, der Reichsgewalt feindlichen Ideen keineswegs aufgegeben, und ob sie schon von dem Versuch den Staat von sich abhängig zu machen für den Augenblick abstehen mußte, verlangte sie doch eine möglichst unabhängige Stellung in Bezug auf ihre geistlichen, wie ihre weltlichen Gerechtsame — überall mußte ein König, der mit der Reichsgewalt Ernst machte, auf die größten Hemmnisse stoßen.

Da keine Staatsverträge die gegenseitigen Rechte des Königs und der Reichsstände, der Kirche und des Staates feststellten, war es kein Rechtsstreit, den der König hier mit dem Adel und der Geistlichkeit führte, sondern lediglich eine Machtfrage, die zwischen ihnen stets in der Schwebe blieb und die weder durch geistige Waffen noch durch Gewalt zur letzten Entscheidung gebracht werden konnte. Denn nachdem Adel und Geistlichkeit unter den letzten Karolingern eine nur zu große Bedeutung gewonnen hatten und das Erbreich anerkanntermaßen ein Wahlreich geworden war, konnte es der Reichsgewalt nicht mehr gelingen, die geistliche und weltliche Aristokratie in das frühere Dienstverhältniß zurückzubringen; beide hatten vielmehr eine vom Königthum unabhängige Machtstellung errungen, aus der sie niemals mehr ganz sich verdrängen ließen. Aber andererseits hatte doch auch die Noth der Zeit den deutschen Völkern gezeigt, daß sie ohne eine gesicherte Königsherrschaft die sichere Beute ihrer Feinde seien: das Königthum war

Digitized by Google

also als eine Nothwendigkeit von Neuem erkannt worden, und noch mehr dadurch als durch den großen Sieg über die Herzoge war seine Zukunft gesichert. Der Widerstreit der Interessen, der Kampf um die Grenzen der gegenseitigen Rechte ließ sich daher zwischen der Krone und dem Adel, zwischen der Reichsgewalt und den lokalen Mächten niemals endgültig schlichten, sondern mußte sich nach der ganzen Lage der Dinge verewigen.

Otto stand Anfangs in diesem Kampfe nicht in der günstigsten Stellung. Außer den Kräften, welche ihm Sachsen darbot, waren die Hülfsmittel des Reichs nicht so sehr in seinen, wie in den Händen seiner Gegner; er fand seine Widersacher gerade in denen, die seine Diener und die Vollstrecker seiner Befehle sein sollten; die hohen Würdenträger, die vornehmsten Beamten des Reichs selbst waren es, in denen sich der Widerstand des Adels zusammenfaßte. Diese Beamten waren zugleich mächtige Herren mit eigenem Besitz und großem Reichthum, auf deren Gütern zahlreiche Hintersassen und Hörige wohnten; in ihren Vasallen und Ministerialen besaßen sie ein großes Kriegsgefolge und verfügten ohne große Schwierigkeit über alle Streitkräfte ihrer Amtsbezirke; überdies waren sie es vornehmlich, welche die Krone dem Könige gegeben hatten und nach seinem Tode wieder über dieselbe geboten. Sehr ähnlich war die Stellung der Geistlichkeit dem Könige gegenüber, und außer anderen Vortheilen ihres Standes besaß sie in dem geheiligten Ansehen desselben eine furchtbare unwiderstehliche Waffe.

Karl der Große hatte die Macht des Adels durch Hebung des freien Standes zu beschränken gesucht; seine Bestrebungen waren ohne nachhaltigen Erfolg geblieben, und unmöglich war es für Otto, zu demselben Mittel zu greifen. Denn die Zahl der mittleren und kleinen freien Gutsbesitzer schmolz sichtlich auch in den deutschen Ländern Wenn die alte Gauverfassung auch erhalten war und sich noch länger erhielt, wurde doch die Ausdehnung der Immunitäten immer größer und größer; die Kriegsmacht des Reichs beruhte gar nicht mehr überwiegend auf dem Heerbann, sondern auf den berittenen Vasallenschaaren, und König Heinrich selbst hatte eine Gestaltung des Kriegswesens angebahnt, welche die alte Gemeindefreiheit eher schwächen als kräftigen mußte. Was man damals *das Volk* nannte, war doch schon vorzugsweise der waffentragende Theil der Bevölkerung, jene Klassen, welche der Lehnsverband umfaßte. In dem Stande der niederen Freien war also Otto kein

Digitized by Google

ausreichender Schutz mehr gegen den Adel gegeben: es blieb ihm vorläufig kaum ein anderes Mittel, seine königliche Macht zu behaupten, als seine Gegner in ihren Interessen zu spalten, den Adel durch den Adel, die Geistlichkeit durch die Geistlichkeit zu bekämpfen. Nur durch Bildung einer starken, ganz mit dem Königthum verwachsenen Partei unter Adel und Klerus ließ sich, wie es schien, die Macht der Krone halten und heben.

Noch immer schlossen sich alle gegen die Einheit des Reichs und die königliche Gewalt gerichteten Bestrebungen vorzüglich an das Herzogthum an. Alle provinziellen und localen Interessen, so tief in dem deutschen Wesen wurzelnd, waren dem Herzogthum verbündet, nicht minder alle Elemente des Adels, die nicht unmittelbaren Vortheil oder Gewinn an Ehre im Dienste des Königs fanden; selbst die hohe Geistlichkeit trug jetzt, wie sich zeigte, wenig Bedenken sich dem lange befehdeten Herzogthum zu nähern, wenn sie königlicher Uebermacht entgegentreten zu müssen meinte. Daher war es von der äußersten Wichtigkeit, welche Stellung das Herzogthum einnehmen würde, nachdem es im Jahre 939 eine so gewaltige Niederlage erlitten hatte.

Der wiederholte Aufstand der Herzoge hatte dem Könige gleich im Anfange seiner Regierung hinreichend gezeigt, daß eine starke Reichsgewalt mit jener Fülle der Selbstständigkeit, die Heinrich den Herzogen eingeräumt hatte, nicht dauernd bestehen könne: es war deshalb nicht anders zu erwarten, als daß Otto seinen Sieg benutzen würde, um eben so die königliche Macht zu erweitern, wie die der Herzoge zu schmälern. Denn das Herzogthum ganz zu beseitigen und damit auf die Bahn König Konrads zurückzukehren, dazu besaß er weder die Macht, noch erlaubte es ihm seine eigene Stellung, die ja im Wesentlichen noch auf der herzoglichen Gewalt in Sachsen beruhte. Aber er konnte das Herzogthum durch sein persönliches Auftreten in den deutschen Ländern verdunkeln und zurückdrängen, dasselbe in seinen Befugnissen beschränken und durch Einsetzung neuer Beamten überwachen, endlich seine Selbstständigkeit durch die Belehnung ihm auf das Engste verbundener Männer mindern, und keinen Augenblick nahm er Anstand alle diese Wege zu betreten.

Nur in Franken hob Otto, wie wir sahen, das Herzogthum völlig auf, indem er es mit der Krone vereinigte. Es mußte für ihn von unermeßlicher Wichtigkeit sein, den Stamm, der so lange die Herrschaft

Digitized by Google

über die deutschen Länder geführt hatte und der so stolze Erinnerungen nährte, ohne einen selbstständigen Führer zu lassen. Aber nur dadurch wurde ihm die Aufhebung dieses Herzogthums möglich, daß er die noch lebenden Glieder der Konradinischen Familie ganz in sein Interesse zog und die anderen aufstrebenden fränkischen Großen nach anderen Seiten beschäftigte. Die übrigen Herzogthümer blieben bestehen, aber davon war freilich keine Rede mehr, daß die Herzoge die wichtigsten Rechte des Königs selbstständig übten, wie es noch unter Heinrich geschehen war. Das Recht über Krieg und Frieden lag nicht mehr in ihrer Hand, es sei denn, daß es den Schutz der Reichsgrenzen gegolten hätte; der Herzog von Baiern verlor jenes einst ausdrücklich bedungene Recht, die Bischofsstühle in seinem Lande zu besetzen. Ueberdies wurden in allen Provinzen mit Ausnahme Frankens nach und nach Pfalzgrafen bestellt. Sie dienten zur Beaufsichtigung der Reichsgüter und Rechtseinkünfte, zur Gewährung der Rechtshülfe an Stelle des Königs und überhaupt zur Beaufsichtigung und Ueberwachung der Herzoge und Grafen. Die Pfalzgrafen waren nichts Anderes, als die Statthalter des Königs in den Provinzen; die Vertretung des Reichs lag ihnen ob gegenüber den provinziellen Interessen, welche der Natur des Herzogthums nach dieses immer beherrschten. War der Pfalzgraf einst im Mittelpunkt der Monarchie der Beisitzer und Stellvertreter des Königs im höchsten Gerichte gewesen, so wurde er jetzt dessen Statthalter in den einzelnen Ländern, die sich aus dem Ganzen gelöst und dann wieder zusammengeschlossen hatten, ohne deshalb ihre Selbstständigkeit ganz zu verlieren. Zunächst stand der Pfalzgraf dem Herzoge als überwachender Beamter des Reichs gegenüber. Franken hatte keine besondere Pfalzgrafschaft, weil dort kein selbstständiges Herzogthum mehr bestand.

Vor Allem aber war der König bedacht ihm ganz ergebene Männer mit der herzoglichen Gewalt zu bekleiden. Wenn es früher scheinen konnte, als ob das Herzogthum theils auf Erbrecht, theils auf Volkswahl beruhe, so nahm Otto von Anfang an die freie Besetzung desselben als ein unveräußerliches Recht der königlichen Gewalt in Anspruch und hat es niemals geduldet, daß ihm dies Recht bestritten werde. So verlieh er im Jahre 938 das Herzogthum Baiern, sodann Lothringen nach eigener Wahl, und wesentlich in gleicher Weise verfuhr er in der Folge, wenn er auch später gegen Erbansprüche größere Schonung übte.

Der Herzog Otto von Lothringen starb im Jahre 944, bald dar-

Digitized by Google

auf der junge Heinrich, Giselberts Sohn. Das Land bedurfte eines neuen Herzogs, und der König sah sich unter seinen Großen um, wem er die Obhut über das unruhige Volk anvertrauen könnte. Seine Wahl fiel nicht auf einen Lothringer, sondern einen Franken, auf jenen Konrad den Rothen, der ihm im Kampfe gegen die Herzoge so wichtige Dienste geleistet hatte und damals der Erste in seiner Gunst war. Es lag etwas Trotziges in der Art dieses Mannes; aber es war der Trotz, der begabten Naturen nicht selten eigen ist und oft ein Zeichen inneren Werthes scheint, den man am leichtesten verzeiht, wenn er mit so viel Mannhaftigkeit und Klugheit sich paart, wie sich in Konrad fanden. Im Lager und daheim galt er viel bei seinen Genossen; denn er war umsichtig im Rath, rasch in der That, ein Kriegsmann, der seines Gleichen suchte. Wenn Einer, schien er der Mann, dies unruhige Volk der Lothringer zu bändigen; überdies stießen seine Grafschaften am Rhein und an der Nahe unmittelbar an das Lothringerland. Konrad erfüllte auf das Beste die in ihn gesetzten Hoffnungen; er beruhigte bald das weite ihm übertragene Gebiet und stieg dadurch so hoch in der Gunst des Königs, daß dieser ihm vier Jahre später seine Tochter Liutgarde, als sie zu mannbaren Jahren heranreifte, zur Ehe gab.

Im Jahre 945 wurde auch in Baiern das Herzogthum abermals erledigt. Am 23. December starb Herzog Berchthold, nachdem er treue Dienste dem sächsischen Hause geleistet und die Ungarn, als sie Baiern abermals angegriffen, bei Wels an der Traun (12. August 944) tapfer zurückgeschlagen hatte. Er hinterließ nur einen unmündigen Sohn, dem Otto das Herzogthum nicht übertragen wollte. Da verwandte sich Mathilde, die königliche Mutter, für ihren unglücklichen Sohn Heinrich; sie bat den König, er möchte nun seines Bruders gedenken, der so unsägliche Leiden erduldet. Otto gewährte ihre Bitte, und Heinrich, der ohnehin durch seine Gemahlin Judith, die durch Schönheit und Geist glänzende Tochter Herzog Arnulfs, dem Baiernlande nicht fern stand, wurde mit der herzoglichen Fahne von Baiern belehnt. Abermals wurde eine bedeutende Macht in seine Hände gelegt, die so oft frevelnd nach der Krone getrachtet hatten. Aber nie hat es Otto zu beklagen gehabt, nie täuschte Heinrich fortan das Vertrauen des Bruders. Heinrich stand noch in den Jünglingsjahren, und seine Seele dürstete nach Thaten; er verlangte danach dem Namen seines großen Vaters Ehre zu machen

Digitized by Google

und jene großen Fehle gegen den Bruder in Vergessenheit zu bringen, deren man nur zu gut noch in den deutschen Landen gedachte. Jetzt fand er die Stelle, wo er seine Thatkraft im löblichen Streben bewähren konnte; gegen die Feinde des Reichs innen und außen stand er, ein unermüdlicher Kämpfer, stets auf der Wacht. „Die Eintracht der Brüder," sagt Widukind, „wurde bald auf dem ganzen Erdkreis gepriesen; einmüthig erweiterten sie das Reich, bekämpften sie die Feinde und herrschten sie über ihr Volk."

So änderte sich freilich die Stellung der Herzoge bedeutend. Wenn sich auch das Herzogthum und mit ihm die Besonderheit der deutschen Länder unter dem Königthum erhielt, so waren doch jene alten Nationalherzoge nicht mehr, die aus den einzelnen Stämmen selbst hervorgegangen als Vertreter derselben sich der Krone halb gezwungen, halb freiwillig unterworfen hatten. Die Herzoge dieser Zeit gehörten den Ländern, an deren Spitze sie standen, gar nicht oder nur durch ihre Frauen an und waren fast alle von dem neuen Könige gesetzt, mit dessen Macht die ihrige eng verbunden war. Ueber Lothringen und das Schwabenland herrschten fränkische Männer, während Franken selbst unter dem Könige aus sächsischem Blut stand und über Baiern sein Bruder waltete. Nur in Sachsen hatte sich das alte Stammesherzogthum ungeschwächt erhalten und zur königlichen Gewalt über alle deutschen Länder erhoben, sonst erscheinen die Herzoge überall wieder mehr als Beamte des Königs, als daß sie eine selbstständige Gewalt neben ihm besessen hätten. Nun erst ließ sich in Wahrheit wieder von einem Reiche in dem Sinne sprechen, wie es einst die Franken besessen hatten.

Irrig wäre es zu glauben, daß die Bedeutung des Herzogthums deshalb eine geringe und die Kraft desselben völlig gebrochen gewesen sei. Es war vielmehr die dem Herzog über sein Gebiet verliehene Gewalt noch immer so umfassend, daß man geradezu sagte: er regiere das Land. Er stand in demselben an der Spitze des ganzen Kriegswesens, hatte die Sorge über den Landfrieden, hielt Hof-, Gerichts- und Landtage, auf denen die Bischöfe, Aebte, Markgrafen, Grafen und Reichsvasallen im Lande vor ihm erscheinen mußten. Zu dem großen Erbgute, welches meist ohnehin der Herzog besaß, pflegten ihm große Reichslehen mit dem Herzogthum ertheilt zu werden; auch erhielt er gewöhnlich in seinem Herzogthum mehrere Grafschaften von Bedeutung.

Digitized by Google

So war er mit Rechten und Lehen ausgestattet, die ihm ein wahrhaft fürstliches Ansehen sicherten. Aber wichtiger noch war, daß sich die mannigfaltigsten Stammesinteressen mit seiner Gewalt auch jetzt noch verbanden, und diese waren oft so stark und mächtig, daß sie selbst Männer, die dem Könige am nächsten standen, von ihm trennten. Es stand hier noch immer eine sehr bedrohliche Macht der Reichsgewalt gegenüber, wie auch in anderen Kreisen noch keineswegs aller Widerstand gegen dieselbe beseitigt war und besonders die hohe Geistlichkeit öfters eine bedenkliche Stellung einnahm. Aber dennoch war Otto schon zu dem Besitz einer Macht gelang, wie sie seit Menschenaltern kein Fürst im Abendlande besessen hatte.

König Heinrich hatte die Herzoge durch den Vasalleneid an sich geknüpft, und das Lehensverhältniß, in welches die Führer der deutschen Stämme so zu ihm traten, schien eine Zeit lang allein die deutschen Länder zusammen zu halten. Auch Otto hatten, als er zu Aachen sich krönen ließ, alle geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs, die Herzoge, Bischöfe, Grafen und Reichsvasallen als ihrem Lehensherrn geschworen, und das Lehnsverhältniß regelte daher zunächst alle Beziehungen des Königs zu den geistlichen und weltlichen Fürsten seines Reichs. Als Lehen wurden regelmäßig die Herzogthümer und Grafschaften, die Bisthümer und Reichsabteien vom Könige verliehen. Wenn aber im Westfrankenreich das Vasallenthum bei der bereits vom Adel durchgesetzten Erblichkeit der Lehen zu einer die königliche Gewalt unendlich hemmenden Fessel geworden war und zu einem Verhältniß erwuchs, welches dem Könige mehr Pflichten auferlegte, als ihm Rechte gab, so faßte Otto dagegen die Stellung der großen Reichsvasallen zu ihm als ihrem Lehnsherrn, trotz alles Widerstrebens derselben, streng nach der ursprünglichen Bedeutung des Lehnsverbandes auf: er sah in diesen mächtigen Großen nur seine ihm zu besonderem Dienste verpflichteten Mannen. Weder die Erblichkeit der Lehen gestand er ihnen zu, noch irgend ein bestimmtes Recht an der Regierung des Reichs, noch besondere Gerechtsame, die dem Interesse des Reichs zu widerstreiten schienen. Wenn er die Herzoge und Grafen mit der befahnten Lanze belehnte, die geistlichen Würdenträger mit dem Stab, so mußten sie mit zusammengelegten Händen in seiner Hand den Huldigungseid leisten und darin geloben, zu aller Zeit ihm treu und gewärtig zu sein, **ihm zu folgen, wohin er sie entbiete, und in keiner Noth ihn zu ver-**

Digitized by Google

lassen: indem er nun diesen Eid nach seiner ganzen Schwere ihnen gegenüber geltend machte, ohne irgend eine andere Gegenbedingung einzugehen, als sie bei ihrem Lehen zu belassen, so lange sie es nicht durch Untreue verwirkten, mußte der Lehnsverband die Fürsten des Reichs ihm eher fester verbinden als entfremden.

Aber freilich glaubte Otto noch andere und höhere Rechte zu besitzen, als die aus seiner Stellung als Oberlehnsherr folgten. Es war ihm, meinte er, von Gott selbst die höchste Gewalt über alles Volk in den deutschen Landen mit seiner Krone übertragen, und diese Krone gebe ihm über den Adel, wie über alle anderen Stände des Volkes Rechte der umfassendsten Art, die nur durch das Herkommen der Väter und durch die Macht der Verhältnisse begrenzt würden. Er hielt sich, wenn er sich auch nicht nach fränkischer Sitte einen besonderen Eid der Treue von allen Freien schwören ließ, sondern sich mit der Anerkennung begnügte, welche das versammelte Volk bei seiner Krönung mit zum Himmel erhobenen Händen ausgesprochen hatte, doch für einen Volkskönig im eigentlichen Sinne des Wortes und nach den Vorstellungen, welche sich unter dem Einfluß des Christenthums und der Geistlichkeit unter allen deutschen Stämmen von der königlichen Gewalt ausgebildet hatten.

Otto bedurfte bei seiner glänzenden Hofhaltung, bei der großen Freigebigkeit, die seine Stellung ihm zur Nothwendigkeit machte, bei den vielen Umzügen und Heerzügen eines stets gefüllten Schatzes, und in der That standen ihm, sobald sich die Ordnung herstellte, sehr bedeutende Hülfsmittel zu Gebote. Neben dem Genuß eines sehr reichen Erbgutes hatte er die freie Verfügung über die gesammten Einkünfte der Krone, und so sehr diese auch durch die Schwäche der letzten Karolinger gemindert waren, boten sie nach Einführung eines strengeren Haushalts noch immer einen erheblichen Ertrag. Schon König Heinrich hatte, wie er überhaupt als ein guter Haushalter geschildert wird, die königlichen Einkünfte fester gehalten als andere Rechte des Reichs; unzweideutige Beweise liegen vor, daß er in Lothringen, Franken, Schwaben und Baiern in gleicher Weise über die Kammergüter verfügte, wie in Sachsen, doch scheinen unter ihm noch die Herzoge selbst mit der Erhebung der Reichseinkünfte in jenen Ländern betraut gewesen zu sein. Otto dagegen verband nun der Regel nach die Einziehung der königlichen Gefälle in den einzelnen Ländern mit den neu errichteten Pfalzgrafschaften, was für die Hebung der Reichseinkünfte manche

Digitized by Google

Vortheile darbieten mußte; nur in Franken, wo es keine Pfalzgrafschaft gab, wurden dieselben durch besondere königliche Beamten, Kammerboten genannt, eingetrieben und an den Fiscus abgeführt.

Die wichtigsten Einkünfte flossen aus dem Ertrage der großen, weit durch das ganze Reich zerstreuten königlichen Güter, die durch Ministerialen und Zinsleute verwaltet und bestellt wurden. Die mächtigen Königsforsten dienten wohl mehr der Jagdlust des Hofes, als sie eine ergiebige Geldquelle waren. Die Bergwerke, wie überhaupt die Gewinnung der Metalle, waren dem Könige vorbehalten und fingen bereits an sich einträglich zu zeigen; wir wissen, daß man zu Ottos Zeiten die ersten Silberadern in Sachsen im Rammelsberg bei Goslar entdeckte und in Anbau nahm. Die Friedensgelder und Bannbußen flossen noch zum Theil dem Fiscus zu, verminderten sich jedoch durch die Ausdehnung der Immunitäten, während die zahlreichen Confiscationen der letzten Zeit hauptsächlich dem Schatze zu Gute kamen. Die Zölle und Wegegelder, wie der Ertrag des Münz- und Marktrechts gehörten ursprünglich allein dem Reiche zu und waren noch immer bedeutende Einnahmequellen, obgleich Otto gerade mit diesen Gerechtsamen nach dem Vorbild der Karolinger am freigiebigsten war und die geistlichen Herren zum großen Theil die Zölle, die Münz- und Marktgerechtigkeiten innerhalb ihrer Immunitäten für sich gewannen.

Eine gleichmäßige Reichssteuer gab es nicht. Es ist bekannt, welchen Widerwillen der freie deutsche Mann gegen jede Schatzung empfand; soweit seine Macht reichte, erwehrte er sich jeder Besteuerung, in der er eine Minderung seiner Ehre und Freiheit sah. War daher auch einst von den fränkischen Königen in ihren gallischen Ländern eine Kopf- und Grundsteuer erhoben worden, so hatte sie sich doch keineswegs über die Gegenden des Rheins und jenseits des Rheins erstreckt. Manche der unterworfenen deutschen Völker hatten dagegen den Merovingern einen Tribut gezahlt — wir wissen dies von den Alamannen, Thüringern und Friesen — aber dieser theils in Geld, theils in Naturalien abgetragene Tribut war später entweder erlassen oder an kirchliche Stiftungen vergabt worden. Zu Ottos Zeiten forderte die Kammer unseres Wissens nur noch von den Thüringern zu ihrem großen Verdruß einen Schweinezins. In der Grafschaft Chur war bisher dem Könige ein Geldzins gezahlt worden, aber alsbald schenkte ihn Otto dem dortigen Bisthum.

Digitized by Google

Viel bedeutender als diese vereinzelten Steuern waren die ursprünglich freiwilligen Abgaben, welche der König unter dem Namen von Ehrengeschenken nach alter Sitte empfing. Niemand pflegte sich ihm mit leeren Händen zu nahen; die geistlichen und weltlichen Großen brachten gemeinhin bedeutende Summen, um sich seine Huld zu gewinnen oder zu sichern. Es war hieraus mit der Zeit eine förmliche, oft sehr drückende Abgabe geworden, welche deshalb die reichen Abteien durch ein bestimmtes Abkommen regelten; so wissen wir, daß die Abtei Lorsch später gleich anderen jährlich hundert Mark Silber der Kammer zahlte. Nicht minder einträglich wurden, als Otto nach allen Seiten erobernd vordrang, die Tribute der unterworfenen Völker, die theils in Geld, theils in Naturalien abgetragen wurden, und schon damals empfing er mindestens zeitweise von den Wenden und Slawen erhebliche Summen.

Nimmt man hiezu, daß der König selbst, sein Hof und seine Beamten überall frei beherbergt und bewirthet, daß ihnen aller Orten Vorspann und Fuhren unentgeltlich geleistet wurden, daß selbst bereits ausgethane Einkünfte des Reichs dem Könige, wo er Hof hielt, wieder nach dem alten Ausdruck ledig wurden, daß ferner die Ausrüstung und Unterhaltung der Heeresmacht fast ganz den Vasallen zur Last fiel und die sonstigen Bedürfnisse des Heeres beim Durchzug durch das Reich von den Unterthanen gestellt werden mußten, so begreift sich, daß Otto bei aller Freigebigkeit doch ein reicher König blieb, dem die Hülfsquellen zu den mannigfachen Unternehmungen, in welche ihn die Verhältnisse verwickelten, niemals versiegten. Es war dies von größter Wichtigkeit in einer Zeit, die bei geistiger Rohheit gerade auf den Glanz der äußeren Erscheinung einen übermäßigen Werth legte, und unter Verhältnissen, die den König nöthigten einflußreiche Männer durch bedeutende Vergabungen an seinen Thron zu fesseln. Ohne einen stets gefüllten Schatz hätte Otto die Einheit des Reichs und die Würde des königlichen Namens unter den Deutschen kaum aufrecht erhalten können.

Ein neues Reich war begründet, aber noch stand Alles im Uebergang und in der Gährung. Ueberall durchkreuzen sich die allgemeinen Interessen des Reichs mit den besonderen der einzelnen Länder und Stände, nirgends finden sich scharfe Grenzen zwischen den verschiedenen Gewalten gezogen, nirgends haben sich noch festere Formen für die neuen Verhältnisse ausgeprägt. Ziemlich regellos allerdings, aber doch

Digitized by Google

auf selbstständige Weise von innen heraus entwickelt sich das neuerwachte Leben des Volkes zu bestimmterer Gestaltung. Die eigenthümlichsten und mannigfaltigsten Lebensformen bilden sich in den höheren, wie in den niederen Kreisen des Staates aus; sie zeigen nicht immer einen Fortschritt gegen die Einrichtungen Karls des Großen, ja sie bezeichnen vielmehr zum guten Theil eine Rückkehr zu Zuständen, die bereits überwunden schienen — die Mißachtung des geschriebenen Gesetzes rächte sich in allen staatlichen Verhältnissen schwer genug — aber sie entsprachen doch jedenfalls mehr dem Geiste des deutschen Volkes, wie sie frei aus ihm geboren waren.

Wo widerstrebenden Elementen so viel Raum bleibt sich zu entfalten, wie in diesem deutschen Reiche, können Reibung und Kampf nicht fehlen; einen langwierigen und überaus erbitterten Streit sehen wir daher sich zwischen den die Zeit beherrschenden Mächten entspinnen und die verschiedensten Wendungen gewinnen. Das Lehnswesen ringt mit der alten Volksfreiheit; die alte Gauverfassung wird von den wachsenden Immunitäten mehr und mehr aufgelöst; das Volksheer muß dem Ritterheer weichen. Ueberall erhebt sich der weltliche und geistliche Adel über die Masse des Volkes zu früher nie gekannter Bedeutung, und eine Zeit lang konnte es scheinen, als ob die Magnaten die ganze Summe der Herrschaft an sich reißen würden. Aber dahin gelangten sie nicht; denn in dem Moment, wo sich Adel und Klerus in ihren Interessen trennten und über der Sicherung des eigenen Vortheils das Wohl des Ganzen verabsäumten, wo der Adel sogar die Einheit des Reichs zu lösen suchte und sich ganz den alten Stammesinteressen hingab, erhob sich von Neuem das fast beseitigte Königthum mit ungeahnter Energie.

Die ersten Regungen eines lebendigeren gemeinsamen Volksbewußtseins in den deutschen Stämmen und die sich aufdrängende Erkenntniß, daß sie in der Trennung allzumal eine Beute ihrer Feinde seien, waren es, die zur Herstellung des Königthums führten. Daher durchdringt sich die neue Reichsgewalt von Anfang an mit dem Gefühl für nationale Freiheit und Selbstständigkeit, wie mit der Erkenntniß, daß diese Güter nur durch eine engere Verschmelzung der deutschen Stämme zu sichern seien: so wirft sie sich alsbald in einen Kampf der gefährlichsten Art gegen alle Sonderbestrebungen des Adels, den sie siegreich besteht. Wenn nun auch die alte Volksfreiheit langsam ihrem

Digitized by Google

Untergange entgegengeht, die Erbschaft derselben fällt nicht dem Adel allein zu, er muß sie vielmehr guten Theils dem Königthum überlassen.

Ein Glück fürwahr für das deutsche Volk war es, daß sich gerade in der Zeit, wo das Lehnswesen im Kampfe mit der Gemeindefreiheit entschieden die Oberhand gewann, ein kraftvolles Königthum erhob, welches sich in den Mittelpunkt der Dinge stellte und das Wohl der Gesammtheit, wie die allgemeinen Interessen der Nation scharf in das Auge faßte, welches den Uebermuth der Mächtigen brechen und den niederen Mann gegen Vergewaltigung schützen konnte. Hier war, während das Volk in schroff gesonderte Stände mehr und mehr auseinanderfiel, mindestens wieder ein Anhaltpunkt für die Gesammtheit gegeben. Und wie anders hätte das aufkeimende Bewußtsein gemeinsamer Volksthümlichkeit unter den Deutschen erstarken können, da sich auf der einen Seite der Adel, sobald er sich als eine selbstständige Macht fühlte, ganz den provinziellen Interessen hingab, während auf der anderen Seite die Geistlichkeit stets von Neuem jenem Ideal einer theokratischen Universalmonarchie zustrebte, welches zu den nationalen Regungen im Gegensatz stand, — wie anders, als durch ein Königthum, wie es Otto unter den deutschen Stämmen aufrichtete?

10.

Herstellung und Erweiterung der Marken.

Durch seine ruhmvollen Siege über die äußeren Feinde des Reichs hatte König Heinrich vor Allem das Reich begründet, aber nach seinem Tode hatten die Feinde die Grenzen aufs Neue überschritten und kaum mindere Gefahren über die deutschen Länder gebracht als die Empörer. Wiederum hatten sich die Ungarn im Reiche gezeigt, und unaufhörlich waren die Grenzen Sachsens den Angriffen der Dänen und Wenden ausgesetzt. Gegen die Ungarn hatte sich endlich das Sachsenland selbst zu helfen gewußt; gegen die Wenden war der König wiederholentlich ausgezogen und hatte sie zurückgewiesen. Dennoch war selten lange an den nördlichen und östlichen Grenzen des Reichs Ruhe, und nur ein lange fortgesetzter Kampf, der alle Kräfte des Feindes brach, konnte zu dauernder Sicherheit führen. Den Frieden im Innern benutzte

Digitized by Google

daher der König, die Kräfte des Reichs gegen die Wenden und Dänen zu richten und durch starke Schutzwehren seinen Staat gegen Angriffe dieser Nachbaren zu sichern. Er selbst nahm an diesen Kämpfen Theil, aber höher als sein eigener Ruhm strahlt hier das Verdienst, welches sich seine tapferen Heerführer erwarben.

Vor Allem war Markgraf Gero der Schrecken der Feinde. Wir wissen, wie mißvergnügt die Sachsen waren, als Otto ihm, einem Mann ohne glänzende Abkunft, die Vertheidigung der Grenzen gegen die Wenden übertrug: dennoch hatte der König gerade in ihm den rechten Mann für diese Stelle gefunden. Gero besaß Eigenschaften, die ihn in des Königs Augen höher stellten, als es selbst die vornehmste Geburt vermocht hätte. Er war erfahren im Kriege und nicht minder kundig der Staatsgeschäfte; auch wußte man, daß es ihm nicht an einer beredten Zunge fehlte, wenn er gleich seinen Verstand mehr in Thaten als in Worten zu zeigen liebte. Galt es zu erwerben und zu gewinnen, so war er schnell auf dem Platze: aber zur rechten Zeit that er auch willig die Hand auf, und mit Unrecht schalt man ihn karg und geizig. Ueberdies war er, obwohl ein strenger, oft harter Kriegsmann, doch fromm und gottesfürchtig; er sorgte gern für die Kirche und ihre Diener, was sie ihm nicht vergessen haben.

Geros Mark erstreckte sich von der Saale und mittleren Elbe bis zu der Oder. Hier wohnten manche Völker, die sich schon ganz der Sachsenherrschaft gefügt und ihre Selbstständigkeit völlig verloren hatten, wie die Sorben und Dalemincier, so daß ihre Namen allmählich aus der Geschichte verschwinden; ihnen benachbart aber saßen andere wendische Stämme, die sich nur mit dem äußersten Widerwillen der fremden Herrschaft beugten und sich nach jeder Gelegenheit umsahen das verhaßte Joch abzuwerfen. Es waren die Milzener an der oberen Spree, die Lausitzer, abwärts an demselben Flusse wohnend, die Heveller an der Havel, endlich die Redarier und Uckrer zwischen der oberen Havel und Oder; die letzteren zu der mächtigen Völkerschaft der Liutizen gehörig, zu der auch noch außerhalb Geros Mark die Wilzen gerechnet wurden, welche sich in die Zirzipaner und Tolensaner spalteten und von der Peene und Tolense bis zum Meere hin wohnten.

Seit Gero seine Mark verwaltete, lag er unausgesetzt im Kampf. Denn Brand, Mord und Verwüstung übten unaufhörlich die aufständigen Wenden, und selbst die Kriegszüge des Königs, deren wir ge-

Digitized by Google

dachten, wehrten nur auf kurze Zeit dem Verderben. Bisweilen trat eine trügerische Waffenruhe ein, die aber bei der Treulosigkeit der Wenden noch gefahrvoller schien als der offene Kampf. So machten sie einst einen Anschlag, um den Markgraf, wenn er sich sicher dünkte, zu überfallen und zu tödten; doch er war listiger als sie und vergalt ihnen ihre Tücke. Dreißig ihrer Häuptlinge lud er, als er von jenem Anschlage vernahm, zu einem festlichen Mahle; hier trank er ihnen tüchtig zu, bis sie vom Wein berauscht zu Boden sanken; so ließ er sie alle erschlagen, und noch lange wußte man davon zu sagen, wie er ihnen das Mahl gesegnet hatte.

Aber diese blutige That war das Zeichen zu einer neuen, allgemeinen Empörung der Wenden. Der alte Haß gegen die Deutschen flammte in voller Macht auf, und es galt einen Kampf auf Leben und Tod. Viel machte der ergrimmte Feind dem tapferen Manne zu schaffen. „Denn so ist die Art der Slawen", sagt Widukind von Korvei, „sie können, wenn es sein muß, unsägliche Beschwerden und Mühen ertragen und mit geringer Kost sich begnügen, so daß ihnen als leicht, ja als Lust erscheint, was die Unsrigen nur unter Seufzen und Stöhnen über sich kommen lassen." Doch auch das ist Slawenart, daß Jeder thun will, was ihm beliebt, und den eigenen Vortheil höher anschlägt, als das Wohl des Ganzen. Es ist ein Volk ohne Zucht und Ordnung, wenn nicht ein unwiderstehlicher und als heilig verehrter Wille durch unerbittliche Strenge sie bändigt. Und so mußten sie denn doch zuletzt, so tapfer sie für ihre Freiheit kämpften, Geros Schwert unterliegen.

Auch Verräther fanden sich unter ihnen. So war ein Mann aus fürstlichem Geschlecht der Heveller, Tugumir mit Namen, schon zu König Heinrichs Zeiten in die Hände der Deutschen gerathen: der versprach jetzt für Geld und große Versprechungen Brandenburg und das umliegende Land in Geros Hände zu liefern. Er begab sich deshalb zu seinen Landsleuten zurück und erzählte, er sei heimlich den Deutschen entlaufen. Freudig nahm man ihm zu Brandenburg auf, da man gerade ihn jetzt für den rechten Mann zum Kampf gegen die Deutschen hielt, und übertrug ihm sogar die fürstliche Gewalt. Er aber trachtete zunächst nur danach, seinen Neffen, der außer ihm allein vom fürstlichen Stamm noch übrig war, in seine Gewalt zu bekommen; als das geschehen war, tödtete er ihn und übergab nun Stadt und Land der Herrschaft der

Digitized by Google

Sachsen. Nachdem Gero auf diese Weise in dem Herzen des Wendenlandes festen Fuß gefaßt hatte, drang er allmählich weiter bis zu der Oder vor und unterwarf hier abermals alle Völker der Zinspflicht.

Die nördlichen Wenden, die zu der Mark des Billingers Hermann gehörten, die Wagrier, die Abodriten, Zirzipaner und Tolensaner, von der Kieler Bucht bis zur Odermündung die Küsten der Ostsee bewohnend, hatten sich ebenfalls der allgemeinen Erhebung ihrer Stammesgenossen angeschlossen. Hermann hatte gegen sie einen harten Kampf zu bestehen. Ein sächsisches Heer wurde von diesen Nordstämmen der Wenden vernichtet, und nur mit großer Mühe machten der König und Hermann auch hier endlich dem Kriege ein Ende.

Von nun an walteten die Sachsen frei als Herren in den wendischen Gegenden bis zur Oder und befestigten hier ihre Herrschaft durch neue Ordnungen unter den unterworfenen Völkern. Ueberall in der Mark, d. h. dem eroberten Gebiet jenseits der alten Reichsgrenze, wurde die Bevölkerung zu einem Tribut verpflichtet, den die Wenden theils in Geld, theils in Lebensmitteln erlegten; außerdem mußten sie Frohndienste mannigfacher Art dem König und seinen Vasallen leisten. Sonst bestellten sie ruhig ihr Feld und befanden sich kaum schlechter, als vordem unter ihren Häuptlingen und Fürsten, die auch bei einzelnen Stämmen, wie bei den Abodriten, als Vasallen des Königs bestehen blieben. Die Masse des Volkes vertauschte meist nur einen Herrn mit dem anderen; denn ein Stand vollfreier Bauern war bei den Wenden unbekannt, und von adligen Geschlechtern war bisher die Masse des Volkes beherrscht worden.

Der König nahm in den Marken gewöhnlich nur das Land in unmittelbaren Besitz, welches durch den Fall der Fürsten und Häuptlinge herrenloses Gut geworden war, und vertheilte dies unter die zahlreichen Vasallen und Ministerialen, die er dort ansiedelte. Diese mußten dafür, wie alle anderen königlichen Mannen, stets zum Kriegsdienst bereit und gerüstet sein; sie bildeten gleichsam ein stehendes Heer an den Grenzen des Reichs, das in die zahlreichen Burgen vertheilt war, welche die Deutschen in dem Wendenlande bereits vorfanden und nur stärker zu befestigen brauchten. Nach diesen Burgen zerfielen die Marken in eine große Menge von Burgwarden, mit welchem Namen man die Burg mit ihrem District bezeichnete. Jede Burg stand unter einem Burggrafen oder Kastellan, dem die Kriegsleute untergeben waren, die theils in der

Digitized by Google

Burg, theils in der Stadt, die sich der Burg anbaute, theils auf dem Lande ihren Wohnsitz hatten; auch Grafen der Grenzgaue hatten häufig den Befehl über ein oder mehrere Burgwarde in dem wendischen Lande. Die Grafen, Kastellane und das ganze Kriegsvolk, das in den Marken stand, folgten der Fahne des Markgrafen oder Markherzogs, der ausgedehnte Rechte über sie übte, wie sie der stäte Kriegsstand erforderlich machte. Gero übte diese Rechte in der südlichen wendischen Mark, Hermann in der nördlichen und zugleich in der dänischen, die bald darauf hergestellt wurde.

Auch die Dänen hatten sich während der inneren Streitigkeiten, wie erzählt ist, aufs Neue erregt. Gorm dem Alten war im Jahre 936 sein Sohn Harald Blauzahn gefolgt, ein kühner Kriegsheld, der die vereinigte Dänenmacht zu ruhmvollen Unternehmungen zu benutzen gedachte. Nach allen Seiten richtete er seinen Blick, nach allen Seiten entsandte er seine Schiffe mit den verwegenen Nordlandssöhnen. Er stand in Verbindung mit jenen ihm stammverwandten Kriegsschaaren, die vor einem Menschenalter auf französischem Boden eine Herrschaft begründet hatten; einen seiner Söhne entsandte er zu den Dänen in England, einen andern nach der preußischen Küste, um sich dort eine Herrschaft zu gründen; in Norwegen brachte er es dahin, daß man ihn als Oberherrscher anerkannte; an der Mündung der Swine legte er neben der wendischen Stadt Jumme die Jomsburg an, aus der er erobernd in das Wendenland eindrang. Ein Fürst von solchem Unternehmungsgeist konnte auch mit den Sachsen nicht Ruhe halten, und gleich einer seiner ersten Kriegszüge war gegen die von Heinrich hergestellte dänische Mark gerichtet. Die Grafen und königlichen Vasallen hielten dem Angriff nicht Stand, sie wurden mit ihrem Kriegsvolk vernichtet und die sächsischen Ansiedelungen zwischen der Eider und dem Grenzwall zerstört. Hermann eilte mit einem Heere herbei, aber war dem übermächtigen Feinde nicht gewachsen. Man erzählt, er sei in diesem Kriege in Gefangenschaft gerathen und so lange in den Händen der Dänen gewesen, daß er ihre Sprache erlernt hatte. Lange tobte der Krieg; endlich soll König Otto selbst mit gewaltiger Heeresmacht aufgebrochen sein und ihm auf geraume Zeit durch einen raschen und glücklichen Feldzug ein Ziel gesetzt haben.

Nur sagenhafte Kunde aus einer späteren Zeit meldet von diesem Kriegszug. Der König drang, heißt es, tief in das Dänenland ein, kein Feind stellte sich ihm auf seinem Wege entgegen, mit Feuer und

Digitized by Google

Schwert verwüstete er das Gebiet der Dänen und gelangte bis zu dem Meere, das Jütland im Norden begrenzt; hier schleuderte er seinen Speer weit hinaus in die Wogen, um nach alter Sitte damit das Meer als seines Reiches Grenze zu bezeichnen. Von des Königs Gegenwart, wird berichtet, erhielt das Meer den Namen „Ottensund", und noch jetzt soll eine Uferstelle der Halbinsel Thyt gegenüber der Ottensand heißen. Auf dem Rückzuge, wird weiter erzählt, sei man endlich auf Harald gestoßen, der sich bei Schleswig zum Kampfe gestellt, aber Otto habe ihm den Sieg abgerungen und die Dänen zu den Schiffen getrieben.

So wenig wir über die Einzelheiten der Kämpfe mit den Dänen, ebenso wenig sind wir über den mit ihnen geschlossenen Frieden unterrichtet; aber auf welche Bedingungen er auch geschlossen sein mag, die Mark wurde behauptet, die deutschen Kolonien erneuert und die Obhut auch dieser Mark an Hermann übergeben.

Als die Wenden und Dänen überwunden waren, begann auch der Böhmenherzog Boleslaw, der durch manches Jahr den Krieg gegen die Deutschen mit gutem Erfolge geführt hatte, die Uebermacht der feindlichen Waffen zu fürchten: er unterwarf sich und stellte für seine Treue Geiseln. Froh empfing Otto, als er sich gerade auf der Jagd befand, die Geiseln des Böhmen und zeigte sie triumphirend der um ihn versammelten Menge (947). Als Boleslaw einige Jahre später sich noch einmal gegen die deutsche Herrschaft erhob, brachte ihn Otto durch einen glücklichen Kriegszug, der ihn bis gegen Prag führte, schnell zum Gehorsam zurück (950). Der Böhmenherzog wurde wieder des Königs Vasall und zahlte ihm den lange vorenthaltenen Tribut. Die Wacht über die Treue des Böhmen wurde Herzog Heinrich von Baiern übertragen, dessen Herzogthum überall längs des Böhmerwaldes an das Gebiet des mächtigen Slawenfürsten grenzte.

Böhmen, das sich seitdem ruhig verhielt, bot einem jungen ehrgeizigen Fürsten, wie Heinrich war, keine Gelegenheit sich Waffenruhm zu gewinnen; um so weiter öffnete sich für ihn die Siegesbahn in den niederen Gegenden an der Donau. Ein großer Theil des alten Reichsgebiets war hier noch in den Händen der Ungarn, denn nur mit Mühe hatte man das Land bis an die Enns behauptet. Ueberdies stürmten an der Donau entlang und durch die Thäler der Alpen die Ungarn noch immer gegen die baierischen und kärnthnischen Grenzen an, jede sorglose

Digitized by Google

Stunde nutzend, um ihre verheerenden Schwärme tief in das Land zu ergießen. Obwohl Herzog Berchthold schon mit den Ungarn glücklich gekämpft hatte, scheint es an einer geordneten Vertheidigung der Marken doch zu seiner Zeit noch gefehlt zu haben. Wir hören wenig oder nichts von dem Bau neuer Grenzburgen in Baiern, wie sie in Sachsen bereits zu den Zeiten König Heinrichs entstanden; mit der Vertheidigung der im Jahre 900 errichteten starken Ennsburg — es ist das heutige Enns — scheint man sich begnügt zu haben. War es schwierig sich der Feinde auf eigenem Boden zu erwehren, so wagte man noch viel weniger sie in ihrem Lande anzugreifen. Heinrich erst war es, der dem Kriege mit diesem unversöhnlichen Feinde der Christenheit eine neue glückliche Wendung gab.

Die Ungarn griffen in Kärnthen ihn an; er schlug sie hier im Jahre 948 zurück. Durch die schlecht bewachte Mark von Friaul, welche die Könige Italien den Feinden fast preisgegeben hatten, drangen sie unaufhörlich in Kärnthen ein; er verjagte sie auch hier und nahm Aquileja, die Hauptstadt der Mark, um sich von dieser Seite für die Folge zu sichern. Von den Höhen der Alpen breitete er so seine Gewalt bis zu den sumpfigen Küsten des adriatischen Meeres aus. Dann drang er über die Enns in die weiten Ebenen am Donaustrom selbst ein, wo die Ungarn hausten. Zweimal schlug er sie auf das Haupt und führte seine Baiern bis über die Theiß; weiter waren selbst die Heere Karls des Großen nicht vorgedrungen. Ohne von den Ungarn angegriffen zu werden, führte Heinrich sein Heer unverletzt in die Heimath zurück. Große Beute brachte er heim; unzählige Kostbarkeiten, welche die Ungarn aus allen Ländern Europas geraubt und in ihren Zelten angehäuft hatten, waren in seine Hände gefallen und wanderten jetzt nach Baiern. Aber Schöneres noch hatten seine Waffen errungen: manchem Edlen führte er die Gattin und die Kinder nach langer Trennung wieder zu. Es ist freilich nicht begründet, was schon damals geglaubt wurde, daß Heinrich seinem königlichen Bruder das Ungarnland unterworfen habe: aber, so dunkel auch unsere Kunde von diesen Dingen ist, über allem Zweifel erhaben bleibt, daß Herzog Heinrich der Erste war, der den gefürchtetsten Feind jener Zeit im eigenen Lande anzugreifen wagte, wie sein großer Vater einst zuerst mit diesem Feinde einen siegreichen Kampf bestanden hatte. Hier zeigte sich Heinrich als des Vaters würdiger Sohn, und der Ruhm seiner großen Kriegsthaten tönte weithin durch die Welt. Heinrichs Siege gehören dem Jahre 950

Digitized by Google

an, uud es war sehr zu beklagen, daß ihn andere Ereignisse bald von der eingeschlagenen Bahn ablenkten.

Wahrlich große und folgenreiche Thaten waren es, die in dieser Zeit theils der König selbst, theils für ihn Hermann, Gero und Heinrich vollführten. Nicht allein daß durch sie überall die Grenzen des Reichs im Norden und Osten gesichert und erweitert wurden, es beruht wesentlich auch auf ihnen, daß für die folgenden Zeiten der deutsche Einfluß in Ländern Raum gewann, die bis dahin dem staatlichen und kirchlichen Leben des Abendlandes ganz fern gestanden hatten. Die deutschen Länder, vordem die äußerste Grenzhut der abendländischen Bildung, wurden jetzt mehr und mehr in den Mittelpunkt des europäischen Lebens gerückt, und die Deutschen, welche bisher die Güter einer reicheren und höheren geistigen Entwicklung nur empfingen, wurden nun aufgefordert sie auch anderen Völkern mitzutheilen. Dem deutschen Krieger folgte in die östlichen und nördlichen Zonen Europas der deutsche Priester, dem deutschen Priester der deutsche Kaufmann. Jetzt erst, da der Weltverkehr sich nicht in die germanischen Wälder verlief, sondern durch dieselben in fast neu entdeckte Länder führte, wurde auch das städtische Leben an der Donau und Elbe lebendiger; Handel und Gewerbe begannen hier in den Städten aufzublühen; es erwuchsen hier die ersten Anfänge eines Bürgerstandes, in dem die Gemeindefreiheit fortleben konnte, nachdem sie unter den Bauern zu ersterben drohte. Aber mit Nichten erkannte man damals die große Bedeutung dessen, was man vollführte. Hätte man nur eine dunkle Ahnung davon gehabt, die Annalen jener Zeit würden nicht von den Dänenkriegen schweigen, den Ungarnkrieg kaum mit wenigen Worten berühren und über die Unterwerfung der Wenden so unzusammenhängende Kunde uns geben.

11.

Westfranken, Burgund und Italien.

Während das ostfränkische oder deutsche Reich zu neuer Festigkeit gedieh, geriethen die romanischen Staaten, die aus der zersplitterten Monarchie Karls des Großen hervorgegangen waren, sichtlich mehr und mehr in Verfall. Die königliche Gewalt konnte sich in ihnen allen dem

Digitized by Google

Adel und der Geistlichkeit gegenüber kaum noch erhalten, und die Freiheit der niederen Klassen des Volkes wurde vernichtet, da die waffenlose Menge schutzlos den Gewaltthaten ihrer stets in Kriegsrüstung daherziehenden Herren ausgesetzt war. Ueberall verloren hier die verbindenden Reichsformen ihre Kraft, und ohne eine starke Gewalt, welche das Ganze umspannte, waren die einzelnen Landschaften zu schwach, sich gegen die auswärtigen Feinde zu schirmen. Die Araber und Ungarn stürzten sich, Geiern gleich, die das Aas wittern, über diese in der Auflösung begriffenen Staaten.

Schroffer als im ostfränkischen Reich waren im Westfrankenreich, das man schon anfing Frankreich schlechthin zu nennen, die nationalen Unterschiede der Bevölkerung. Hier saßen Britannen neben den Resten der Westgothen; mitten unter den unterjochten Römern wohnten die siegreichen Franken; auch nachdem besondere Königreiche den Namen der Burgunder erneut hatten, blieb in den Gegenden zwischen Marne und Seine im Frankenreiche selbst ein burgundisches Herzogthum; endlich hatte man innerhalb des Reichs normannische Schaaren aufgenommen, die mit ihrer alten Sitte und Sprache zum Theil noch das Heidenthum festhielten. Welches Sprachengemisch in diesem Reiche! Neben der romanischen Mundart des Südens bildete sich eine andere im Norden aus, mehr als jene durch germanische Einflüsse bestimmt; in manchen Theilen des Reiches erhielt sich daneben die fränkische Mundart, in anderen ertönte die Sprache des scandinavischen Nordens, und in der nordwestlichen Halbinsel sprach man die Sprache der Celten. Theils diese nationalen Unterschiede, theils historische Verhältnisse anderer Art hatten das Reich in eine große Menge kleinerer oder größerer Territorien geschieden, die das Reich kaum noch zusammenhielt und die nach zufälligen Umständen sich bald trennten, bald wieder verbanden. Ob sie Herzogthümer, Markgrafschaften oder Grafschaften hießen, die königliche Macht galt in ihnen gleich wenig; sie waren fast selbstständige Fürstenthümer, die ihre Herren auf ihre Nachkommenschaft vererbten, wofern nicht eine überlegene Gewalt sie verdrängte. Die Herzoge von Franzien, Burgund, Aquitanien und der Normandie, die Markgrafen in Flandern, in der gothischen und spanischen Mark, die Grafen von Vermandois u. A. hatten bereits die schwächeren Grafen und Herren unter ihre Lehnshoheit gebracht und vertheilten die reichen Bisthümer innerhalb ihrer Gebiete nach ihrem Belieben, oft an jüngere Söhne ihres Geschlechts.

Digitized by Google

So gab es mächtige Herren in Fülle im Reiche, aber Niemand war machtloser als ihr Oberlehnsherr, der König; selbst das letzte gewichtige Recht der Krone, die Bisthümer des Landes zu vertheilen, entriß man ihm oder verjagte die Bischöfe, die er ernannte.

Durch den Reichthum seiner Hülfsquellen hatte sich das Land nach den Verheerungen durch die Normannen schnell wieder erhoben. Der fruchtbare Boden lieferte Wein und Getreide in Fülle; es gab alte Städte mit dichter Bevölkerung und lebhaftem Verkehr; der Adel war kriegerisch, der Klerus nicht ohne Gelehrsamkeit; die von Karl dem Großen verbreitete Bildung war so weit in die höheren Klassen des Volkes eingedrungen, daß sie, obschon im Fortschritt gehemmt, doch nicht ganz vernichtet werden konnte. Aber trotz dieser Vortheile kam Frankreich durch die Vielherrschaft der Großen in den ärgerlichsten Verfall. Nachdem die Herzoge von Franzien und Burgund, die man zu Königen aufgeworfen, sich auf dem Thron nicht hatten behaupten können, hatte man endlich den letzten vom Karolingischen Mannsstamm, den jungen Ludwig, wieder in das Reich seiner Väter zurückgeführt. Aber er dankte seine Erhebung einem Lehnsmann, der mächtiger war als er, dem Herzog Hugo von Franzien, dem Neffen König Odos, dem Sohne König Roberts, dem Schwager des mächtigen Königs jenseits des Rheins. Ludwig, seiner Väter nicht ganz unwerth, suchte durch Kriegsruhm das gesunkene Ansehen der Krone zu heben. Die Noth seiner Lage trieb ihn in den Kampf gegen Lothringen; aber das Glück war, wie wir wissen, nicht mit seinen Waffen, und er mußte sich bald genug in König Otto einen Bundesgenossen erwerben. Er gewann die Hand von Ottos Schwester Gerberge, und diese sächsische Frau war es, die das Ost- und Westfrankenreich wieder versöhnte.

In der That hatte Ludwigs Regiment fast keinen anderen Halt mehr, als seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hofe jenseits des Rheins. Mit den großen Vasallen, die ihn erhoben hatten, war er längst zerfallen; die Bischöfe, die er eingesetzt hatte, wurden vertrieben; selbst jener Erzbischof Artold von Reims, der ihn gekrönt hatte, mußte von dem Eindringling Hugo, einem Sohne des Grafen Heribert von Vermandois, weichen; außer Laon war ihm nicht *eine* namhafte Burg im Lande geblieben. Der Königsname gab ihm kaum irgendwelche Gewalt; in Wahrheit war Herzog Hugo an der Spitze des weltlichen Adels der mächtigste Mann im Reiche. Es ist erzählt worden (S. 274), wie König

Digitized by Google

Otto endlich seine Schwäger versöhnte, wie aber Hugo nur dadurch zur Anerkennung des Königs bewogen werden konnte, daß er zu seinem Herzogthum Franzien noch das französische Burgund erhielt. Der gefährlichste Feind des Königthums wurde durch diesen Vertrag noch mächtiger, als er es bereits gewesen war.

Ludwig baute auf Hugos Beistand bei einem Unternehmen, welches die Macht der Krone noch einmal erheben konnte. Der Herzog Wilhelm von der Normandie war auf Anstiften des Grafen Arnulf von Flandern ermordet worden und die Normandie an Wilhelms unmündigen Sohn gekommen: die Jugend dieses Fürsten wollte nun Ludwig benutzen, um die Normannen aus ihrem Besitz wieder zu verdrängen. Vereint griffen in der That Ludwig und Hugo die Normannen an, aber während des Kampfes zerfielen sie abermals, und Ludwig gerieth alsbald durch den Krieg in die größte Bedrängniß (945). Denn die Normannen hatten die stammverwandten Dänen um Beistand gebeten, und mit einer großen Zahl leichter Schiffe landete König Harald Blauzahn an der Küste der Normandie; alle Schrecken der alten Dänenzüge drohten dem Reiche aufs Neue. Die Feinde Ludwigs wuchsen mit jedem Tage, während sein eigenes Heer durch Hugos Abfall zusammenschmolz: er erbot sich daher zu einer friedlichen Verständigung und verabredete zu dem Ende eine Zusammenkunft mit den feindlichen Führern. Arglistig überfielen hier die Dänen Ludwig und seine Begleiter: die Meisten vom Gefolge des Königs wurden niedergemacht, er selbst auf der Flucht ergriffen, in Fesseln gelegt und in die Hände Herzog Hugos gegeben, der sich nicht scheute seinen König und Schwager in den Kerker zu werfen, um ihm die letzten Reste der Herrschaft abzutrotzen. So war Ludwig, wie einst sein unglücklicher Vater, in der Macht seiner Feinde. Um seinen Schmerz zu mehren, mußte er vernehmen, daß ein Söhnchen, das ihm vor Kurzem Gerberge geboren, in der Gewalt der Normannen gefallen war und bald darauf zu Rouen endete.

Wie hätte Otto gleichgültig diesen Dingen zusehen sollen? Um so mehr bekümmerten sie seine Seele, als das Loos seiner Schwestern mit ihnen auf das Innigste verflochten war. Da nun einmal zwischen Ludwig und Hugo kein dauernder Friede möglich schien, mußte er die Sache des Einen oder des Andern mit Kraft und Entschiedenheit ergreifen. So lange Ludwig Lothringen angriff, hatte Otto seinem Schwager Hugo sich geneigt gezeigt und diesem zuletzt noch einen Ver-

Digitized by Google

trag der günstigsten Art erwirkt; jetzt aber war seine Gesinnung gegen ihn völlig geändert. Er sah, dieser ehrgeizige und unruhige Mann werde nie Frieden halten und sich dem Könige, den er selbst einst erhoben hatte, nimmerdar fügen. Hugos Frevel erschien ihm jetzt als ein Angriff auf das Königthum selbst, und zuviel hatte er selbst von empörten Großen bereits gelitten, um nicht Ludwigs Geschick tief im Herzen, wie sein eigenes, zu empfinden. Kaum bedurfte es noch der dringenden Bitten Gerbergens sich ihrer und ihrer Kinder zu erbarmen, kaum des Boten, der aus dem Gefängniß ihres Gemahls den Weg zu Otto zu finden wußte und das Versprechen brachte, niemals wolle Ludwig wieder nach Lothringen die Hand ausstrecken, nur möge sein Schwager ihm aus diesem Elend helfen. Bald erschien Hugo, als Otto am Rheine sich aufhielt, an dessen Hoflager und bat um eine Unterredung; aber Otto ließ ihm seine Thür nicht öffnen, sondern sandte den Lothringerherzog Konrad zu ihm hinaus, um die Mittheilungen zu empfangen, die er zu machen habe. Da wußte Hugo, was ihm beschieden war, und rüstete sich zum Kriege.

Es war an der Zeit, denn schon sammelte Otto seine Schaaren aus allen Theilen des Reichs. Wohl mochte Hugos Herz jetzt Besorgniß beschleichen; er ließ den König frei, nachdem derselbe ein Jahr lang im Kerker geschmachtet hatte. Doch erkaufte der unglückliche Fürst auch jetzt noch theuer die Freiheit; Laon, die einzige Feste, die ihm geblieben und die Gerberge, ein muthiges Weib, tapfer vertheidigt hatte, mußte er übergeben. So war er ein König, der kaum einen Fuß breit Landes sein nennen konnte, der nichts als Ansprüche besaß, die er selbst nicht zur Geltung zu bringen vermochte; Muth und Macht dazu konnte ihm nur noch von jenseit des Rheins kommen. Und bald rückte Otto mit einem Heere von 32,000 gewappneten Rittern, dessen Hauptstärke die gefürchteten Sachsen waren, in Frankreich ein (946). Prahlerisch ließ Hugo an Otto melden, ihn bange nicht, denn bei seines Vaters Seele schwöre er, so viel Harnische und Helme blinkten in seinem Heere, wie Otto sein Lebtag nicht bei einander gesehen. Aber dieser antwortete ihm ruhig, er habe so viele Strohhüte bei sich, wie Hugo sammt seinem Vater niemals zu Gesicht gekommen, und noch lange wurde dies Wort des Königs unter dem Volke nachgesagt. Unter den Strohhüten verstand Otto die Sachsen, die zur Sommerszeit einen breiten Strohhut zu tragen pflegten, und es war gerade ein heißer August, als man

Digitized by Google

gegen Hugo anrückte. Auch andere Prahlereien ließ der Herzog dem Könige melden, die dieſer keiner Antwort für werth hielt. So ſagte er, die Sachſen ſeien ein feiges Volk, ihre Speere ſo winzig, daß er ihrer wohl ſieben in einem Becher verſchlucke. Und waren die Speere der Sachſen — die Frameen der alten Germanen — auch kleiner, als die gewichtigen Lanzen der fränkiſchen Ritter, ſo trafen ſie doch beſſer zum Ziele.

Durch große Worte ließ ſich Otto nicht ſchrecken. Unbeirrt drang er vor, und bald warf ſich Ludwig in ſeine Arme. Vereint zogen ſie gegen Laon, aber es ſchien unmöglich, die Stadt zu nehmen, die hoch auf dem Berge belegen von einer ſtarken Mannſchaft vertheidigt wurde. Dagegen fiel Reims bald in ihre Hände, und ſie eilten dann gegen Paris, den Hauptſitz und Mittelpunkt der Macht Herzog Hugos. Man belagerte die Stadt einige Zeit, doch ohne Erfolg, überſchritt darauf die Seine und durchzog verheerend das Land der Normannen bis an die Thore von Rouen. Da es ſchon ſpät im Jahre geworden war und die Normannen nicht unglücklich kämpften, ſo daß kaum ein ſchnelles Ende des Krieges zu erwarten ſtand, kehrte Otto endlich nach Deutſchland zurück. Laon, Paris und Rouen hatten ihm freilich erfolgreichen Widerſtand geleiſtet, aber drei Monate lang hatte er Frankreich mit ſeinem Heere durchzogen, und als er das Land verließ, konnte er Ludwig Reims und andere Feſten des Reichs übergeben, auch hatte er manchen Großen zum Gehorſam gegen den König zurückgeführt. Nun ſollte Ludwig den Kampf gegen Hugo auf eigene Hand fortführen, um nicht den Waffen der Fremden allein ſeine Krone zu danken. Aber bald zeigte ſich, daß er ohne Ottos Beiſtand auch jetzt nicht eine königliche Macht in ſeinem Lande zu gewinnen vermochte. Wiederholentlich erſchien er am Hofe des deutſchen Königs, um ſeine traurige Lage zu ſchildern und die Vermittlung des mächtigen Schwagers in Anſpruch zu nehmen. Sie wurde ihm nicht verſagt, und im Jahre 947 brachte es Otto zu einem Waffenſtillſtand zwiſchen ſeinen ſtreitenden Schwägern, indem er zugleich damit umging, ihrem Haber auf eine andere Weiſe dauernd ein Ziel zu ſetzen.

Bei den inneren Streitigkeiten litt beſonders die Kirche in Frankreich. Manche Biſchöfe waren aus ihren Sitzen verjagt; einflußreiche Stellen, wie das Erzbisthum Reims, waren doppelt beſetzt, und je nachdem die eine oder die andere Partei den Sieg gewann, ging die Ver-

Digitized by Google

waltung des Sprengels von dieſer in jene Hand über. Die meiſten Biſchöfe waren auf Seiten des mächtigeren Hugo; andere, die ſich ihm nicht beugen wollten, wandten bald ihre Blicke von Ludwig, der ſie nicht zu ſchützen vermochte, auf den deutſchen König, und dies um ſo mehr, als ſelbſt der Papſt in der letzten Zeit auf Hugos Seite getreten war und ſie auch dort keinen Beiſtand erwarten konnten. Otto beſchloß endlich über die Klagen der von Hugo verdrängten Biſchöfe, namentlich des verjagten Erzbiſchofs Artold von Reims, eine Kirchenverſammlung entſcheiden zu laſſen, wobei ihm nicht entging, daß über die Rechtmäßigkeit dieſer Beſchwerden nur dann ein Urtheil zu fällen wäre, wenn ſich die Geiſtlichkeit zuvor über die durch Hugo angetaſteten Rechte König Ludwigs erklärte. Eine ſolche Erklärung, meinte Otto, würde der Sache des unglücklichen Königs günſtig ſein, zumal wenn er ſelbſt derſelben Nachdruck zu geben verſpräche.

Mit großem Eifer betrieb Otto die Sache. Nachdem zwei Synoden zu Verdun und Mouzon erfolglos geweſen waren, ſandte er Geſandte nach Rom, um den Papſt für ſeinen Plan zu gewinnen, und in der That ſchickte dieſer einen beſonderen Legaten, den Biſchof Marinus von Bomarzo, nach Deutſchland, um ein allgemeines Concil der Biſchöfe in den galliſchen und deutſchen Ländern wegen der Bedrängniß der Kirche in Frankreich zu verſammeln. Am 7. Juni des Jahres 948 wurde die Verſammlung auf deutſchem Boden zu Ingelheim eröffnet. Die beiden Könige Otto und Ludwig waren in Perſon erſchienen, vier und dreißig Biſchöfe hatten ſich eingefunden, aber nur wenige unter ihnen waren aus Frankreich. Denn die auf Hugos Seite ſtanden, hatten der Einladung nicht Folge geleiſtet; auch Hugo ſelbſt, der entboten war, hatte ſich nicht geſtellt. Den Vorſitz führte der Legat des Papſtes, der alsbald mit dem Vorſchlag hervortrat, man ſolle zuerſt die Sache König Ludwigs verhandeln. Offen legte Ludwig nun ſeine traurige Lage dar und enthüllte das Elend, in welches ihn Herzog Hugo geſtürzt habe. Wolle Jemand behaupten, ſagte er, daß er ſelbſt ſolches verſchuldet, ſo ſei er bereit, wenn das Concil dies verlange und König Otto es befehle, ſeine Unſchuld durch einen Eid oder durch einen Zweikampf zu erhärten. Von dem Urtheilsſpruch des Concils und des deutſchen Königs machte Ludwig ſeine Krone abhängig. Wir wiſſen, Otto und die Verſammlung, die nur ſeinem Willen folgte, waren ohnehin für Ludwig und bedurften nicht einer Rechtfertigung deſſelben. Man be-

Digitized by Google

schloß also, Herzog Hugo noch einmal durch ein Schreiben der Versammlung aufzufordern zum Gehorsam gegen seinen rechtmäßigen König zurückzukehren, leistete er nicht Folge, ihn in den Bann zu thun; Otto versprach nöthigen Falls den Bann mit den Waffen zu vollstrecken. Nachdem dann auch alle kirchlichen Fragen zu Gunsten der Anhänger Ludwigs entschieden und die Bischöfe Artold von Reims und Rudolf von Laon als rechtmäßige Kirchenfürsten anerkannt waren, ging das Concil auseinander.

Hugo fügte sich indessen der Entscheidung der Bischöfe nicht. Mit bewaffneter Hand mußte deshalb Konrad von Lothringen Ludwig in sein Reich zurückführen und eine neue Synode zu Trier auf Ottos ausdrückliches Geheiß über Herzog Hugo, den Empörer gegen seinen König, den Bann aussprechen. Aber auch damit war Ludwigs Stellung noch nicht befestigt. Binnen kurzer Frist erschien Gerberge am Hofe ihres Bruders, um ihn nochmals an sein Versprechen zu erinnern, und abermals sandte Otto Herzog Konrad nach Frankreich. Es war schwer einem Könige wie Ludwig die Krone zu sichern; erst durch vielfache Kämpfe und eine lange Reihe von Verhandlungen brachte es Konrad dahin, daß sich Hugo seinem rechtmäßigen Herrscher wieder unterwarf und endlich auch die Feste Laon wieder auslieferte (950). Aus den Händen der Deutschen empfing Frankreichs König die Krone zurück. Als bald darauf wegen einer geringfügigen Veranlassung es wieder zu Zwistigkeiten zwischen Ludwig und Hugo kam, rief jener abermals Otto zum Richter in seiner Sache auf, und Hugo weigerte sich jetzt nicht in Aachen vor dem Richterstuhl seines mächtigen Schwagers zu erscheinen. Zwei Löwen sandte er als königliches Geschenk voraus, um eine gute Aufnahme zu finden. Er fand sie, aber zugleich vernahm er Ottos gestrengen Spruch, er wolle, daß Ludwig König sei in seinem Lande, und verlange, ja er befehle, daß sich ohne des Königs Zustimmung Niemand in Frankreich im Besitz einer Burg befinde. So viel galten damals Wort und Wille des Sachsen in Frankreich.

Nicht geringeren Einfluß übte König Otto auf die burgundischen Länder aus, die sich vom westfränkischen Reiche getrennt hatten, aber doch durch gemeinsame Interessen noch vielfach mit ihm verbunden waren. Es ist erzählt worden, wie Graf Boso, der mit einer Tochter Kaiser Ludwigs II. vermählt war, durch die Gunst Papst Johanns VIII. und

Digitized by Google

die Wahl zahlreicher geistlicher Herren zum König der burgundischen Länder im Westen der Alpen und des Juragebirges um Rhone und Saône erhoben wurde (S. 158). Die Absichten des Papstes, diesem Geschöpf seines Willens auch das Königreich Italien zu gewinnen und ihm die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen, waren indessen nicht in Erfüllung gegangen und Boso als ein ziemlich machtloser Fürst im Jahre 887 zu Vienne gestorben. Ihm folgte sein unmündiger Sohn Ludwig, dem die Mutter wohl das ererbte Königreich erhielt, aber nicht verhindern konnte, daß die schwach begründete königliche Macht immer mehr in Verfall kam.

Neben unwirthbaren Gegenden auf den Höhen der Alpen enthielt das Reich üppige Landstriche und volkreiche Städte im Thale der Rhone, die großen Straßen, welche das südliche Europa mit dem Westen verbanden, durchzogen das Land: dennoch war und blieb das Königthum arm und ausreichender Mittel zu einer Erhebung beraubt. Denn das Reich war mit Bisthümern und Klöstern wie übersäet, und unaufhörlich beanspruchten und erhielten die geistlichen Herren von dem Könige, den sie erhoben hatten, neue Schenkungen und größere Freiheiten. Die Bisthümer aber waren ganz in den Händen der adligen Geschlechter und wurden unter dem Namen des Königs von ihnen vertheilt, so daß alle Macht und alles Ansehen bei dem Adel standen. Nur auswärtige Eroberungen hätten das Königthum kräftigen können, doch in nächster Nähe war zu solchen die Gelegenheit wenig günstig. Denn während der Minderjährigkeit Ludwigs erhob sich ein zweites burgundisches Reich in den Gegenden zwischen dem Jura, dem Rhein, der Aar und den penninischen Alpen unter dem Welfen Rudolf, und dieses hochburgundische Reich setzte dem von Niederburgund fortan nach der einen Seite Ziel und Schranke, während auf einer anderen das französische Herzogthum Burgund, von Ludwigs Oheim Richard begründet, noch weniger Aussichten zu neuen Erwerbungen darbot. Daher brach der burgundische Ludwig, als er zum Manne heranwuchs, nach Italien auf, um dort die einst seinem Vater verheißene Königs- und Kaiserkrone zu gewinnen. Nur kurze Zeit hatte hier König Berengar allgemeine Anerkennung genossen; da er sich unfähig zeigte, die Ungarn von dem Lande fern zu halten, wandten sich die Gemüther von ihm ab, und Ludwig, der in strahlender Jugendkraft mit hochfahrenden Plänen nach Italien hinabstieg, der Enkel Ludwigs II., fand die freudigste Aufnahme, empfing Italiens Krone und wurde in Rom zum Kaiser gekrönt (901).

Digitized by Google

Schnell verflog für Ludwig der ſchöne Traum, ſich durch die Vereinigung dreier Kronen an die Spitze der abendländiſchen Welt geſtellt zu ſehen. Denn ſchneller noch, als die Italiener ihn anerkannt hatten, verließen ſie ihn und wandten ſich aufs Neue Berengar zu. Schon nach einem Jahre mußte Ludwig das Land räumen und eidlich geloben nie mehr in daſſelbe zurückzukehren. Er hielt nicht Wort. Sobald ſich in Italien wieder Mißwollen gegen Berengar regte, brach er von Neuem auf, um dem Kaiſernamen, den er noch führte, Anerkennung zu gewinnen. Das Glück lächelte im Anfang auch diesmal ſeinem Unternehmen, aber nur um ſeine Tücke dann um deſto empfindlicher dem jungen Fürſten zu zeigen. Als er ſich in Verona völlig ſicher glaubte, brach Berengar durch Verrath in die Stadt; Ludwig, obwohl von rieſigen Kräften, ſah ſich von ſeinen Feinden überwältigt und übergab ſich der Gnade ſeines erbittertſten Gegners (905). Wegen des Meineids ließ Berengar Ludwig die Augen ausſtechen und ſandte ihn dann als einen unſchädlichen Mann in ſein burgundiſches Reich zurück, wo der blinde Kaiſer noch mehr als zwanzig Jahre ein elendes Leben und noch weit elenderes Regiment geführt hat. Alle Macht in dem Reiche wußte einer ſeiner Vaſallen, der Graf Hugo, durch ſeine Mutter ein Enkel König Lothars II., ein Mann von ſeltener Härte und Grauſamkeit, aber ausgezeichnet durch feſten Willen und ſcharfen Verſtand, ihm zu entwinden.

Auch das Welfenreich in Oberburgund, in engen Grenzen eingeſchloſſen, hatte ſich nicht kräftig entfalten können, und der junge König Rudolf II., der im Jahre 911 ſeinem Vater gefolgt war, ſah ſich deshalb nicht minder als Ludwig nach auswärtigen Eroberungen um. Zuerſt richtete er ſeine Waffen gegen die deutſchen Länder, aber von Herzog Burchard von Schwaben im Jahre 919 bei Winterthur geſchlagen, verſöhnte er ſich mit ihm, nahm ſeine Tochter Bertha zur Ehe und empfing mit deren Hand die deutſchen Gegenden zwiſchen Aar und Reuß, die damals Oberburgund einverleibt wurden. Auch dieſer eroberungsluſtige Fürſt wandte nun ſeine Blicke auf Italien, wo des Niederburgunders Pläne inzwiſchen geſcheitert waren.

Eine Zeit lang war König Berengars Herrſchaft unangefochten geblieben, und Papſt Johann X., von den Arabern unabläſſig bedrängt, die am Garigliano ſich ſchon dauernd feſtgeſetzt hatten, vergaß ſogar, daß noch ein Kaiſer lebe, und ſetzte Berengar zu Rom die Kaiſerkrone

Digitized by Google

auf das Haupt (gegen Ende des Jahres 915). „Aber die Italiener," sagt Liudprand von Cremona, der seine Landsleute trefflich kannte, „wollen immer zwei Herren haben, damit sie den einen durch den anderen in Furcht erhalten." So sahen denn auch Viele wieder nach einem anderen Herrn sich um und riefen König Rudolf in das Land. Bereitwillig folgte er ihrem Rufe, stieg von den Alpen herab, ließ sich im Jahre 922 zum König Italiens krönen, besiegte Berengar in einer blutigen Schlacht und kehrte dann siegesfroh in seine Berge heim. Kaiser Berengar erholte sich nicht wieder von seiner Niederlage und fiel im Jahre 924 zu Verona durch einen Meuchelmörder, den die burgundische Partei gegen ihn bewaffnet hatte.

Rudolf suchte alsbald sein italienisches Königreich von Neuem auf und fand hier im ersten Augenblick keinen Gegner mehr. Aber bald zerfiel er mit Irmengard, einer Frau von königlichem Geblüt, die durch ihre Reize, ihre Zügellosigkeit und ihre Ränke alle Großen Italiens beherrschte. Sie war durch ihre Mutter eine Enkelin König Lothars II., ihr Vater war der reiche und prachtliebende Markgraf Adalbert von Toscana, ihr Gemahl der mächtige Markgraf Adalbert von Ivrea gewesen; ihr Wittwenstand ließ ihr Raum schamlos und ungestraft ihren Lüsten zu leben. Auch König Rudolf hatte sie vordem in ihre Netze gefangen und nicht wenig dazu beigetragen, ihn auf den Thron Italiens zu erheben. Aber schon beschäftigte ein anderer Plan den Sinn des launenhaften Weibes; sie ging damit um, ihrem Stiefbruder Hugo, demselben Manne, der bereits in Niederburgund alle Macht an sich gerissen hatte, die Königs- und Kaiserkrone zu gewinnen und wußte auch den Papst für diesen Plan zu stimmen. Deshalb wiegelte sie jetzt die Großen Italiens gegen Rudolf auf, der in schmählicher Weise, vor dem Einfluß der gewaltigen Zauberin erbebend, seine Anhänger verließ und in sein Alpenreich zurückkehrte. Die Bischöfe und Großen Italiens wählten darauf Hugo zu ihrem Könige, und der Papst selbst rief ihn in die Halbinsel. Zwar machte König Rudolf sofort einen Versuch sich Italiens wieder zu bemächtigen, doch er mißlang völlig und kostete nur seinem Schwiegervater Burchard von Schwaben das Leben (S. 219).

Im Jahre 926 landete Hugo an der italischen Küste, nachdem er seine Macht im niederburgundischen Reiche in den Händen seines Bruders Boso zurückgelassen hatte. Er wurde zu Pavia zum König gekrönt

Digitized by Google

und alle Bischöfe und Grafen des Landes erkannten ihn an; nur die Kaiserkrone blieb ihm versagt, da wenig später Papst Johann von dem Stuhle Petri in den Kerker geschleppt wurde und dort seinen Tod fand. Kaum aber hatte sich Hugo in der Herrschaft Italiens befestigt, so starb im Jahre 928 der blinde Kaiser Ludwig und hinterließ das niederburgundische Reich, das er nur dem Namen nach regiert hatte, seinem Sohn Karl Constantin, einem jungen Manne von etwa zwanzig Jahren. Sobald Hugo diese Nachricht erhielt, eilte er in seine Heimath und beraubte den machtlosen Fürsten auch des Scheins der Herrschaft, indem er ihn allein auf das Gebiet von Vienne beschränkte. Nachdem er den burgundischen Raub gesichert, kehrte er nach Italien zurück und wußte durch Klugheit und Entschiedenheit so den Großen dieses Landes zu imponiren, daß sie schon im Jahre 931 seinen Sohn Lothar als seinen Mitregenten und Nachfolger anerkannten.

Bisher hatte König Hugo im Einverständniß mit Irmengard gehandelt und dankte ihr viel, wenn nicht Alles. Als er aber sich darauf der Römerin Marozia ergab, um durch sie die heißersehnte Kaiserkrone zu erlangen, trennten sich seine Wege von denen der Schwester. Hugos Absichten auf Rom schlugen fehl, und auch der Einfluß Irmengards wurde nun nicht mehr zu seinen Gunsten geübt: seitdem schwankte seine Gewalt. Bald erhob sich wieder eine unzufriedene Partei unter den italischen Großen und rief im Jahre 933 noch einmal König Rudolf aus seinen Bergen in die lombardische Ebene hinab. Aber Hugo wußte diesen Gegner unschädlich zu machen. Mit dem Raube von Niederburgund erkaufte er sich Ruhe vor Hochburgund: er trat die Länder an der Rhone und Saône an König Rudolf ab, der dagegen seine Ansprüche an Italien aufgab.

So wurden die burgundischen Reiche im Jahre 933 vereinigt, und das vereinte burgundische oder arelatische Reich hat dann, ein Jahrhundert hindurch selbstständig, später mit dem deutschen Reiche verbunden, eine lange Dauer gefristet, ohne jedoch jemals zu rechter Kraft zu gelangen. Damals litten die in demselben vereinten Länder am meisten durch die Araber, die sich an den Küsten der Provence dauernd niedergelassen hatten und den ganzen Kamm der westlichen Alpen besetzt hielten; weder Hugo noch Rudolf wußten ihnen zu begegnen, und jener nahm sie sogar zeitweise in seine Dienste, um durch sie seine ehrgeizigen Zwecke zu erreichen. Was die Araber verschonten, rafften die Ungarn

Digitized by Google

hin, die fast Jahr für Jahr von Italien her über die Berge kamen und das schlecht bewahrte Reich plündernd durchzogen.

Schon im Jahre 937 starb König Rudolf II. und hinterließ nebst seiner Gemahlin zwei unmündige Kinder: Konrad, den Erben des Thrones, einen Knaben von 13 Jahren, und dessen jüngere Schwester Adelheid, die noch in der Geschichte der Deutschen eine so bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war. Hugo hatte die Angelegenheiten Burgunds nie aus den Augen verloren; sein Sinn stand darauf, sich bei günstiger Gelegenheit jenes Raubes, den er im Drange des Augenblicks aus den Händen gelassen hatte, wieder zu bemächtigen, und diese Gelegenheit schien jetzt gekommen. Kaum war Rudolf betrauert, so bot Hugo dessen Wittwe Bertha die Hand und verlobte ihre Tochter Adelheid seinem Sohne Lothar (12. Dec. 938); so hoffte er als nächster Verwandter des jungen Königs denselben ganz in seine Gewalt zu bekommen und unter dem Schein der Vormundschaft das Land zu regieren. Aber die burgundischen Großen kannten Hugo als einen durchgreifenden, gewaltthätigen und grausamen Herrn und waren nicht von fern gewillt das Joch seiner Herrschaft auf sich zu nehmen; deshalb bemächtigten sie sich durch List ihres jungen Königs und überlieferten ihn dann Otto, dem einzigen Manne, der ihn gegen Hugos Ränke wirksam schützen konnte. Seitdem war Otto gleichsam zum Vormund des jungen burgundischen Fürsten bestellt; er zog selbst nach Burgund und ordnete dort die Angelegenheiten des Reichs. Der unmündige König verweilte in den nächsten Jahren, wie es scheint, ununterbrochen am deutschen Hofe, bis er im Anfange des Jahres 943 in sein Reich zurückkehren konnte. König Konrad, den man den Friedfertigen genannt hat, blieb aber auch in der Folge ein treu ergebener Freund seines Schützers, und so angesehen war Ottos Name in den burgundischen Ländern, daß die Deutschen dieselben schon als eine Eroberung ihres Königs ansahen.

Ottos Verbindungen mit dem burgundischen Königshause mußten ihn unmittelbar in die Verhältnisse Italiens verwickeln, und dies um so mehr, als seit geraumer Zeit fast alle jene Fürsten, die um die Krone Italiens stritten, sich aus den südlichen deutschen Ländern, bald aus Baiern, bald aus Schwaben, Hülfskräfte zu gewinnen wußten. Wiederholentlich waren schon zu König Heinrichs Zeiten die Herzoge von Baiern und Schwaben in die Händel des Südens hineingezogen und sogar öfters selbst in die lombardische Ebene zum Kampfe hinabge-

Digitized by Google

stiegen: wenn dessenungeachtet die Angelegenheiten des Südens unseres Wissens wenig oder gar nicht die Seele Heinrichs berührt hatten, so sollten sie bald um so mehr die Aufmerksamkeit seines Sohnes in Anspruch nehmen.

Seitdem Otto sich der Person König Konrads angenommen hatte, war die Freundschaft, die ihn früher mit König Hugo verbunden, wie Jedermann wußte, gelöst und ein kaum auszugleichender Bruch zwischen den beiden mächtigsten Fürsten des Abendlandes entstanden. An Feinden fehlte es Hugo nie, und der beispiellose Nepotismus, mit dem er alle einträglichen geistlichen und weltlichen Aemter des Reichs an seine unehelichen Söhne und seine anderen Verwandten, Männer meist von den schmutzigsten Leidenschaften beseelt, rücksichtslos ausstaffirt, mußte ihm stets neue erwerben: dennoch erhielt er durch tyrannische Grausamkeiten lange Alles in Furcht. Schwere Verfolgungen hatte von ihm besonders der Markgraf Berengar von Ivrea zu erdulden, obwohl er als Irmengards Stiefsohn Hugo verwandt war und früher solche Gunst bei diesem gefunden hatte, daß er ihm eine Tochter seines Stiefbruders Boso — ihr Name war Willa — vermählte. Da aber Berengar, durch seine Mutter der Enkel jenes Berengar, der noch bei Menschengedenken die Kaiserkrone getragen hatte, Vielen zum Befreier des Landes von Hugos Tyrannei bestimmt schien, warf er in der Folge auf ihn den bittersten Haß und suchte ihn zu verderben. Er machte einen Anschlag sich der Person Berengars zu bemächtigen und ihn dann des Augenlichts zu berauben: so sollte Berengar des blinden Ludwigs unglückliches Schicksal theilen, welches Hugo einst zum Glücke erhoben hatte. Doch der abscheuliche Plan wurde verrathen, und Berengar ergriff die Flucht. Umsonst schickte Hugo eine Schaar von Arabern, die in seinen Diensten standen, ihm nach. Der Flüchtling entkam und eilte schutzflehend an Ottos Hof. Denn auf Otto richteten sich von nun an in Italien die Blicke Aller, die von Hugo Gewalt erlitten.

Hugo verlangte von Otto die Auslieferung Berengars und bot dafür große Schätze; aber Otto verschmähte sie und verlachte Hugo, daß er glauben könne, ein deutscher Fürst werde seinen Schützling verrathen. „Daß Hugo mir entbieten läßt," sagte er, „ich solle dem meinen Beistand entziehen, der meine Gnade anruft, ist die höchste Thorheit." Dennoch gewährte er Berengar nicht so bereitwillig Unterstützung, wie dieser gehofft hatte. Schon war es nicht mehr Ottos Art, unzufriedenen Großen gegen ihren gekrönten Herrn und König Waffen zu leihen, und

Digitized by Google

die Achtung vor der königlichen Macht wirkte wohl mehr auf Otto, als die reichen Geschenke, die Hugo stets von Neuem ihm über die Alpen sandte. Als aber in Italien mehr und mehr der Haß gegen Hugo und seine übermüthigen Burgunder wuchs — aus Stolz, sagten die Italiener, thäten die Burgunder ihren Mund nicht auf, sondern sprächen in die Gurgel hinein —, da kehrte Berengar mit einem selbstgeworbenen, nur geringen Gefolge deutscher Krieger im Jahre 945 über die Alpen zurück. Freudig nahm man ihn als den Befreier des Landes auf, man begrüßte ihn als einen zweiten David und Karl den Großen. Die goldene Zeit, glaubte man, bringe er wieder; denn auch damals, wie zu allen Zeiten, waren die Italiener überschwänglich in Liebe und Haß. Alles fiel Berengar zu. Hugo wollte mit seinen Schätzen nach Burgund entfliehen, nachdem er zuvor zu Gunsten seines Sohnes Lothar der Krone Italiens entsagt hatte, aber man hinderte ihn an der Flucht. Bleiben mußte er wider Willen und eine Scheinkrone tragen, während Berengar in der That die höchste Macht in die Hände bekam. Aber auch Berengar fühlte sich nur durch die Freundschaft Ottos stark; die Gunst des mächtigen sächsischen Fürsten fiel in Italien schon schwer in die Wage, obwohl er die Alpen noch nicht überschritten hatte.

So gingen, während die Macht des ostfränkischen Reichs durch die Sachsen neu erhoben wurde, die romanischen Reiche im Süden und Westen dem Verfall entgegen; indem sich dort eine wahrhaft königliche Gewalt erhob, sank hier das Königthum zur erbärmlichsten Schwäche herab oder verwandelte sich in unerträgliche Tyrannei. Das deutsche Reich, einerseits über diese zerrütteten Staaten von überwiegendem Einfluß, andererseits die Barbarei des Nordens und Ostens durch natürliche Kraft und Waffenruhm zügelnd, hatte die Stellung genommen, die ihm durch seine natürliche Lage im Herzen Europas angewiesen zu sein scheint: es regelte die Kräfte der abendländischen Staaten und ordnete die Verhältnisse derselben unter einander. Selbst mit England, das der Gemeinschaft der abendländischen Welt damals am weitesten entrückt war, stand Otto durch seine Gemahlin in naher Verbindung. Noch jetzt ist ein schönes Andenken an jene Zeit vorhanden, da die Sachsen diesseits und jenseits des Meeres die Bande der Stammverwandtschaft aufs Neue durch ihre Herrscher fester knüpften. Es ist ein Evangelienbuch, das um das Jahr 940 König Otto und seine Mutter Mathilde

Digitized by Google

an König Athelstan als Geschenk übersandten; auf das erste Blatt haben Mutter und Sohn da selbst ihre Namenszeichen gesetzt.

Nachdem kaum die Stürme im Innern ausgetobt hatten, erhob Otto seine Herrschaft zu einer so geachteten und glänzenden Stellung, und es war nicht zu verwundern, wenn an seinem Hofe sich die Gesandten der Könige Frankreichs, Italiens, Burgunds und Englands mit den Häuptlingen der Wenden, Böhmen, Dänen und Ungarn begegneten. Im Jahre 945 und abermals im Jahre 949 sandte auch der Kaiser von Constantinopel ihm prächtige Ehrengeschenke, und im Jahre 950 sah man am Hofe des Sachsen Abgesandte des Chalifen von Cordova. Otto galt bereits für den ersten Fürsten des Abendlandes und war es.

12.

Ottos I. kirchliche Richtung.

Mitten in seiner Glücksbahn hatte König Otto ein gewaltiger Schlag des Schicksals getroffen und ihn an die Hinfälligkeit aller irdischen Herrlichkeit mit vernichtender Härte gemahnt.

Im Januar des Jahres 946 wurde ihm durch den Tod seine Gemahlin Editha entrissen. Unerwartet nahm der Tod sie von Ottos Seite, als sie zwei Kinder, die sie ihm geboren hatte, lieblich erblühen sah. Achtzehn Jahre hatte die angelsächsische Königstochter unter den Deutschen gelebt, und Alle beweinten ihr Ende, da sie mehr gleich einer liebenden Mutter, denn als eine Königin, unter dem Volke gewaltet hatte. Schon ihre Zeit verehrte sie wie eine Heilige, denn reine, wahre und innige Frömmigkeit wohnte in ihrer Seele und gab sich in edlen Werken christlicher Liebe kund. Oft soll ihr Gebet aus großer Bedrängniß den König gerettet haben, oft milderte ihre Fürbitte seinen heftigen Sinn. So stürmisch sein Zorn war, das zarte Weib beschwichtigte ihn. Als er einst seine Mutter wegen ihrer Mildthätigkeit schalt und diese sich tiefgekränkt vom Hofe entfernte, rührte Editha das Herz des Gemahls, und reuig bat er die Mutter um Verzeihung.

Auch Editha selbst soll Otto bisweilen ihre große Mildthätigkeit verargt und ihr einmal im Zorn verboten haben, ihre Hand ferner den

Digitized by Google

Armen zu öffnen. Um sie zu prüfen, erzählt die Sage, trat er einst an einem Feiertage selbst als Bettler vermummt an die Kirchenthür, als sich gerade die Königin im Festschmuck nahte. Dringend sprach er sie um ein Almosen an. Sanft verweigerte sie es; sie habe Nichts, sagte sie, als ihre Kleider. Noch dringender hielt er sie am Mantel zurück. Nur ein Fetzen hiervon, sagte er, würde mir Armen helfen. Und sie, der Rührung nicht mehr gebietend, erlaubt ihm einen Aermel des kostbaren Gewands zu nehmen.' Als sie darauf an des Königs Tafel erscheint, trägt sie einen anderen Mantel, als am Morgen, und scheinbar erstaunt fragt sie der König, warum sie die Tracht gewechselt. Verlegen sucht sie nach einer Ausflucht. Da läßt der König den abgelegten Mantel holen, um sie zu beschämen; denn er trug den Aermel bei sich, den sie ihm gegeben hatte. Aber siehe! ein Wunder: als das Gewand gebracht wurde, fanden sich beide Aermel an ihm, und der König bekannte, die er habe erproben wollen, habe der Himmel erprobt gefunden.

Edithas weiches Gemüth spiegelt sich auch in einer anderen Sage. Eine Hirschkuh kam einst, so heißt es, in tiefer Nacht zu Magdeburg an ihr Schlafgemach. Leise scharrte sie an der Thür und schritt, als ihr geöffnet war, zum Lager der hohen Frau; winselnd und stöhnend, als wolle sie einen tiefen Schmerz ausdrücken, streckte sie sich zu den Füßen der Herrin nieder und suchte dann wiederum die Weite. Editha befahl einem Jäger dem Thiere zu folgen. Er ging der Spur nach und fand jenseits der Elbe die Hirschkuh mit einem ihrer Jungen beschäftigt, das sich in einer Schlinge gefangen hatte. Der Jäger befreite das Thier, und schnell eilte die Mutter mit dem Jungen in das tiefe Gebüsch. Froh hörte Editha, wie der armen Mutter geholfen war.

In solchen Erzählungen lebte Jahrhunderte lang das Andenken der guten Königin fort und vererbte sich von Kind auf Kindeskind. Sie fand ihr Grab zu Magdeburg in dem Kloster des heiligen Moritz, welches Otto auf ihrem Witthum nach ihrem ausdrücklichen Wunsche im Jahre 937 errichtet hatte. Ihr Denkmal sah man dort einst auf der Nordseite der alten Kirche; jetzt verherrlicht sie ein stattlicher Sarkophag in dem prachtvollen Dome, der dort einige Jahrhunderte nachher als eines der erhabensten Werke deutscher Kunst erbaut ist.

Mächtig ergriff Otto der Tod des geliebten Weibes, und mehr als bisher wandte sich des Königs Sinn den himmlischen Dingen zu. Das schleunige Ende der Theuren, der noch ein langes Leben vorbehalten

Digitized by Google

schien, mahnte auch ihn an den Tod, der ihn mitten aus seiner glänzenden Laufbahn abrufen konnte, und wies ihn mehr als je auf jene höchste Macht hin, der auch der Gewaltigste auf Erden sich beugen muß. Er richtete seine Gedanken auf die heiligen Schriften und frommen Bücher. Nach der Sitte der Zeit war er zu den Waffen, nicht für die Bücher erzogen worden; jetzt erst lernte er die Buchstaben, aber er brachte es bald zu völliger Sicherheit im Lesen und Verstehen heiliger Schriften.

Den kirchlichen Angelegenheiten seines Reichs widmete Otto fortan eine besondere Sorgfalt. Wahre Religiosität war einer der hervortretendsten Züge in seinem Wesen. Immerdar lebte er in dem Bewußtsein, daß er unter dem unmittelbaren Schutze Gottes stehe; aus dem Gebete, durch dessen Kraft er oft wunderbar aus Gefahren errettet zu sein meinte, schöpfte er immer neuen Muth in seinen Bedrängnissen und Mühen; von dem Glauben an den göttlichen Ursprung seiner königlichen Gewalt war er ganz und gar durchdrungen. Dennoch hatte er sich in den ersten Jahren seiner Regierung nicht eben kirchlich nach dem Sinne jener Zeit bewiesen und die hohe Geistlichkeit bei ihm wenig Gunst genossen. Die Ansprüche, die sie sich in dem verfallenden Staate der Karolinger auf eigene Selbstständigkeit und darüber hinaus auf die Leitung der weltlichen Angelegenheiten gebildet hatte, vertrugen sich schlecht mit den Vorstellungen, die Otto von seiner Würde hegte. Mit Ausnahme des Erzbischofs Adaldag von Hamburg, den er selbst erhoben hatte, standen deshalb die ersten Kirchenfürsten lange Zeit ihm und den von ihm gesetzten Herzogen feindselig genug gegenüber. Wir wissen, wie Friedrich von Mainz, der doch den Ruf besonderer Heiligkeit bei Vielen genoß, wiederholentlich des Hochverraths angeklagt wurde und nur mit genauer Noth der schwersten Strafe entging; wir wissen, wie die Untreue dieses ersten Bischofs des Reichs im Jahre 939 den Abfall anderer Bischöfe nach sich zog. Dann wurde im Jahre 942 der Erzbischof Rodbert von Trier, ein Verwandter Herzog Giselberts, mit dem Bischof Richar von Tongern offen von Herzog Konrad, als dieser die Verwaltung Lothringens erhielt, des Treubruchs gegen den König bezüchtigt und mußte sich wegen dieser Beschuldigung rechtfertigen. Und kaum hatte des Königs Bruder Heinrich die Regierung Baierns übernommen, so gerieth er in die ärgerlichsten, nie wieder beigelegten Händel mit dem Erzbischof Herold von Salzburg. Dem altersschwachen Wikfried von

Digitized by Google

Köln wurde es sogar zu besonderem Verdienste angerechnet, daß er die dem Könige beschworene Treue nicht offen verletzte: doch lebte auch er in mannigfachen Streitigkeiten mit Otto, der in dem alten Streite zwischen Köln und Hamburg über das Bisthum Bremen sich auf die Seite Hamburgs stellte und die Sache endlich in diesem Sinne zur Erledigung brachte.

Es ist begreiflich, wenn unter solchen Verhältnissen die Kirchen und Klöster im Anfange der Regierung Ottos nicht sonderlich begünstigt wurden. Er bestätigte ihnen wohl die früheren Privilegien; auch erhielten einige Bisthümer, wie Hamburg, wie Utrecht, wo sein Bruder Brun erzogen war, und Chur, welches durch Verwüstungen der Araber stark gelitten hatte, neue Schenkungen; vor Allem empfingen das Kloster zu Quedlinburg, die Stiftung Heinrichs, und das neue Moritzkloster zu Magdeburg Beweise königlicher Gunst. Aber einer ungewöhnlichen Freigebigkeit hatten sich die geistlichen Stiftungen damals so wenig zu erfreuen, daß der König es sogar seiner Mutter verargte, daß ihre Hand für die Kirchen und Klöster stets offen war. Es kam hierüber zu einem traurigen Zwist in der königlichen Familie. Mathilde, die seit dem Tode ihres Gemahls ihre größte Freude in frommen Werken fand und neben dem Nonnenkloster auf der Höhe zu Quedlinburg dort zur Seite der Pfalz am Fuße des Berges ein neues Mönchskloster gegründet hatte, ging mit ihrem reichen Witthum bei der Ausstattung geistlicher Stiftungen so verschwenderisch um, daß die Söhne endlich glaubten Einsprache erheben zu müssen. Kaum waren Otto und Heinrich versöhnt, so wandten sie sich gemeinsam gegen die Mutter. Nicht allein ihr Witthum vergeude sie, warfen sie ihr vor, sondern sie habe auch große Schätze aus der Verlassenschaft des Vaters ihnen vorenthalten. Sie häuften Kränkungen auf Kränkungen, und verlangten schließlich, sie solle ihr Witthum aufgeben und in ein Kloster gehen. Die Mutter, tief durch diesen Undank der Söhne verwundet, entsagte willig dem, was des Gemahls Liebe ihr gegeben hatte, sie zog nach Enger auf ihr väterliches Erbe zurück und beschränkte sich darauf, mit ihren geschmälerten Einkünften das dortige Kloster so zu erweitern, daß sie als die neue Begründerin desselben angesehen wurde. Längere Zeit war dann die Eintracht zwischen der Mutter und ihren Söhnen gestört, bis Editha den Frieden herstellte.

So wenig Eifer für die Hebung des äußeren Wohlstandes der geist-

Digitized by Google

lichen Stiftungen Otto in den ersten Jahren seiner Regierung zeigte, so wenig Theilnahme fanden damals auch bei ihm die löblichen Bestrebungen mancher Bischöfe, die verfallene Klosterzucht herzustellen. Manche Versuche der Art wurden in Lothringen gemacht, namentlich vom Bischof Adalbero von Metz, andere in den Ländern diesseits des Rheins, wo sich besonders Erzbischof Friedrich an die Spitze einer Klosterreformation stellte; aber Otto sah auf diese Bemühungen mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Mißtrauen, und dieselben hatten deshalb auch keinen oder doch nur geringen Erfolg.

Erst nach dem Tode Edithas wandte sich der König mit ganzem Herzen der Kirche zu. Er suchte da den Trost für seine schwerbekümmerte Seele, wo ihn die Mutter gefunden hatte; in frommen Werken und in rastlosen Bemühungen für das Reich Gottes auf Erden. Auch mochte ihm mit jedem Tage bereits klarer werden, wie wichtig es für die Zukunft des Reichs war, sich der geistlichen Gewalten, welche das Zeitalter bei aller seiner Rohheit gewaltig beherrschten, zu bemeistern und ihnen die Richtung zu geben. Wie Otto sich jetzt mit den frommen Neigungen seiner Mutter begegnete, trat er auch dem geistigen Streben seines Bruders Brun näher, in dem er bald das ausgezeichnetste Werkzeug für seine kirchlichen Absichten fand.

Brun, der jüngste Sohn König Heinrichs, stand an geistiger Kraft und unermüdlicher Thätigkeit seinen älteren Brüdern in keiner Weise nach, nur daß Neigung und Erziehung ihn auf ein anderes Gebiet des Lebens angewiesen hatten. Da der Vater ihn dem geistlichen Stande bestimmte, war er schon in früher Jugend dem elterlichen Hause und seiner sächsischen Heimath entzogen worden. Nach Lothringen hatte man ihn gesandt, wo sich am meisten Bildung und Gelehrsamkeit aus der Karolingischen Zeit in den Kloster- und Stiftsschulen erhalten hatten, obwohl man bald genug auf den damaligen Zustand dieser Schulen als einen kläglichen herabsehen konnte; zugleich sollte wohl auch der Königssohn die Lothringer enger an die sächsische Herrschaft fesseln. Das Letztere scheint auch der Grund gewesen zu sein, weshalb man seine Erziehung dem noch jungen Bischofe Balderich von Utrecht, einem Verwandten Herzog Giselberts, anvertraute. Es war zu derselben Zeit, als König Heinrich seine älteste Tochter dem Lothringerherzog vermählte und Robbert, einem anderen nahen Verwandten Giselberts, das Erzbisthum Trier verlieh. In den unmittelbarsten Beziehungen

Digitized by Google

zu dem Herzogshause wuchs Brun in Lothringen auf und nahm hier viel von der regsameren Art der Lothringer an.

Früh zeigten sich in dem Knaben beharrlicher Fleiß und glänzende Fähigkeiten; stets war er bei der Arbeit und that es bald allen seinen Altersgenossen zuvor. Man staunte, wie die Genüsse des Lebens und die Freuden der Welt auf diesen so hoch geborenen Knaben gar keinen Eindruck machten, ihn von seinen Büchern nicht zu trennen vermochten. Aus dem Ernst und der Treue, mit der er die Studien betrieb, schloß man nach dem Wort der Schrift: „Man kennt einen Knaben an seinem Wesen, ob er fromm und redlich werden will" (Sprüche 20, 11) auf die Wahrheit seines Gemüths und die Unsträflichkeit seines späteren Lebens. Brun lebte ganz in seinen Büchern; wer sie ihm zerknitterte oder verdarb, konnte ihn bitter erzürnen, und dieselbe peinliche Sorgfalt, mit der er sie äußerlich hielt, übertrug er auf die Art und Weise, wie er sie studirte. Er eilte nicht, wie häufig begabte Knaben pflegen, von einem Buche zum anderen, um die Phantasie mit buntwechselnden Bildern zu füllen. Ihm lag an jedem einzelnen Wort, an jedem Ausdruck; die Form an sich beschäftigte nicht minder seinen Geist als der Gedanke des Schriftstellers. Eine philologische Ader, die so Wenigen seiner Zeitgenossen zu Theil ward, hatte die Natur dem Königssohne mitgegeben. Es wird erzählt, daß der christliche Dichter Prudentius zuerst Brun in die Hand gegeben wurde, nachdem er die Anfangsgründe der Grammatik erlernt hatte; es entzückte ihn in gleicher Weise an diesem Dichter der gläubige Inhalt, der lebendige Fluß der Gedanken, die Wahl des Ausdrucks, der Reichthum und Wandel des Versbaus. Wie er dann später die Lustspiele des Terenz las, sah man ihn bei den ausgelassenen Stellen keine Miene verziehen, kein Lächeln kam über seine Lippen; er empfand die Schönheit der Form, sie nahm seine Aufmerksamkeit ganz gefangen. Früh übte er sich im Sprechen und Schreiben der lateinischen Sprache und brachte es zu einer solchen Fertigkeit, daß er darin Vielen später ein trefflicher Lehrer werden konnte.

Als die Verhältnisse Ottos zu Lothringen und zu Herzog Giselbert sich änderten, kehrte Brun, damals etwa vierzehn Jahr alt, an den königlichen Hof zurück. Noch im Knabenalter, schien er an Bildung und Reife des Verstandes ein Mann vor Anderen, und der König wußte die trefflichen Kenntnisse seines Bruders dem Reiche nutzbar zu machen. Wie die Einrichtungen, welche Karl der Große für seinen

Digitized by Google

weltlichen Hofstaat getroffen hatte, längst in Verfall gerathen waren, so nicht minder die für die Hofgeistlichkeit. Die Stellung des Apocrisiarius war eingegangen oder vielmehr mit der des Erzkanzlers vereinigt worden. Mit dem Reiche selbst war auch die Kanzlei desselben aufgelöst und zerstückt worden: die Erzbischöfe hatten die Titel, Einkünfte und Ehren der Erzkanzler oder Erzkapellane an sich gerissen, die Geschäfte selbst aber vernachlässigt, die an niedere Geistliche kamen, welche die Person des Königs als Kanzler begleiteten und die Urkunden derselben im Namen der Erzkanzler ausstellten. Auch die Hofschule, jene große Bildungsanstalt für die Geistlichkeit des Karolingischen Reichs, war längst verfallen. So fand Otto die Reichskanzlei, durch die allein ein regelmäßiger Geschäftsgang erhalten werden konnte, in der größten Verwirrung; die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg nannten sich Erzkanzler des Reichs, bekümmerten sich aber wenig um die Geschäfte, die nach der Wahl des Königs von Hofgeistlichen besorgt wurden, die der schwierigen und einflußreichen Stellung, die sie einnahmen, kaum gewachsen waren und denen der König doch, da alle wichtigen Angelegenheiten durch ihre Hände gingen, ein unbedingtes Vertrauen schenken mußte. Sollte die Einheit des Reichs festeren Halt gewinnen, so mußte vor Allem der Geschäftsgang am Hofe besser geregelt und fähige Geistliche zum Dienste desselben herangebildet werden, mit einem Worte die Kanzlei oder nach dem damals gebräuchlichen Ausdruck die Kapelle*) des Königs mußte neu organisirt werden. Diese Aufgabe wies Otto seinem Bruder zu und ernannte ihn nicht allein zum Kanzler, sondern übergab ihm im Jahre 940 zugleich als Erzkapellan die Leitung der Kanzlei in ihrem ganzen Umfange; auch die Ueberwachung der kirchlichen Verhältnisse des Reichs stand mit dieser Stellung in unmittelbarer Verbindung.

Mit der größten Hingebung und jener Pünktlichkeit, die ihm in Allem eigen war, unterzog sich Brun den Geschäften seines wichtigen Amtes. Fast alle Urkunden sind in den nächsten dreizehn Jahren von ihm selbst ausgestellt; dabei mußte er Tag für Tag zahllose Klagen von

*) Unter der Kapelle des Königs wurde schon in der Karolingischen Zeit die Gesammtheit aller dem Hofe dienenden Geistlichen, der gesammte Hofklerus, verstanden; ursprünglich bezeichnet der Name die Kappe des heiligen Martinus, dann den geweihten Raum in der Pfalz der Merovinger, wo diese Kappe aufbewahrt wurde.

Digitized by Google

Bedrängten und Hülflosen anhören, von denen Keiner ohne Trost, Rath und Beistand ihn verließ. Wohin der König seinen Weg nahm, überall war Brun ihm zur Seite, und überall fand er Arbeit im Ueberfluß. Aber so jung er war, die Kräfte erlahmten ihm nie, ja er fand in der größten Geschäftigkeit noch immerdar Zeit, seinen geliebten Studien nachzugehen. „Wenn er Muße hatte," — so sagt Bruns trefflicher Biograph Ruotger — „gab es keinen beschäftigteren Mann, und auch mitten in den Geschäften fehlte es ihm nie an Muße."

Während Brun unablässig für Andere arbeitete, arbeitete er zugleich nicht minder an sich. Denn Nichts lag ihm ferner, als mit Selbstbefriedigung auf das zu schauen, was er erreicht hatte. Wo auch der König sein Hoflager oder sein Kriegszelt aufschlagen mochte, überall begleiteten Brun seine Bücher; „wie die Israeliten die Bundeslade," sagt Ruotger, „führte er seine Bibliothek mit sich." Mitten im Getümmel der Reise, in dem Lärmen des Hofes, war er doch gleichsam allein und lebte seinen Studien und Meditationen. Um keinen Preis gab er die Frühstunden des Tages zu zerstreuenden Beschäftigungen hin; da war er ungestört bei seinen Büchern und kehrte, wenn nach den Freuden des Mahls die Geschäfte am Hofe ruhten, mit frischer Kraft sofort zu jenen zurück. Ein so regsamer und wißbegieriger Geist, überdies von solcher Höhe des Lebens herabstrahlend, mußte bald der anziehendste Mittelpunkt für alle geistigen Bestrebungen der Mitwelt werden; alle Elemente wissenschaftlicher Bildung, welche die Ungunst einer gewaltthätigen Zeit überstanden hatten, konnten nicht anders, als sich um ihn sammeln, um von ihm neue Kräftigung zu erhalten. Und in der That eilten fast Alle im Reiche, die sich geistig etwas dünkten, an den Hof des Königs. Aber Viele kehrten mit dem beschämenden Geständniß zurück, sie hätten an Brun erst erkennen gelernt, daß sie Nichts wüßten; in ihm hätten sie eine Leuchte gefunden auf dem Wege wahrer Wissenschaft, den sie fortan betreten wollten.

Während Brun Anderen Vorbild wurde, suchte er selbst für sich neue Lehrer und fand sie. Zunächst waren es Griechen, die theils als Gesandte vom Hofe zu Constantinopel erschienen, theils zerstreut in deutschen Klöstern wohnten, wie wir unter Anderm wissen, daß das Kloster Reichenau damals mehrere griechische Mönche beherbergte. So versteinert und vertrocknet auch längst die Wissenschaft unter den Griechen war, so übertrafen sie doch an Umfang der Kenntnisse, an

Digitized by Google

Gewandtheit in Schrift und Rede, an feiner gesellschaftlicher Bildung damals weit alle Völker des Abendlandes, und selbst untergeordnete Gelehrte des Ostens thaten es hierin leicht den ersten Männern des Westens zuvor. Auch Brun fand, daß er von ihnen lernen könne, und studirte mit Eifer ihre Sprache; er ließ sich gern mit ihnen in Disputationen ein, und so gerühmte Kämpfer die Griechen wegen ihres scharfen Verstandes und ihrer Zungengeläufigkeit in diesen Wortstreiten waren, staunten sie doch über den feinen Geist dieses Jünglings und brachten neue Probleme desselben, die sie nicht zu lösen vermochten, in die Heimath zurück, um sie den ersten Gelehrten daselbst vorzulegen. Die griechische Sprache war damals im Abendlande nicht so unbekannt, wie man wohl geglaubt hat; aber sie diente nur als Verkehrsmittel mit dem Ostreiche, mit dem die Verbindungen niemals ganz abgebrochen wurden, ohne daß man sie als Schlüssel zu den alten Schriftwerken der Hellenen benutzt hätte. Diese lagen der ganzen Anschauung der Zeit durch die Entwicklung, welche die abendländische Welt genommen hatte, unendlich fern; selbst die theologische Litteratur der Griechen fand als eine ketzerische nur geringe Beachtung. Daher ist es nicht zu verwundern, daß die Kenntniß der griechischen Sprache für Bruns innere Entwicklung kaum recht fruchtbringend gewesen ist.

Als den Lehrer, der am meisten auf ihn gewirkt hat, nennt Brun selbst einen irländischen Bischof, mit Namen Israel, der, nachdem er seiner Heimath den Rücken gewandt, im Kloster St. Maximin zu Trier lebte. Wir kennen das Zeugniß, das Israel auf Befragen seinem Zöglinge gab; er betonte vor Allem, daß Brun ein heiliger Mann sei, und gab damit zu erkennen, daß die religiöse Bildung des Herzens in seinen Augen höheren Werth besäße als die wissenschaftliche des Geistes und daß diese in Brun wesentlich auf jene zurückgewirkt habe. Nur wenig ist von diesem Israel bekannt, aber schon seine Abkunft läßt uns auf das Innerste seines Wesens und seiner Lehre schließen.

Denn noch einmal, wie in den Tagen eines Fridolin, Columban und Gallus, übten damals britische und irische Mönche einen tiefgreifenden Einfluß auf das religiöse Leben der deutschen Stämme aus. Durch Normannen und Dänen aus ihrem Inselande verjagt, kamen sie über die See und begaben sich theils in die meist von Iren gestifteten Klöster am Rhein, namentlich nach St. Gallen, theils flüchteten sie sich nach Lothringen, wo sie auf die Herstellung der verfallenen

Digitized by Google

Klosterzucht den wohlthätigsten Einfluß übten und zugleich die ihnen von jeher eigene Liebe zu wissenschaftlicher Beschäftigung den reformirten Klöstern mittheilten. Von den hierarchischen Bestrebungen der Karolingischen Geistlichkeit waren sie weit entfernt; die Zwängung aller Christen unter Roms Gebot hielten sie am wenigsten für ihre Aufgabe. Sie lebten im Gebet, in Ertödtung des Fleisches, in wissenschaftlicher Arbeit und suchten in Armuth und Demuth dem Reiche Gottes und dem Wohl ihrer Mitmenschen nach Kräften zu dienen; dabei vertiefte sich ihre Einbildungskraft mit Vorliebe in die Geheimnisse der göttlichen Zukunft, und sinnlich greifbar mußten ihnen Zeichen und Beweise des göttlichen Waltens überall entgegentreten. Niemand verehrte gläubiger die Reliquien als sie; Niemand legte mehr Gewicht auf Träume; Kasteiungen und Fasten hatten in ihren Augen den größten Werth; Gelübde trieben sie zu Wallfahrten bis an das Ende der Welt. Es ist eine wunderbare Mischung von wissenschaftlicher Nüchternheit und religiöser Phantastik, von Werkheiligkeit und wahrhaft christlicher Glaubensfreudigkeit in diesen Mönchen. Man wird nicht mit Unrecht an ihrem Treiben manchen Anstoß nehmen, aber verkennen läßt sich nicht, es geht durch dasselbe ein tiefer Zug wahrer Frömmigkeit, aufrichtiger Demuth und jener aufopfernden Liebe, die um des Herrn willen Allen Alles sein möchte. Die Deutschen, die an der vornehmen Karolingischen Geistlichkeit mit ihren steifen kirchlichen Formen, ihrer prunkvollen Gelehrsamkeit und ihrem glänzenden Weltleben wohl niemals großes Gefallen gehabt hatten, verehrten diese schlichten Mönche wie Heilige. Denn gerade das fand die Masse an ihnen in höchster Vollendung, was sie als das Ideal eines christlichen Lebens ansah.

Die fürchterliche Noth der Zeit hatte in den deutschen Ländern, wie überall im Abendlande, die Menschen gelehrt, daß mit ihrer Macht Nichts gethan und ohne Gottes sichtlichen Beistand alle ihre Sorge vergeblich sei. Die Verzweiflung trieb das Volk zu den Kirchen und Altären; bei ihnen suchten sie von Gott Schutz für die Gegenwart und Gewähr für die bedrohte Zukunft. Das fromme Herz fand hier Trost und Freudigkeit; der Kleinglaube richtete sich an den Segenssprüchen, Prophezeiungen, Träumen heiliger dem weltlichen Leben abgestorbener Männer auf; der Aberglauben maß den Gebeinen der Heiligen wunderbare Kräfte der Errettung bei und glaubte durch äußere Werkheiligkeit die Strafen Gottes abwenden zu können. Das Volk suchte überall

Digitized by Google

unmittelbare Zeichen göttlicher Barmherzigkeit, wollte in seinen Priestern lebendige Zeugen geistlichen Lebens sehen. Und was konnten ihm da jene Bischöfe alten Schlags bieten, die in ihren vergilbten Kirchengesetzen und dogmatischen Streitigkeiten lebten, die in der Unterjochung der weltlichen Gewalten, in der Erhebung des römischen Primats und ähnlichen Dingen vor Allem ihre Lebensaufgabe zu sehen schienen? Mit Nothwendigkeit entfremdete sich das Volk seinen Bischöfen und wandte sich frommen Klausnern und heiligen Mönchen zu; ein eigenthümliches religiöses Leben bildete sich unter ihm aus, dem es an innerer Wärme und Glaubenskraft nicht fehlte, das aber einer Leitung bedurfte, wenn es sich von der Kirche nicht ganz trennen sollte. Dieser lebendigen Glaubensströmung im Volke bemächtigten sich rechtzeitig einige hervorragende Männer, die selbst von ihr berührt zur Leitung bischöflicher Kirchen gelangten und dann die Geistlichkeit ihrer Sprengel für eine tiefere Auffassung ihres Amtes zu gewinnen wußten. So wirkte vor Allen Bischof Ulrich von Augsburg, der in St. Gallen gebildet und noch von König Heinrich eingesetzt war. Und in ähnlicher Weise wirkten auch jene irischen Mönche, indem sie in die Geistlichkeit nicht allein neue Triebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit pflanzten, sondern sie vor Allem auf ein gottgefälliges und geistliches Leben hinwiesen. In diesem Sinne haben sie an vielen Orten, und besonders in Lothringen die Kirchen und Klöster zu reformiren gesucht.

Auch auf Brun ist der Einfluß dieser Iren, wie es scheint, von großer Bedeutung gewesen. Wir finden ihn bald ganz auf denselben Bahnen mit ihnen und Bischof Ulrich; auch sein Inneres ist von diesem neuerwachten Glaubensleben ergriffen, auch sein Leben durchdringt ein ascetischer Zug, und auch er zeigt sich für die Reformation der Geistlichkeit thätig. Mehrere Abteien, besonders das reiche Lorsch, waren ihm um ihrer Einkünfte willen nach der Sitte der Zeit übertragen, aber er hielt dafür, daß sie ihm nicht gegeben seien, um sich zu bereichern, sondern um sie in einen Gott wohlgefälligen Stand zu setzen, und stellte theils mit Güte, theils mit Gewalt in ihnen eine strengere Klosterzucht her. Den sächsischen Klöstern, die zum Theil noch arm waren, wandte er große Schenkungen zu und brachte auch sie in besseren Stand. In Orten, die Mittelpunkte eines lebendigeren Handelsverkehrs zu werden anfingen, wie Soest, fehlte es noch an Kirchen; er ließ Reliquien dorthin bringen und Kirchen zu Ehren der Heiligen erbauen.

Digitized by Google

Vor Allem aber war Brun bestrebt die wissenschaftliche Thätigkeit des Klerus neu zu beleben. Durch ihn und durch die von ihm hervorgezogenen Männer wurde der Hof wieder der Mittelpunkt wissenschaftlicher Bestrebungen, die königliche Kapelle erhielt den Charakter einer hohen Schule. Von den sieben freien Wissenschaften, in die man die ganze Summe weltlicher Weisheit damals zusammenfaßte, waren nur die drei niederen: Grammatik, Rhetorik und Dialektik seit Menschengedenken in den Schulen gelehrt worden; daß Brun auch auf die vier höheren: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie seine Studien richtete, stellte ihn in den Augen der Zeitgenossen als den Wiederhersteller dieser Wissenschaften dar. Indem er selbst unablässig lernte, wurde er zugleich der Lehrer vieler Anderen; nie ließ er dabei die Ueberlegenheit seines Geistes drückend empfinden, vielmehr wußte er durch gewinnende Freundlichkeit und milden Ernst einen Jeden zu fesseln. Während er selbst „mit Gigantenschritten auf der Bahn der Tugend vorwärts eilte", wie sein Biograph sich ausdrückt, ermüdete er nie sich nach den Zurückbleibenden umzusehen, um ihnen den Weg zu erleichtern.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen am Hofe gewannen, seitdem ihnen auch Otto seine Aufmerksamkeit zuwandte, an Umfang und Tiefe; die Früchte derselben traten schon um das Jahr 950 bemerklich hervor. Bald darauf wurde der gelehrte Rather, ein Lothringer von Geburt, der sein Heimathsland verlassen und durch König Hugo in Italien sein Glück gemacht hatte, dann aber aus seinem Bisthum Verona vertrieben war, an den Hof berufen, und Brun selbst lernte noch von Rather, der für den ersten Theologen der Zeit galt. Bischof Liudprand von Cremona kam wenig später an den Hof, und auch seine in der altlateinischen Literatur nicht gewöhnliche Belesenheit scheint Brun nicht ungenutzt gelassen zu haben. Schon holte man nicht die Gebeine der Heiligen allein, sondern mit ihnen andere in unseren Augen werthvollere Reliquien des Alterthums über die Alpen, vor Allem die trefflichsten Handschriften der klassischen Schriftsteller. Mehr als hundert derselben brachte ein Italiener, mit Namen Gunzo, auf Ottos Aufforderung in die deutschen Länder, aus denen manche der werthvollsten Italien nach Jahrhunderten wieder zurückgeführt hat. Mit frischem Eifer warf man sich nun auf das Studium der alten Dichter, Redner und Geschichtsschreiber; Virgil, Horaz, Ovid, Terenz, Cicero und Sallust erstanden gleichsam von den Todten und wurden die Lehrer der Deutschen in den freien Wissenschaften.

Digitized by Google

Vom Hofe aus verbreitete sich die Theilnahme an den Wissenschaften weiter durch das Reich, namentlich nahmen die Klosterschulen einen erfreulichen Aufschwung. St. Gallen und Reichenau gediehen zu ihrer schönsten Blüthe; Fulda suchte seinen alten Ruf zu behaupten; Hersfeld eiferte ihm nach; nach Würzburg berief man einen Lehrer aus Italien. In Sachsen pflegte Korvei die Wissenschaften mit besonderer Vorliebe; auch in den Nonnenklöstern, besonders zu Gandersheim und Quedlinburg, lasen dort die Mädchen neben den Heiligenleben jetzt Virgil und Terenz. Und kaum daß man die Alten kennen lernte, noch geblendet von dem Glanz ihrer Rede, faßte man den Muth mit ihnen zu wetteifern; hinter Klostermauern legte man Hand an Werke, die bei aller Rohheit nicht ohne erhabene Schönheiten sind, die ein kräftiges Ringen nach Formvollendung zeigen und durch ihren Inhalt für uns einen unvergänglichen Werth besitzen.

Es ist eine Literatur eigenthümlichster Art, die sich aus diesen Bestrebungen entwickelte. Sie ruht auf nationaler Grundlage und kleidet sich doch in das Gewand der klassisch-römischen Sprache; sie ist klösterlich und ascetisch, aber dabei sinnlich-naturalistisch nach der Anschauungsweise der Alten; sie ist geistlich, aber unbekümmert um dogmatische Streitigkeiten und kanonistische Gelehrsamkeit; sie ist endlich höfisch, aber zugleich schlicht, treuherzig und aufrichtig. Die altdeutsche Heldensage klingt in Hexametern wieder, die dem Virgil nachgebildet oder entlehnt sind; die naive Thiersage muß sich dem strengen Takte antiken Versmaßes fügen; die wunderbaren Geschichten von den Anfängen der Sachsen werden in der Sprache des Sallust und Tacitus vorgetragen; eine Nonne behandelt die Legenden der Heiligen in der Form terentianischer Komödien. Brun hat dieser ganzen Literatur den Stempel seines Geistes aufgedrückt; seine Liebhaberei für philologische Gelehrsamkeit, sein ascetischer Eifer, seine ihm von der Natur angewiesene höfische Stellung wirken über ein Jahrhundert in dieser Literatur bemerkbar fort. Aber es waltet noch ein anderer Geist in und über derselben, den er weder bewältigen konnte noch wollte; es lebt in diesen Büchern auch der kräftige, derbe und wahre Sinn des deutschen Volkes.

Man hat das zehnte Jahrhundert vor anderen ein Zeitalter der Barbarei genannt, und allerdings bezeichnet die Anfänge desselben ein tiefer Verfall alles dessen, was die Karolingische Zeit für Kunst und

Digitized by Google

Wissenschaft geleistet hatte. Aber schon um die Mitte des Jahrhunderts nehmen wir in den deutschen Ländern neue Keime der Bildung wahr, und eigentlich erst aus ihnen entwickelte sich eine Kultur, die tiefer in unsere nordischen Gegenden eindrang und dort heimisch wurde. Es war freilich eine Bildung, welche zunächst nur die höchsten Spitzen des Volkes berührte, den Hof, die Geistlichkeit und den in die Nähe des Hofs gezogenen Adel; aber wesentlich hat sie doch dazu beigetragen, alle Verhältnisse der Deutschen allmählich neu zu gestalten. Niemand verspürt mehr, als der Geschichtsschreiber des deutschen Volkes, welche Umwandlung in den Kulturzuständen damals vorging. Nachdem er aus dem Dunkel der Sagen schon in der Karolingischen Zeit in das Licht der Geschichte eingetreten war, umfängt ihn in dem Anfang des zehnten Jahrhunderts abermals eine Dämmerung, in der es unmöglich wird Thatsache und Dichtung zu scheiden; die Ueberlieferung ist verworren, widersprechend, unvollständig und ohne Zusammenhang. Aber mit der Mitte des Jahrhunderts erschließen sich ihm sofort wieder gleichzeitige, zuverlässige Quellen, die den Gang der Dinge im Großen deutlich erkennen lassen; der Boden wird fest unter den Füßen, und nur selten hat er noch den unsicheren Grund der Vermuthungen zu betreten.

Die Kapelle des Königs war aber nicht allein eine Schule der Wissenschaft, sie war zugleich und vor Allem eine Pflanzstätte für Kirche und Staat, indem aus ihr fast alle die Geistlichen hervorgingen, die in der nächsten Zeit Otto und seine Nachfolger auf die deutschen Bischofsstühle erhoben. Es ist ein neues Geschlecht von Kirchenfürsten, sehr unähnlich dem, welches die spätere Karolingerzeit hervorgebracht hatte. Diese Bischöfe, so durchdrungen sie von der Höhe ihres geistlichen Berufs sind, zeigen sich der Reichsgewalt wahrhaft ergeben; sie schlagen willig die Schlachten des Königs mit und ziehen in seinem Interesse und zu seinem Nutzen von einem Lande freudig zum anderen. Hierarchisch-theokratische Ideen liegen ihnen fern, nicht minder knechtischer Gehorsam gegen Rom, wie sie auch die Ehrenrechte des heiligen Petrus achten; sie durchdringen sich vielmehr mit dem Gefühl einer freien, selbstständigen Gewalt, die sie von Gott über ihr Bisthum empfangen haben, und regieren ihre Sprengel mit einer patriarchalischen, Alles umfassenden Macht. Herstellung der Kirchenzucht, Reformation der Klöster und Kapitel, Erweckung wissenschaftlichen Lebens unter der Geistlichkeit sehen sie als ihre nächste Aufgabe an; aber nicht minder finden sie darin

Digitized by Google

ihren Beruf, ihre Städte mit Mauern zu schützen, Markt- und Münzrecht ihnen zu gewinnen oder zu sichern, Handel und Verkehr zu heben, wüste Gegenden anzubauen, Wälder auszuroden, die Dienste ihrer Hörigen gesetzlich zu ordnen, Recht und Gerechtigkeit innerhalb ihrer Immunitäten zu wahren. Es sind durchweg praktische Aufgaben, die sie sich stellen, und in deren Erfüllung sie Gott und ihren Mitmenschen einen Dienst zu erweisen meinen.

Die römische Kirche hat nicht Wenige dieser Bischöfe unter ihre Heiligen versetzt, aber auch das deutsche Volk schuldet diesen Männern den größten Dank. Zur Hebung des unterdrückten Theiles der Nation, zur Belebung des städtischen Lebens, zur Förderung des Ackerbaues haben sie nicht wenig beigetragen, ja selbst die bestimmtere Entwicklung des nationalen Geistes beruht zum großen Theil auf ihnen. Von einem Mittelpunkte gingen sie in alle Theile des Reichs: gleiche Bildung, gleiche Grundsätze der Verwaltung, gleiche kirchlich-politische Ansichten verbreiteten sie von dort aus, wohin sie kamen, und sie selbst blieben, wenn auch getrennt, in einem nahen, oft innigen Verhältniß unter einander. Man kann behaupten, daß unter ihnen sich zuerst feste Grundzüge einer nationalen Politik festgestellt haben, die von der zufälligen Denkart des jeweiligen Staatsoberhaupts unberührt blieben. In diesem bischöflichen Stande begegnen uns eine große Zahl der würdigsten und verdientesten Männer, die sich, bis der Investiturstreit eine unheilbare Spaltung in alle Lebenskreise brachte, fast durchweg von derselben Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande durchdrungen zeigen.

Eine Geistlichkeit, so erfüllt von tapferem Glaubensmuthe und hülfreicher Liebesthätigkeit, wie sie sich damals in den deutschen Ländern heranbildete, konnte auch dem Missionswerke nicht lange fremd bleiben. Und schon öffnete der König selbst ihrer Wirksamkeit auch hier ein weites und ergiebiges Feld.

Das Beispiel des ruhmreichen Apostels des Nordens, des heiligen Ansgar, der zuerst mit einigem Erfolg das Christenthum unter den Dänen und Schweden predigte, hatte den Missionseifer in den Hamburger Erzbischöfen nie ganz erkalten lassen; aber die Verkündigung des Evangeliums stieß im Norden auf so viele Schwierigkeiten, die politische Lage der deutschen Bischöfe gegen die das Reich bestürmenden Nordlandskämpfer war lange Zeit so unglücklich gewesen, daß die Mission fast erstarb. Dazu erwuchsen dem Erzstift selbst die ärgerlichsten Händel.

Digitized by Google

Schon unter Ansgar war Hamburg von nordischen Seeräubern überfallen und die Kirche zerstört worden; das Erzstift wurde darauf mit dem Bisthum Bremen vereinigt, das bisher unter Köln gestanden hatte. Papst Nicolaus I. hatte dann zwar ausdrücklich Bremen von Köln getrennt, doch hatte Köln unaufhörlich Einsprache gegen dies Verfahren erhoben, und spätere Entscheidungen theils durch Päpste, theils durch Synoden waren bald der einen, bald der anderen Seite günstig gewesen. So in ihrer eigenen Existenz angegriffen, hatten die Erzbischöfe von Hamburg die Mission mehr und mehr aus den Augen verloren. Zuerst gedachte man ihrer wieder nach dem glücklichen Kampfe Heinrichs gegen die Dänen. Erzbischof Unni (916—936) zeigte sich da als der würdige Nachfolger Ansgars; er durchzog abermals das dänische Festland, die Inseln und setzte sogar nach Schweden über. Fast überall fand er die früher gestifteten Gemeinden eingegangen oder im äußersten Verfall. Er suchte dem Christenthum aufs Neue im Norden eine sichere Stätte zu gründen; da er aber auf der Reise starb, kam es nicht zu festen kirchlichen Gründungen.

Unnis Nachfolger war ein junger vornehmer Sachse, der für den geistlichen Stand erzogen war und in der königlichen Kanzlei gedient hatte, jener Adaldag, der bei König Heinrichs Tode die erste Seelenmesse las. Er verdankte Mathilden und ihrem Sohne seine Erhebung und war, wie bemerkt wurde, der einzige deutsche Erzbischof, der sich bis dahin besonderer Gunst und des unbedingten Vertrauens des Königs rühmen konnte. Mannigfache Wohlthaten empfing Adaldag von seinem königlichen Gönner: nicht nur daß er die ausgedehntesten Privilegien erhielt, Otto erwirkte ihm auch das Pallium von Rom und brachte es endlich dahin, daß die Ansprüche Kölns durch eine päpstliche Entscheidung völlig zurückgewiesen wurden. Adaldag war aber auch ganz der rechte Mann für seine wichtige Stellung; er gehörte derselben Richtung mit Ulrich von Augsburg an und war Einer der Ersten, der in ihr vorleuchtete. Adam von Bremen, der alte Geschichtsschreiber der Hamburger Kirche, nennt ihn schlechthin den Wiederhersteller des Erzstifts. „Adaldag lebte," sagte er, „ganz in der Heidenbekehrung, in der Errichtung von Kirchen, in der Seelsorge: deshalb war er von Gott und den Menschen geliebt, Alle verehrten ihn, selbst seine Feinde." Glückliche Kämpfe mit den Dänen und die festere Ordnung der dänischen Mark gaben der Heidenbekehrung jetzt bessere Aussicht auf dauernden Erfolg,

Digitized by Google

und bald gedieh Adaldag in der That so weit, daß es möglich wurde bischöfliche Kirchen auf dem dänischen Festlande zu errichten. Kurz nach dem Tode der Königin Editha konnte Otto als Denkmal seines kirchlichen Eifers hier drei neue Bisthümer gründen: zu Schleswig, Ripen und Aarhuus. Die neuen Bischöfe bekleidete Otto mit den Zeichen ihrer bischöflichen Würde; Erzbischof Adaldag weihte sie, und als der Papst bald darauf Hamburg den Missionssprengel in Dänemark, Norwegen, Schweden und im ganzen Norden bestätigte, hatte das Erzstift bereits ihm untergebene Bischöfe in die nordischen Regionen.

Indessen waren auch die ersten glücklichen Versuche zur Bekehrung der unterworfenen wendischen Stämme gemacht. Schon zu den Zeiten Heinrichs nach dessen ruhmreichen Siegen über diese Stämme hatte Bischof Adalward von Verden, ein älterer Verwandter und der Lehrer Adaldags, den Abodriten gepredigt und Viele derselben bekehrt. So war der erste Grund gelegt worden zu dem Bisthum Oldenburg, das von Otto dann etwa um dieselbe Zeit mit den dänischen Bisthümern fest begründet und reichlich ausgestattet wurde. Oldenburg, von den Slawen Stargard genannt, wo der Sitz des Bisthums ursprünglich war und von wo er später nach Lübeck verlegt wurde, liegt nahe der Küste der Ostsee, der Insel Femern gegenüber; der Sprengel erstreckte sich über die von den Abodriten und Wagriern bewohnten Küstenstriche bis zur Peene und Elde. Das Bisthum wurde unter den Hamburger Erzbischof gestellt, und der Schutz desselben, wie der dänischen Bisthümer zunächst Hermann Billing übertragen.

Aber umfassendere Pläne für die Bekehrung der Wenden beschäftigten Ottos Geist. Der lange Kampf hatte zur Unterwerfung der Wenden geführt, aber der Haß gegen die Deutschen war in den Herzen der Besiegten nicht erstorben. Sie beugten sich der Gewalt, aber ihre Seele war voll bitteren Grolls gegen ihre oft so hartherzigen und übermüthigen Herren, die überdies eine andere Sprache redeten und einen anderen Glauben hatten als sie. Denn noch lebte der alte finstere Götzendienst ungebrochen unter ihnen fort. Blutige Opfer brachten sie ihren Göttern, und nicht Stiere und Schafe allein, sondern auch Menschen schlachteten sie an den Altären. Nichts, meinten sie, sei ihren Göttern angenehmer als das Blut der verhaßten Christen, und wenigstens einmal im Jahre müßte ihr Kriegsgott Swatowit am Blut eines Christen sich sättigen. An einen dauernden Frieden und bessere Zeiten für diese Länder ließ sich

Digitized by Google

nicht denken, ehe nicht der Abgötterei ein Ende gemacht war und das Christenthum Sieger und Besiegte zu einem Volke von Brüdern verband. Dies wurde Otto klar, und er erfaßte deshalb mit aller Kraft seiner Seele den Gedanken, das Heidenthum unter den wendischen Stämmen zu vertilgen und der Religion Christi auch hier die Stätte zu bereiten.

Kaum läßt sich bezweifeln, daß den König der Plan, den er nachher mit der größten Beharrlichkeit verfolgte, beim Moritzkloster zu Magdeburg, dem Grabe Edithas, ein neues Erzbisthum zu errichten und ihm die Mission unter den slawischen Völkern zu übertragen, schon damals beschäftigt hat. Aber bei dem hartnäckigen und schroffen Geiste des Erzbischofs Friedrich von Mainz, der die ganze Mission im Osten als ihm untergeben betrachtete, konnte Otto nicht hoffen so leicht seinen Wunsch zu erreichen. Er stand deshalb vorläufig von diesem Plane ab und begnügte sich einer späteren Durchführung desselben vorzuarbeiten. Er griff unvorzüglich auf eigene Hand die Mission unter den östlichen Wenden an; in die Gegenden an der Havel und Spree sandte er sächsische Geistliche und Mönche, die von den Waffen Geros geschützt bis zur Oder hin ihren Weg nahmen, um aller Orten den Wenden das Evangelium zu predigen. Mehr Furcht und Gewalt, als ein bekehrtes Herz, führten Viele der Wenden zur Taufe, aber bald konnte man doch darangehen, Gotteshäuser zu errichten und christliche Gemeinden zu ordnen. Auch hier, wo Christus noch niemals gepredigt war, wurde das Kreuz erhöht, Manchen damals, wie es zu allen Zeiten war, ein Aergerniß, aber Anderen bald der höchste Ruhm. Schon im Jahre 946 begründete Otto das Bisthum Havelberg für die Gegenden zwischen der Elbe und Oder nördlich der Havel, die vornehmlich die kriegerischen Redarier bewohnten; drei Jahre später errichtete er für die Heveller und Lausitzer, in den Gegenden an Havel und Spree, ein zweites Bisthum zu Brandenburg. Die ersten Bischöfe wurden, nachdem sie mit dem Stabe vom Könige eingesetzt waren, von dem Erzbischofe von Mainz geweiht. Reichlich stattete der König diese Bisthümer mit den Abgaben und Zehnten aus, die er bisher selbst aus dem Wendenlande bezogen hatte. Von jedem Pfluge mußte der Wende fortan jährlich dem Bischof steuern und von seinem Getreide und Flachse ihm zehnten.

So war es Otto, der die Mission unter den Heiden, wie sie Karl der Große und Ludwig der Fromme im Frankenreiche begonnen hatten, zuerst wieder aufnahm und Boten in die Weite schickte, um über die

Digitized by Google

Völker, die im Finstern wohnten, ein neues Licht zu verbreiten. Kein Papst dachte damals daran, und die Kirche selbst hatte diese ihre so wichtige Aufgabe fast vergessen. Wohl versuchte hier und da ein frommer Bischof, der Kraft des göttlichen Wortes vertrauend, auf eigene Hand das große Werk: aber auch der redlichste Wille erlahmte im fruchtlosen Streben. Der Herrschaft der Sachsen war es vorbehalten, auch hier der Zukunft weitere Bahn zu brechen. Jetzt liegt das Land, das einst die Wenden bewohnten, mit unzähligen Kirchen vor unseren Blicken; so war es nicht immer, und man soll es Otto nicht vergessen, daß er zuerst christliches Leben in diese Länder gepflanzt, obwohl es erst nach Jahrhunderten und unter harten Kämpfen hier zur Blüthe gedieh.

Während Otto auf solche Weise der Kirche in den deutschen Ländern frisches Leben gab, während er unter den Heiden im Osten und Norden neue Bisthümer begründete und zugleich durch die Synode zu Ingelheim selbst in die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs eingriff, hatte er sich auch schon mit dem Oberhaupt der abendländischen Kirche, dem Papst Agapet II., in Verbindung gesetzt. Gegen Ende des Jahres 947 hatte er den Abt Hadamar von Fulda, einen gewandten und ihm treu ergebenen Mann, nach Rom gesandt und den Papst veranlaßt in den wichtigsten Streitfragen der deutschen Kirche Entscheidungen zu treffen, zugleich aber einen Vikar über die Alpen zu senden, der mit apostolischer Machtvollkommenheit binden und lösen könnte, was zu binden und zu lösen sei. Es war jener Bischof Marinus von Bomarzo, der der großen Ingelheimer Synode vorsaß, der erste päpstliche Legat seit dem Altheimer Concil. Bald zeigten sich überall die Folgen davon, daß so der mächtigste Fürst des Abendlandes mit Rom und dem Stuhle Petri in unmittelbare Verbindung trat.

Wie es das Andenken an Editha ist, das sich durch alle diese kirchlichen Bestrebungen Ottos hindurchzieht, so finden wir auch nach anderen Seiten hin sein Handeln durch die Erinnerung an die ihm so früh entrissene Gemahlin bestimmt. Mit der größten Zärtlichkeit umfaßte er Liudolf und Liutgarde, Edithas Kinder, und Nichts mochte ihn mehr erfreuen, als daß Gunst und Wohlwollen ihnen auch im Volke entgegenkamen. Besonders war Liudolf, damals ein Jüngling von sechszehn Jahren, der Liebling des Volkes. Keinem seiner Altersgenossen, meinte man, stände er an körperlichen und geistigen Gaben nach und gewiß werde er seiner Ahnen sich werth zeigen; man hegte keinen Zweifel, daß

Digitized by Google

er einſt nach dem Vater den Thron beſteigen werde. Und ſchon eilte Otto ſelbſt, obwohl er noch in dem kräftigſten Alter ſtand — er hatte das vierzigſte Jahr noch nicht erreicht — Liudolf die Nachfolge zu ſichern. In feierlicher Verſammlung der Großen des Reichs ließ er dem Jüngling als ſeinem Nachfolger den Treueid leiſten. Bald darauf, im Jahre 947, vermählte er ihn mit Ida, der einzigen Tochter des reichen und angeſehenen Schwabenherzogs Hermann, deſſen Treue er ſo vielfach erprobt hatte. Als nicht lange darauf (10. December 948) Hermann ſtarb, fiel Liudolf durch Idas Hand nicht nur das große Vermögen ſeines Schwiegervaters zu, ſondern er erhielt auch die Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben, dem er durch ſeine Gemahlin in gleicher Weiſe angehörte, wie Heinrich dem Baierlande durch Judith, Herzog Arnulfs Tochter. Uebrigens verweilten Liudolf und Ida ſelten in Schwaben. Sie folgten meiſt dem Hofe, da ſich Otto von ſeinem Sohne nicht zu trennen vermochte; Liudolfs Gemahlin wurden nach dem Willen des Vaters königliche Ehren am Hofe erwieſen.

Zu derſelben Zeit, als Liudolf Ida heimführte, war auch Edithas Tochter Liutgarde, in den Geſichtszügen und an Herzensgüte der Mutter ähnlich, dem Herzog Konrad von Lothringen vermählt worden, dem Manne, den Otto vor Allen erhoben hatte und der damals in allen ſtaatlichen Angelegenheiten am meiſten bei ihm vermochte. Konrad war überdies durch enge Freundſchaftsbande mit Liudolf verbunden; mit der feurigen Leidenſchaft eines jungen Herzens hatte ſich dieſer an den reiferen Mann angeſchloſſen, der wegen vieler glänzender Waffenthaten vom Volke als der erſte Held ſeiner Zeit geprieſen wurde. Auch mit Herzog Heinrich von Baiern lebte Konrad zu jener Zeit noch in vertrautem Verhältniß. Man pries Liutgarde wegen dieſer Ehe mit dem hochgefeierten Manne glücklich, die für ſie ſpäter die Quelle vieler Leiden werden ſollte.

Alle deutſchen Herzogthümer waren jetzt in den Händen der nächſten Angehörigen des Königs. Baiern verwaltete ſein Bruder Heinrich, Schwaben ſein Sohn, Lothringen der Gemahl ſeiner Tochter, Sachſen und Franken er ſelbſt. Eine Familie herrſchte über alle deutſchen Länder, ihre Geſchichte war die Geſchichte des Reichs. Wie dieſe Herzoge durch die engſten Bande des Lebens, durch Blutsverwandtſchaft vereinigt waren, ſo ſchienen durch ſie auch die deutſchen Stämme in die innigſte Gemeinſchaft gebracht und gleichſam zu einer großen Familie,

Digitized by Google

zu einem Volke verbunden. Ruhe und Eintracht glaubte man so für lange Zeit gesichert; denn nach menschlichem Ermessen versprach Alles den Anordnungen Ottos ungewöhnliche Dauer. Otto und Konrad standen noch in dem frischesten Mannesalter; Heinrich hatte eben erst das dreißigste Jahr erreicht; Liudolf lachte noch der Morgen des Lebens. Auch die Nachfolge im Reiche war bereits dem sächsischen Hause verbürgt, wenn ja ein früher Tod den König ereilen sollte.

Umblick.

Man stand in der Mitte des Jahrhunderts, das unter so bösen Vorzeichen begonnen hatte. Wie hatte sich seitdem die Gestalt der Dinge in den deutschen Ländern geändert!

Die deutschen Völker, vordem sämmtlich in das große germanisch-romanische Weltreich Karls des Großen eingeschlossen, waren in die traurigen Schicksale, welche den Verfall dieses Reichs bezeichneten, hineingezogen worden; sie hatten eine Schreckenszeit innerer Kämpfe durchgemacht und waren während derselben auf das Fürchterlichste von der Wuth barbarischer Stämme mißhandelt worden. Endlich rissen sie sich von den romanischen Theilen der Karolingischen Monarchie los; aber in demselben Augenblick zeigte sich auch unter ihnen die Neigung, jede engere Verbindung wieder zu lösen und kleinere Reiche zu gründen, die wesentlich auf den alten Stammesunterschieden beruhten. Die Gefahr abermaliger Zersplitterung trat nahe genug, aber der Gang der Geschichte führte doch nicht zu den alten Zuständen zurück, sondern zu einer neuen, höchst folgenreichen Entwicklung. Ein umfassendes Reich wurde begründet, welches alle deutschen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren und ihre Muttersprache mit der Sitte der Väter rein erhalten hatten, in sich faßte und wie einerseits gegen die Romanen, so andererseits gegen die Slawen und die scandinavischen Völker des Nordens abschloß: das erste Reich, welches nicht auf der Besonderheit eines einzelnen deutschen Stammes, sondern auf den gemeinsamen Interessen aller deutschen Völker beruhte und in dem sich ein Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, ihrer nationalen Einheit erst bestimmter entwickeln konnte.

Digitized by Google

Es ist oft bemerkt worden, daß nur unter dem von äußeren Feinden geübten Druck in uns Deutschen das Bedürfniß nationaler Einigung sich rege. So traten zuerst den einbrechenden Römern gegenüber deutsche Gaugemeinden zu einem Bunde zusammen; so schlossen sich später, von Osten und Westen bedrängt, die kleinen Stammgemeinden zu größeren Völkerschaften zusammen — und so waren es unfraglich auch jetzt die Raubzüge der Dänen, Ungarn und Wenden, die vor Allem die deutschen Stämme sich fester an einander zu schließen vermochten. Aber nicht äußerer Zwang allein, auch glänzende Herrschertugenden haben das deutsche Reich begründet. Keine leichte Aufgabe war es, die noch immer widerstrebenden Elemente dieses Reichs dauernd zu verbinden. Mannhaftigkeit, Festigkeit und Weisheit vollendeten, wozu die Noth des Augenblicks den ersten Anstoß gegeben hatte. Als die Universalmonarchie Karls des Großen verfiel, regte sich in allen Völkern, welche dieselbe umfaßt hatte, der Trieb auf nationaler Grundlage ihr staatliches Leben neu zu gestalten: nirgends ist dies ohne große innere Kämpfe gelungen, nirgends ohne den Zwang äußerer Noth durchgesetzt, aber nirgends ist man so früh zum Ziele gediehen, als in den deutschen Ländern. Innerhalb weniger Jahrzehnde bildete sich hier ein Reich, das sich in den mannigfachsten Umwandlungen durch die Jahrhunderte erhalten hat und auf dem unser politisches Leben noch jetzt zum großen Theile fußt.

Unleugbar ist, daß die einfacheren Ordnungen dieses Reichs das altgermanische Wesen klarer abspiegelten, als jene kunstreiche Organisation der Karolingischen Monarchie, aber darum kehrte es doch weder zu den überwundenen Zuständen barbarischer Zeiten zurück, noch löste es sich völlig aus der großen Gemeinschaft, in welche durch Karls Reich die ganze germanisch-romanische Welt gebracht war. Mochten die Nationen des Abendlandes sich wieder von einander trennen, schon war allen ihren staatlichen Einrichtungen so tief der Charakter des germanischen Wesens eingeprägt, daß ihre weitere Entwicklung keinen ganz verschiedenen Gang mehr nehmen konnte, und zugleich umschloß sie alle dieselbe Kirche, in ihren Formen, ihrer Sprache und Bildung auf das Bestimmteste den Stempel des römischen Wesens tragend und sie alle mit den stärksten Banden an Rom kettend. Obschon jetzt ein selbstständiges deutsches Reich entstand, gingen doch die wesentlichsten Institutionen des Frankenreichs auf dasselbe über und auch der kirchliche

Digitized by Google

Zusammenhang mit Rom wurde in keiner Weise gelockert. Roms Sprache beherrschte nach wie vor nicht allein die Kirche, sondern mit dieser auch die Schule und den Hof, die Literatur und die Geschäfte des Reichs. Man hat dies vielfach beklagt, aber schwerlich läßt sich in Abrede stellen, daß nur so für das deutsche Volk damals die Gefahr beseitigt wurde, aus dem großen Gange der Kulturgeschichte herauszutreten. Kaum ist es denkbar, wie ohne diese Aufnahme eines starken römischen Elements unser Volk sich hätte nicht allein selbst mitten in der allgemeinen geistigen Bewegung erhalten, sondern auch der Fortpflanzung derselben förderlich werden können.

Und wie gewaltig tritt nun das deutsche Volk, sobald sich seine Kräfte in einem nationalen Königthum sammeln, in die Geschichte ein, wie zeigt es sich sogleich ganz von seiner großen Aufgabe für die Entwicklung der Menschheit erfüllt! Deutsche Krieger waren es, welche der zerstörenden Wuth heidnischer Völker wehrten, die abermals die Bildung des Abendlandes mit Vernichtung bedrohten; deutsche Priester, welche das Evangelium den heidnischen Stämmen im Norden und Osten brachten, so daß die dunklen Schatten des Heidenthums wichen und die hellen Strahlen der wahren Religion weiter und weiter die Welt durchdrangen. Wie zerrissen, wie thatenarm, in wie abhängiger Schwäche erscheinen neben diesem Reiche die anderen christlichen Staaten des Abendlandes!

Die hohe Stellung, die das deutsche Volk so schnell errungen hatte, dankte es vor Allem seinen beiden großen Königen aus dem Sachsenstamme. Otto vollendete, was Heinrich begründet hatte. Freilich war Manches in anderer Weise, als es vor des Vaters Seele gestanden hatte, von dem Sohne durchgeführt: die königliche Gewalt war ungemein erhöht worden, das Herzogthum hatte an seiner ursprünglichen Bedeutung für die einzelnen Stämme verloren — dennoch war der Grundriß des Baues, wie ihn Heinrich vorgezeichnet, auch jetzt noch deutlich erkennbar. Der Grundgedanke des Reichs schien noch immer: Einheit durch Königsregiment, soweit es die Sicherheit des Ganzen gegen äußere und innere Feinde erfordert; getrennte Verwaltung der Stammesländer, soweit der Bestand des Reichs dadurch nicht gefährdet ist.

Es mochte eine Zeit geben, wo Otto glaubte, es sei für ihn genug das Werk seines Vaters so durchgeführt und für alle Folge gesichert zu haben, er habe damit seinen Beruf erfüllt. Aber die Kraft kann nicht

Digitized by Google

ruhen; das Leben ſteht nicht ſtill, ſondern lockt uns von einem Ziele zum anderen. Als Otto die Stellung ermaß, die er ſich und ſeinem Volke errungen, als er die Lage der Welt überblickte, bot ſich ihm ein neues Ziel ſeines Strebens dar: die römiſche Kaiſerkrone. Um ſie zu gewinnen, war es nicht mehr genug den Fußſtapfen des Vaters zu folgen; ſein Geiſt mußte zu höheren Gedanken ſich aufſchwingen, ſein Fuß neue Bahnen betreten.

Heinrichs Name gehört der Geſchichte Deutſchlands an; Ottos Thaten ſollten mit unverlöſchlichen Zügen in der Weltgeſchichte verzeichnet werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

90
RIES

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

3 Jan'64RVZ

REC'D LD

JAN 28 '64 -4 PM

JUL 18 1989

LD 21A-40m-4,'63
(D6471s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

YC 43690
U.C. BERKELEY LIBRARIES
C006813460